Biogr. 629 m
1,1.2

nützbar

AIF

Digitized by Google

<36600718710012

<36600718710012

Bayer. Staatsbibliothek

Meine Lebensgeschichte.

Von

Fanny Lewald.

Erste Abtheilung:

Im Vaterhause.

Erster Theil.

Berlin, 1861.

Verlag von Otto Janke.

Im Vaterhause.

Von

Fanny Lewald.

1911

Die Verfasserin behält sich das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen vor.

Erster Theil.

Berlin, 1861.

Verlag von Otto Janke.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Druck von Trömner & Dietrich (früher Hotop) in Cassel.

Im Vaterhause.

Erſter Theil.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Einleitung.

Wie der Reisende sich Empfehlungen von verehrten Personen zu verschaffen sucht, um sich einen freundlichen Empfang und gütige Theilnahme unter den Fremden zu sichern, so schicke ich dieser Arbeit eine Bemerkung Goethe's über die Bedeutung des Individuellen voran, die mich seit lange beschäftigt und mir während des Arbeitens oft im Sinne gelegen hat.

„Das Individuum, sagt Goethe, geht verloren; das Andenken desselben verschwindet; und doch ist ihm und andern daran gelegen, daß es erhalten werde.

„Jeder ist selbst nur ein Individuum und kann sich auch eigentlich nur für's Individuelle interessiren. Das Allgemeine findet sich von selbst, dringt sich auf, erhält sich, vermehrt sich. Wir benutzen's, aber wir lieben es nicht.

„Wir lieben nur das Individuelle; daher die große Freude an Vorträgen, Bekenntnissen, Memoiren, Briefen

und Anekdoten abgeſchiedener ſelbſt unbedeutender Menſchen.

„Die Frage: ob Einer ſeine eigene Biographie ſchreiben dürfe, iſt höchſt ungeſchickt. Ich halte den, der es thut, für den höflichſten aller Menſchen.

„Wenn ſich Einer nur mittheilt, ſo iſt es ganz einerlei, aus was für Motiven er es thut.

„Es iſt gar nicht nöthig, daß Einer untadelhaft ſei, oder das Vortrefflichſte und Tadelloſeſte thut; ſondern nur, daß Etwas geſchehe, was dem Andern nützen oder ihn freuen kann.“

Ein andermal, als er die Entſtehung ſeiner biographiſchen Annalen ſchildert, ſpricht er ſich, auf das Urtheil Cellini's geſtützt, dahin aus, daß man ſich nicht zu ſpät daran machen dürfe ſeine Erinnerungen aufzuzeichnen, wenn man überhaupt die Neigung fühlt, dieſes zu thun.

„Es iſt keine Frage, heißt es dort, daß uns die Fülle der Erinnerung, womit wir jene erſten Zeiten zu betrachten haben, nach und nach erliſcht, daß die anmuthige Sinnlichkeit verſchwindet, und ein gebildeter Verſtand durch ſeine Deutlichkeit jene Anmuth nicht erſetzen kann.

„Hierbei iſt aber noch ein bedeutender Umſtand

wohl zu beachten: wir müſſen eigentlich noch nahe genug an unſern Irrthümern und Fehlern ſtehen, um ſie liebenswürdig und in dem Grade reizend zu finden, daß wir uns lebhaft damit abgeben, jene Zuſtände wieder in uns hervorrufen, unſere Mängel mit Nachſicht betrachten und mancher Fehler uns nicht ſchämen mögen."

An dieſe Ausſprüche habe ich oftmals gedacht, wenn ich bei meinen dichteriſchen Arbeiten, im Geſtalten der einzelnen Figuren, den Boden zeichnete dem ſie entſtammten, die Einflüſſe welche zu ihrer Entwicklung beitrugen, und den Weg auf dem ſie an ihr Ziel zu gelangen hatten. Dann iſt mir häufig die Luſt gekommen, mir einmal mein eigenes Leben und meine eigene Entwicklung in ſolcher Weiſe überſichtlich und zuſammenhängend darzulegen, und ſeit Jahren habe ich die Neigung gehabt, meine Erinnerungen aufzuzeichnen.

Meine Freunde haben mich in dem Gedanken beſtärkt, mich zu dem Unternehmen angetrieben, und nun ich mir endlich einmal die Muße dazu geſchafft, nun ich mich an den Schreibtiſch ſetze um an das Werk zu gehen, bewegt es mir feierlich das Herz. Denn wie man in der Jugend ahnungs- und hoffnungsvoll in

die ungewiſſe Zukunft hineinblickt, ſo ſchaue ich in dieſem Augenblick ruhig und befriedigt auf den Pfad zurück, der jetzt hinter mir liegt.

Es iſt etwas Beſonderes um das Feſthalten und Aufſchreiben ſeiner eigenen Schickſale, um das Wiedererwecken ſeiner eigenen Vergangenheit. Man iſt Darſteller und Zuſchauer, Schöpfer und Kritiker, jung und alt zugleich. Man empfindet alle ſeine genoſſenen Freuden mit der Kraft der Jugend, man blickt auf ſeine vergangenen Leiden mit dem Gefühle eines Ueberwinders zurück. Man durchlebt das Leben noch einmal, aber ruhig und mit unverwirrtem Bewußtſein. Und was uns im Affekte des Erlebens einſt räthſelhaft, was uns getrennt und zuſammenhanglos, was uns zufällig, unweſentlich oder auch gewaltſam und ungerecht erſchien, das geſtaltet ſich vor dem überſchauenden Blicke zu einem überſichtlichen Ganzen, in welchem eigenes und fremdes Handeln, in welchem Irrthümer und Schmerzen, in welchem unſer Denken und Streben, unſer Mißlingen und unſere Erfolge uns nur noch als eben ſo viele Urſachen und Wirkungen entgegentreten. Jedes Menſchenleben trägt eben ſeinen vernünftigen Zuſammenhang in ſich, und mehr oder weniger habe ich in dem Schickſal aller

mir bekannt gewordenen Menſchen das alte Sprichwort beſtätigt gefunden, das mein theurer Vater uns von Jugend auf als Lehre und Warnung auszuſprechen pflegte: es iſt Jeder ſeines Glückes Schmied!

In dieſem Sinne haben Biographien, und vor allen Dingen ehrlich gemeinte Selbſtbiographien, mich immer lebhaft angezogen. Sie ſind mir bedeutſam geweſen als Bilder einer beſtimmten Zeit und ihrer Kulturverhältniſſe, ſie ſind mir lehrreich, tröſtlich und erhebend geweſen. Der Hinblick auf das arbeitsvolle Ringen Anderer hat mich im Arbeiten und Beharren beſtärkt. Bevorzugte, glückliche Lebensläufe haben mir Hoffnung auf Erfolg und Streben nach ähnlicher Befriedigung gegeben; und wenn ich Menſchen, die ich über mich zu ſtellen hatte, mit Mißgeſchicken kämpfen oder gar den ſie umgebenden Verhältniſſen unterliegen ſah, ſo hat mich das vor thörichten Anforderungen an ein ſogenanntes unbedingtes und müheloſes Glück behütet, hat mich auf thätige Geduld verwieſen und mich gelehrt, ſowohl das Gute, das mir durch meine angeborenen Verhältniſſe geworden, als dasjenige, welches mir durch eigene Kraft zu erringen gelungen iſt, in jedem Augenblicke doppelt bewußt zu genießen, doppelt dankbar anzuerkennen.

Und ſo mögen dieſe Aufzeichnungen, die ich im Gedenken an meine theuren verſtorbenen Eltern und an mein liebes Vaterhaus beginne, allen Denen eine freundliche Erinnerung bereiten, denen es einſt wohl geworden in dem gaſtlichen Hauſe meiner Eltern, oder die mir ſonſt theilnehmend auf dem Lebenswege begegnet ſind. Kommen ſie nebenher einem oder dem andern Menſchen hier und da aufklärend und beruhigend zu ſtatten, ſo würde mich das von Herzen freuen. Gelingt das dieſen Erinnerungen nicht, nun ſo bereiten ſie doch vielleicht den Leſern einen Theil des Vergnügens, welches ich ſelbſt bei dem Niederſchreiben immerfort empfunden habe.

Berlin, im Juni 1858.

Erſtes Kapitel.

Ich bin am vier und zwanzigſten März des Jahres achtzehnhundert und eilf zu Königsberg in Preußen geboren, und ſtamme von väterlicher und mütterlicher Seite aus jüdiſchen Familien ab. Auch meine beiden Eltern waren geborene Königsberger.

Meine Mutter gehörte einer reichen Familie an. Sie war das jüngſte von zwölf Kindern. Ihr Vater war aus dem Poſenſchen, ihre Mutter aus Kurland nach Preußen gekommen. Sie hielten feſt an dem Glauben und an den Sitten des Judenthums, waren ununterrichtete Leute, ſcheinen aber, nach allen Erzählungen meiner Mutter, viel auf eine wohlanſtändige äußere Form des Lebens gehalten und bei ſtrenger häuslicher Oekonomie die Benutzung und Schauſtellung ihres Reichthums für beſondere Fälle geliebt zu haben.

Meine Mutter erzählte uns, als wir erwachſen waren, gern von dem großen Saale in ihrem Vater-

hauſe mit ſeinen gelben Damaſtmeubeln und zahlreichen Spiegeln, der an den Feiertagen geöffnet wurde, von der gaſtfreien Aufnahme aller Fremden, welche ſich zum jüdiſchen Karneval, dem Purimsfeſte, maskirt und unmaskirt in ihrem Hauſe einfanden, von der ernſten Begehung der großen Feiertage, des Paſſah, des Laubhütten- und des Verſöhnungsfeſtes; und es machte immer einen fremdartig feierlichen Eindruck auf uns, wenn wir hörten, wie die Großeltern am Vorabende des Verſöhnungsfeſtes alle ihre Kinder zuſammen gerufen und ſie geſegnet hätten. Wie dann die Großmutter in einem weißen, mit koſtbaren Kanten beſetzten Kleide den Großvater in die Synagoge begleitet habe, wie ſie darauf erſt ſpät Abends nach Hauſe gekommen wären, wie man der Großmutter ſchweigend das modiſche Entre deux von ſchwarzem Taffet mit ſtrohgelbem Futter abgenommen, wie man am folgenden Tage gefaſtet und erſt am Abend deſſelben bei dem Hervortreten der Sterne den erſten Imbiß gehalten habe, wonach das Leben dann wieder in ſeinen gewöhnlichen Lauf zurückgekehrt ſei.

Gute Miniaturbilder dieſer Großeltern hingen in unſerem Wohnzimmer. Die Großmutter war eine bleiche Frau mit ruhigem klugen Blick, ganz weiß ge-

kleidet, ein Spitzentuch um Bruſt und Hals gebunden, einen tiefgehenden Aufſatz mit weißen Spitzen auf dem Kopfe, der kein Haar hervorſcheinen ließ und ſich feſt an Stirn und Schläfen anlegte. Sie trug auf dem Bilde ſchöne große Perlen in den Ohrgehängen und eben ſolche Perlen um den Hals. Der Großvater hatte ein ſehr feines Geſicht mit hellblauen Augen, eine kleine gepuderte Perrücke, einen blauen Rock mit großen Knöpfen, und die alten Leute ſahen Beide wie Bilder der behaglichſten Sauberkeit und Ruhe aus. Sie hatten etwas Feierliches in ihren Phyſiognomien, das mir immer einen großen Eindruck machte, wenn ich ſie ins Auge faßte.

Was mein Großvater in ſeinen früheren Jahren für ein Handels-Geſchäft getrieben haben mag, weiß ich nicht. So weit die Erzählungen meiner Mutter reichten, hatte er ſich ſchon vom Handel zurückgezogen und als ein reicher Mann von ſeinen Zinſen gelebt. Die Großeltern bewohnten ſechsunddreißig Jahre lang das Eckhaus in der Kneiphöfiſchen Langgaſſe, welches der Königlichen Bank gegenüber dicht am grünen Thore liegt und die Ecke der Magiſtergaſſe bildet; und es wurde von unſerer Mutter immer hervorgehoben, wie der Bankdirektor und eine Menge anderer ange-

ſehener Leute den Großvater mit beſonderer Achtung behandelt hätten und wie ſelbſt der Profeſſor Kant ihn immer freundlich gegrüßt, wenn er im Sommer bei ſeiner täglichen Promenade den Großvater auf ſeinem gewohnten Platze am Fenſter oder auf der Bank vor der Thüre ſitzen geſehen habe. Es war damals in Königsberg noch eine Ehrenſache für einen Juden, von Chriſten achtungsvoll behandelt zu werden.

Die geiſtige Bildung im Hauſe dieſer Großeltern muß im Ganzen gering geweſen ſein, obſchon man den Söhnen, es waren ihrer fünf, eine gute Erziehung geben ließ. Zwei von ihnen haben Medizin ſtudirt. Der Aeltere war ein in Königsberg geachteter Arzt, Doktor Aſſur, der Jüngſte, David mit Namen, ging ſpäter zum Chriſtenthum über. Es war der in Hamburg verſtorbene, und mit Roſa Marie von Varnhagen verheirathete, Doktor Aſſing.

Die älteren Töchter meines großväterlichen Hauſes waren in der franzöſiſchen Sprache, in der Muſik, im Tanzen und derlei äußerlichen Dingen unterrichtet worden. Sie hatten auch einen „Complimentirlehrer“ gehabt, der ihnen beigebracht, was man in der Geſellſchaft und im Verkehr mit jungen Männern zu ſagen, und wie man es zu ſagen habe. Aber mit dem

Tode meiner Großmutter hatte das Alles aufgehört, und für die Erziehung der jüngeren Töchter war faſt Nichts geſchehen, weil der Großvater die Bildung der Frauen als etwas Ueberflüſſiges betrachtete. Meine Mutter, ſein jüngſtes Kind, beklagte dies durch ihr ganzes Leben als ein Unglück. Sie trug ein großes Verlangen nach Kenntniſſen, aber ihr fehlte die Vorbedingung der erſten Grundlagen, ſich dieſelben noch in ſpäterer Zeit anzueignen.

Weder mein Großvater noch ſeine Frau hatten, nachdem ſie ſich einſt in Königsberg anſäſſig gemacht, den Ort jemals verlaſſen, und die ganze Exiſtenz in ihrem Hauſe ſcheint eine ſorgenfreie und zufriedene, aber in jedem Betrachte wenig bewegliche und geiſtig ſehr beengte geweſen zu ſein.

Ganz anders waren die Verhältniſſe in meinem großelterlichen Hauſe väterlicher Seits. Die Familie hatte ſeit vier Generationen von Vater auf Sohn in Königsberg gelebt, und mein Großvater hatte als ein vermögender junger Mann zu ſeiner Ausbildung einen Theil von Deutſchland bereiſt, und ſpäter auch eine Berlinerin geheirathet.

Mein väterlicher Großvater war ein ſchöner und ſehr geiſtvoller Mann. Er und ſeine Frau beſaßen

jenen Grad der allgemeinen Bildung, den die Berliner Juden schon früher erlangt hatten, und Beide fühlten sich im Ganzen in Königsberg nicht glücklich. Namentlich die Großmutter gefiel sich in der Provinz nicht. Sie wurde dort nie recht heimisch, auch der Großvater hätte lieber in Berlin oder in Hamburg leben mögen. Aber er hatte sein ererbtes Vermögen, einige Jahre nach seiner Verheirathung, in unglücklichen Spekulationen eingebüßt, und obschon er auch unter seinen Standesgenossen als ein sehr gescheuter Kopf geachtet wurde, gelang es ihm doch nicht, sich ein neues Vermögen zu erschaffen. Er führte immer ein sorgenvolles, in spätern Jahren sogar eine Zeit lang ein kümmerliches Leben, und grade darum verargte man ihm eine gewisse Zurückhaltung und Abgeschlossenheit seines Wesens um so mehr. Er und seine Frau galten für stolz, er pflegte wenig Verkehr mit andern Menschen, hatte aber eine große Vorliebe für Studien aller Art, besonders für die Mathematik, mit der er sich viel beschäftigte, und brachte alle seine freien Stunden mit Lesen und Schreiben zu, wie er sich denn schriftlich und mündlich vortrefflich ausgedrückt haben soll. Bei seinem Tode fand man eine Anzahl logarithmischer Tafeln vor, die er ausgerechnet und für die

Herausgabe vorbereitet hatte. Sie blieben damals liegen und ſind dann verſchwunden. Seine Lieblingslektüre waren die Werke der franzöſiſchen Encyklopädiſten, und er wie ſeine Frau waren äußerſt aufgeklärte Leute. Das jüdiſche Ritualgeſetz wurde daher von ihnen auch nur ſo weit beobachtet, als es eben nothwendig war, um in den damals noch eng zuſammenhängenden Gemeinden keinen Anſtoß zu geben. Die Söhne wurden alſo auch im Hebräiſchen unterrichtet, und mein Großvater beſuchte die Synagoge, weil das geſchehen mußte, aber im ganzen häuslichen Leben ward keine religiöſe Ceremonie irgend einer Art geübt, und es herrſchte in allen religiöſen Dingen dort die größte Freiheit.

Dieſe Großeltern väterlicher Seits, die Familie führte damals den Namen Markus, hatten ſieben Kinder, vier Söhne und drei Töchter. Ohne dieſe Kinder chriſtlichen Schulen oder öffentlichen Lehranſtalten zu überantworten, hielt man ſie zum Selbſtunterricht an, und die Richtung auf geiſtige Intereſſen, die Theilnahme an dem Allgemeinen, wie ein gewiſſer Zug feſter und ernſter Selbſtbeſtimmtheit ward Allen durch die Erziehung eingeprägt. Mein Großvater haßte es, wenn man von leeren Dingen ſprach oder unnöthig viel

Worte machte. „Erzähle in die Länge und nicht in die Breite!“ iſt eine Redensart, welche ſich aus ſeinem Munde unter uns fortgeerbt hat; und eine Unüberlegtheit, eine Thorheit ſprechen zu hören, war ihm ſo widerwärtig, daß er es an ſeinen Kindern ſtreng beſtrafte.

Als ein alter Diener des Hauſes einmal nach mehrmonatlicher Abweſenheit zurückkehrte, und einer meiner Onkel, damals noch ein acht- oder neunjähriger Knabe, die unvernünftige Bemerkung machte: „Skatt ſei recht gewachſen“, gab ihm der Großvater für dieſe Aeußerung, ohne weiter ein Wort darüber zu ſprechen, augenblicklich eine Ohrfeige. Im gleichen Sinne befahl er ſeinen Kindern, wenn ſie einmal etwas Kluges oder Witziges geſagt hatten, das Beifall gefunden, regelmäßig ſtill zu ſein, damit ſie nicht in der Freude über ihren Erfolg, demſelben eine Dummheit hinzufügten.

Die Familie meiner väterlichen Großeltern war irgendwie mit den Familien Itzig und Ephraim in Berlin verwandt, welche von Friedrich dem Großen für ſeine Finanzoperationen benutzt wurden, und es herrſchte in dem Hauſe meiner Großeltern, wenn die Zeiten dort beſonders ſorgenvoll waren, immer die Hoffnung, von dieſen Berliner Verwandten werde ihnen

einmal mit einer Betheiligung an irgend einem großen finanziellen Unternehmen eine dauernde Hülfe kommen. Indeß ſtatt dieſer Hülfe erwuchs ihnen, als eine ſolche Betheiligung ihnen endlich dargeboten wurde, nur ein ſchweres Unglück daraus.

Friedrich der Große hatte nämlich die jüdiſchen Bankiers und namentlich auch Ephraim dazu benutzt, die engliſchen Subſidiengelder in ſchlechte Münze, in Zweigutegroſchen-Stücke umprägen und verbreiten zu laſſen, und bei dieſem auf königlichen Befehl ausgeführten Geſchäfte war mein Großvater als einer der Agenten der Königsberger Münze, denn die Provinzen hatten damals noch beſondere Münzen, thätig geweſen. Er hatte dazu eigens eine Silberſchmelze erbauen laſſen müſſen, die mein Vater noch beſaß und in der ich ſelbſt noch vielmals geweſen bin. Als nun unter Friedrich Wilhelm dem Zweiten die Beſchwerden über die Münzverfälſchung im Lande immer lebhafter wurden, wählte die Regierung den Ausweg, die Juden, welche einſt auf ihren Befehl gehandelt hatten, für die Münzverfälſchung verantwortlich zu machen. Man ſperrte alſo, um der öffentlichen Meinung ein Genüge zu thun, oder ihr doch mindeſtens ein Zugeſtändniß zu gewähren, an den verſchiedenen Orten einige Juden,

und unter dieſen auch meinen Großvater, in das Gefängniß. Er für ſein Theil, wie viele andere ſeiner Glaubens- und Leidensgenoſſen, verlangten eine Unterſuchung. Indeß zu einer ſolchen konnte die Regierung es nicht kommen laſſen, und nachdem man die Beſchuldigten längere Zeit gefangen gehalten hatte, gab man ſie ohne Urtheil und Recht, wie man ſie eingezogen, auch wieder frei. Man hatte damit den Zweck erreicht, die Rechtlichkeit dieſer Männer zu verdächtigen, die Anklagen, welche ſich gegen die Regierung erhoben, auf die Schultern der Juden zu wälzen, und dabei ließ man es bewenden.

Aber dieſe Gefangenſchaft hatte für den Großvater, abgeſehen davon, daß ſie ihm durch den Makel, den ſie auf ihn warf, für den Reſt ſeines Lebens ſein Gewerbe als Geldwechsler den Chriſten gegenüber erſchwerte, auch den Nachtheil, ſeine damals ſchon ſehr ſchwankende Geſundheit völlig zu untergraben. Er war in den letzten Jahren der Vierziger, als man ihn verhaftete, in Folge einer Unterleibskrankheit von ſchwerem Augenleiden heimgeſucht, und der Pflege der Seinen durchaus bedürftig. Ihn deshalb frei zu geben fühlte man ſich nicht geneigt, die Familie erlangte es jedoch, daß man ihm ſeine älteſte, damals fünfzehnjährige,

Tochter Minna als Pflegerin mit in das Gefängniß gab, und von ihr, einer der bedeutendsten Frauen, welche ich gekannt, habe ich es oftmals mit bewegtem Herzen erzählen hören, wie ruhig und würdig unser Großvater sein Mißgeschick getragen. Sie erinnerte sich immer mit Rührung daran, wie der Großvater sich auch im Gefängniß täglich auf das Sauberste gekleidet habe, wie er getrachtet einen kleinen Spiegel herbeizuschaffen, damit auch sie sich in ihrem Aeußeren nicht vernachlässige, und wie er streng darauf gehalten habe, daß sie sich täglich mehrere Stunden mit Lesen und Schreiben von Französisch, und mit ernster Lektüre beschäftigte, damit diese Unglückszeit mindestens doch für ihre Bildung gute Früchte trage. Die Tante hing mit tiefster Verehrung an dem Vater, und alle seine Kinder hegten eine fast abgöttische Liebe für ihn. Noch in ihrem späten Alter gedachte seiner fast keines derselben ohne Wehmuth und Thränen.

Mein Vater war der dritte Sohn des Hauses. Er kann zu der Zeit, in welcher mein Großvater im Gefängniß war, nicht über acht Jahre alt gewesen sein. Der älteste Sohn war kränklich und mußte, da er in der Jugend bisweilen an heftigen Krämpfen litt, geschont werden. Der zweite Sohn war weniger thätig,

und da der Großvater nach seiner Gefangenschaft immer leidender wurde, verwendete er meinen Vater, sobald derselbe dafür irgend brauchbar war, in seinem Handelsgeschäfte, das die Familie nur sehr mühsam ernährte. Aus meines Vaters Munde habe ich es erzählen hören, wie bitter schwer er den Druck dieser Verhältnisse empfunden habe. Als er einmal, kaum fünfzehnjährig, in's Vaterhaus zurückgehen mußte ohne ein Geschäft abgeschlossen zu haben, von dem mein Großvater sich für lange Zeit Hülfe für die Seinen versprach, waren Traurigkeit und Verzweiflung in dem Herzen des Knaben so stark geworden, daß er bei dem Uebergange über eine Brücke die größte Versuchung gefühlt hatte, sich in das Wasser zu stürzen, weil es ihm so furchtbar schien, dem schwerkranken und schwerbekümmerten Vater einen ungünstigen Bescheid und die Vereitelung seiner Hoffnungen zu melden.

Wann mein Großvater gestorben ist, weiß ich nicht genau, doch muß es etwa sieben oder acht Jahre nach seiner Gefangenschaft und ganz zu Anfang dieses Jahrhunderts gewesen sein. Nach seinem Tode, er ist nur einundfünfzig Jahre alt geworden, nahmen die Verhältnisse der Familie eine günstigere Wendung. Die älteste Tochter, welche zu ihren mütterlichen Verwandten nach

Berlin gegeben worden war, verheirathete ſich an einen gebildeten und wohlhabenden Kaufmann in Breslau; ſie ward die Mutter des in unſerer politiſchen Geſchichte rühmlichſt bekannt gewordenen Heinrich Simon aus Breslau. Meine Großmutter mit dem jüngſten Sohne ſiedelte in Folge dieſer Verbindung ebenfalls nach Breslau über, und ihr zweiter Sohn folgte ihr dorthin nach, wo er in das kaufmänniſche Geſchäft eines Mutter-Bruders eintrat. Nur der älteſte Bruder, Beer Markus, und mein Vater blieben in Königsberg zurück. Sie etablirten das Handlungshaus von Beer Markus u. Comp., und die beiden jüngeren Schweſtern, Johanna und Rebekka, übernahmen die Beſorgung des Haushaltes für die beiden Brüder.

Auf ſich ſelbſt und den Erwerb für ſich und die Ihrigen gewieſen, verließen die zurückgebliebenen vier Geſchwiſter, von denen ſelbſt der älteſte kaum zweiundzwanzig Jahre alt war, die Bahn des Vaterhauſes nicht. Keiner von ihnen hatte, wie ich erwähnt, eine folgerechte regelmäßige Schulbildung erhalten; aber ſie waren Alle geiſtig ſehr begabt, ſehr ſtrebſam, äußerſt beharrlich und unverzagt, und dem ganzen Charakter nach ein Geſchlecht, dem anzugehören ich immer als einen Vorzug empfunden habe.

Meine beiden Eltern kannten ſich, wie das damals, als die jüdiſchen Gemeinden noch kleiner waren, nicht fehlen konnte, dem Anſehen nach von ihrer Kindheit an. Meine Mutter erzählte uns, daß ſie als zwölfjähriges Mädchen einmal mit ihrem Vater am Fenſter ſaß, als mein Vater, der nur drei Jahre älter war als ſie, an ihrem Hauſe vorüberging. Sie hatte immer viel Gutes von ihm gehört, und wenn man das Mißgeſchick der Markus'ſchen Familie beklagte, die gar nicht vorwärts kommen konnte, ſo hatte man die braven Kinder, und namentlich den Fleiß und die Treue des kleinen David Markus gerühmt, der von früh bis ſpät für ſeine Eltern thätig war. Das hatte meine Mutter gerührt und die große Schönheit meines Vaters hatte ſolchen Eindruck auf ſie gemacht, daß ſie an jenem Tage in kindiſcher Lebhaftigkeit plötzlich den Ausruf that: „Ach Papa! Den David Markus möchte ich heirathen!“ womit ſie natürlich unter ihren Geſchwiſtern großes Lachen erregte. — Es fand aber gar kein Verkehr zwiſchen den beiden Familien ſtatt, und meine Eltern lernten ſich erſt ſpäter perſönlich kennen, als meine Mutter etwa ſiebzehn und mein Vater zwanzig Jahre alt war.

Damals waren ſie Beide ſchon elternlos. Meine

Mutter lebte im Hauſe einer Schweſter, die an einen Kaufmann Nathan verheirathet war, und mein Vater befand ſich bereits in der Lage, eine Frau zu ernähren, ſelbſt wenn ſie nicht, wie meine Mutter, Vermögen gehabt hätte.

Indeß zu jenen Zeiten war es mit dem Heirathen der Juden in Preußen keine leichte Sache, denn jede jüdiſche Familie hatte nur für eines ihrer Kinder das Anſiedlungsrecht in den preußiſchen Landen, und ohne dieſes waren Heimath und Niederlaſſung eine Unmöglichkeit für die Juden. In meiner mütterlichen Familie war dies Recht zu Gunſten der älteſten, ſehr unſchönen Tochter benutzt worden, der man damit einen Mann geſchafft hatte; und da die älteſte Schweſter meines Vaters einen niederlaſſungsberechtigten Juden in dem Breslauer Kaufmann Simon geheirathet, ſo beſaß mein Onkel Beer Markus das Niederlaſſungsrecht der Markus'ſchen Familie, das er um ſo weniger geneigt ſein konnte an meinen Vater abzutreten, als er ſelbſt in meine Mutter verliebt war und ſich um ſie bewarb.

Alle meine mütterlichen Onkel und Tanten waren auf ſeiner Seite. Meine Mutter war die einzige noch unverheirathete und unverſorgte Schweſter in ihrer Fa-

milie. Zwei Brüder und zwei Schweſtern waren nach Hamburg übergeſiedelt und dort verheirathet, zwei andere Brüder hatten ſich in Berlin etablirt, drei Schweſtern waren bereits in Königsberg anſäſſig, und der älteſte Bruder praktiſirte dort als Arzt. Es war ihnen allen daher das Bequemſte, die jüngſte Schweſter ohne weitere Schwierigkeiten und ohne beſondere Bittgeſuche bei der Regierung, ebenfalls in Königsberg zu verheirathen, und mein Onkel Beer war obenein ein eben ſo tüchtiger als gebildeter Mann. Aber er war ſehr kränklich, und obſchon, wie die Schweſtern meines Vaters ſpäter erzählt haben, meine viel umworbene Mutter Anfangs Beer's Bewerbung annahm und ermunterte, wendete ſich ſpäter ihre Neigung doch dem jüngern und viel ſchönern Bruder zu, und dieſe Neigung wurde, weil ſie ſowohl in der Familie als in den äußern Verhältniſſen überall auf Hinderniſſe ſtieß, zu der lebhafteſten Leidenſchaft von beiden Seiten.

Meine mütterlichen Verwandten verargten es meinem Vater, daß er ihnen die bequeme Verheirathung ihrer Schweſter erſchwere, und die Schweſtern meines Vaters nahmen es ihm und meiner Mutter äußerſt übel, daß ſie dem ältern und kränklichen Bruder noch Herzenskummer machten. Die beiden armen jungen

Leute ſtanden alſo ziemlich verlaſſen und angefeindet in der Familie da. Nur meine Tante Nathan und der Doktor David Aſſing, der Lieblingsbruder und Vertraute meiner Mutter, der auch ein Freund meines Vaters war, hielten treu zu ihnen, und meine Mutter hat ihnen das immer dankbar nachgerühmt.

Wäre meine Mutter ihr eigener Herr, d. h. wäre ſie großjährig geweſen, ſo hätte das junge Paar wohl den Ausweg gewählt, zum Chriſtenthume überzutreten. Meine Mutter hatte einen großen Zug dafür, und meinem Vater war alles Dogmatiſche und Konfeſſionelle der verſchiedenen Religionen gleichgültig; aber die ganze Familie meiner Mutter, vor Allem der Bruder und der Schwager, welche ihre Vormünder waren, wollten von einem ſolchen Schritte durchaus nichts hören. Die üblichen Bedrohungen mit Fluch und Verſtoßung wurden nicht geſpart, meine Mutter fühlte ſich ſolchen Zerwürfniſſen nicht gewachſen, und es blieb den Verlobten alſo kein Ausweg übrig, als mit Eingaben bei der Regierung, mit Geldopfern, wo dieſe thunlich waren, und mit perſönlichen Bittgeſuchen ſich die Erlaubniß zur Niederlaſſung in Preußen zu verſchaffen, deren Bewilligung immer ſchwerer gemacht wurde, je wohlhabender und heirathsluſtiger die jüdiſchen Gemeinden

geworden waren. Darüber gingen Jahre hin, und dieſer Kampf erzeugte in meiner Muter, einer ſehr milden und weichen Natur, eine lebhafte Abneigung gegen das Judenthum und gegen Alles was mit ihm zuſammenhing. Sie ſah es als ein Unglück an, eine Jüdin zu ſein. Bei meinem Vater, deſſen ſtarkem Verſtande die Unvernunft der damaligen preußiſchen Geſetzgebung für die Juden ohnehin klar genug eingeleuchtet haben mußte, verſtärkten die Hinderniſſe, unter denen er perſönlich zu leiden hatte, nur ſeinen Widerwillen gegen alle Unvernunft und Tyrannei.

Die Gewährung einer Niederlaſſungserlaubniß für einen Juden hing zu jener Zeit im Königreich Preußen von dem Kanzler von Schrötter ab. Er war ſehr geachtet in der Provinz; ſeine Frau, eine geborene Gräfin Dohna, galt für eine ausgezeichnet edle Frau, und ein Sohn oder ein jüngerer Bruder des Kanzlers war ein Jugend- und Univerſitätsfreund von dem jüngſten Bruder meiner Mutter, von David Aſſing geweſen. Auf den Rath dieſes Letzteren geſtützt, entſchloß ſich endlich meine Mutter, der bei ihrer Schüchternheit und Jugend ſolch ein Schritt ſehr ſchwer geworden ſein muß, ſich bei der Gemahlin des Kanzlers perſönlich eine Audienz

zu erbitten und ſie um ihre Verwendung zu Gunſten einer Niederlaſſung anzugehen.

Das entſchied die Sache, und nach einer langen Liebeszeit wurden meine Eltern endlich zu einer Ehe verbunden, welche während der dreißig Jahre ihres Beſtehens uns Allen ein Vorbild und überhaupt ein Muſter häuslicher Eintracht geweſen iſt.

Zweites Kapitel.

Meines Vaters Vermögenslage war günstig als er sich verheirathete. Er und sein Bruder betrieben ansehnliche Bankier- und Speditionsgeschäfte, und das Kapital, welches meine Mutter ihm zubrachte, eröffnete ihm in jener Zeit, in welcher das Geld fast noch einen doppelten Werth hatte, die Aussicht, seine Geschäfte in der ersprießlichsten Weise ausdehnen zu können.

Beer Markus und die Schwestern nahmen eine besondere Wohnung, meine Eltern bezogen ein Haus in der Vorstadt, das zur Freude meiner Mutter hinter dem großen Hofe, auf welchem sich die Waarenremisen befanden, einen kleinen Garten hatte. Sie richteten sich ansehnlich und behaglich ein, und in diesem Hause in der Vorstadt bin ich an einem Sonntag Morgen geboren worden.

Mein Vater stand in seinem vierundzwanzigsten Jahre, meine Mutter im einundzwanzigsten, als ich auf die Welt kam, und ich habe es immer als einen

Vorzug betrachtet, ihr älteſtes Kind geweſen zu ſein, denn die Erſtgeburt iſt ohne alle Frage ein Glück für Denjenigen, welchem ſie zu Theil wird. Ein eben ſolches Glück aber war für uns Geſchwiſter alle die frühe Heirath unſerer Eltern. Denn wie mich immer der Gedanke gefreut hat, daß ich es war, durch welche die Eltern zuerſt die Wonne der Elternliebe kennen lernten, daß ich ſie zuerſt Vater und Mutter genannt habe, ſo kam uns Allen, je mehr wir heranwuchſen, die Jugendlichkeit unſerer Eltern überall zu ſtatten. Sie empfanden die Mühe und Störniß welche wir ihnen verurſachten minder ſchwer, als Perſonen vorgerückten Alters; ſie hatten ein Verſtändniß für unſere Wünſche und Fehler, weil ihnen ſelbſt die Erinnerung an die eigene Jugend noch ſo nahe lag. Und die Hauptſache war: wir ſelber fühlten uns ihnen, als wir herangereift waren, näher verwandt, als es bei bejahrten Eltern vielleicht der Fall geweſen wäre. Junge Eltern zu haben, iſt für Kinder ein ganz unſchätzbarer Gewinn.

Ich ſoll ſehr klein geweſen ſein, dafür aber den ganzen Kopf voll krauſer ſchwarzer Locken gehabt haben, als man mich meinem Vater brachte. „Ich habe mich ſehr mit Dir gefreut!“ ſagte er mir einmal, als ich ein junges Mädchen war und in meiner Gegenwart

die Rede auf meine Geburt kam; und noch in viel ſpätern Jahren pflegte er wohl gelegentlich meinen Kopf in ſeine Hände zu nehmen, und wenn er mich küßte, dazu ſehr zärtlich: „mein älteſtes Kind!“ zu ſagen. Wir haben einander ſehr geliebt.

Meine Mutter konnte mich nicht ſelbſt nähren. Man nahm daher eine Amme in das Haus, eine ſchöne, blonde und ſehr fröhliche Perſon, die mehrere Jahre bei uns blieb, und die heute noch geſund und rüſtig in meiner Heimath lebt. Meine Eltern waren in den erſten Monaten nach meiner Geburt ſo glücklich, als ein ſchönes, junges, ſorgenfreies Menſchenpaar, das ſich zärtlich liebt, es mit ſeinem erſten Kinde nur ſein kann. Indeß ſchon in der Mitte des Sommers von achtzehnhundert eilf veränderte ſich das plötzlich.

Mein Vater ging am Mittage, wie gewöhnlich, nach der Börſe, meine Mutter hatte mich auf dem Arme und begleitete ihn bis zur Hausthüre, von wo aus ſie ihm grüßend nachſah, ſo weit ſie konnte. Dann ging ſie in das Haus zurück, legte mich zu Bett und ſaß ruhig an meiner Wiege, als etwa eine halbe Stunde nachdem er ſich entfernt hatte ein Feuerlärm von der Straße gehört wurde, und gleich darauf mein Vater

bleich und mit dem Ausruf: die Speicher brennen! in das Zimmer meiner Mutter trat.

Wer Königsberg kennt, weiß, was dieſer Ausruf zu bedeuten hat. Für Denjenigen, der es nicht kennt, bedarf es aber einer Erklärung, den Schrecken zu rechtfertigen, welchen eine ſolche Nachricht in meiner Vaterſtadt erzeugt. Königsberg iſt nämlich eine alte und aus drei beſondern Ortſchaften zuſammengewachſene Stadt. Sie beſteht aus der Inſel Kneiphof, aus der Altſtadt und aus dem Löbenicht, welche einſt beſondere Stadtgerechtſame hatten und von deren Sonderweſen noch jetzt die drei Rathhäuſer, die drei Junkergarten und ein Paar der übrig gebliebenen Thore und Thürme Zeugniß geben, mit welchen die Städte einſt gegen einander abgeſperrt waren. Der Pregel, welcher den ganz auf Pfählen erbauten Kneiphof umfließt, zieht ſich in zwei Armen auch durch die andern Stadttheile hin, und iſt mit ſieben Brücken überbaut, welche jetzt die Verbindung in und zwiſchen den verſchiedenen Stadttheilen unterhalten. Vor alten Zeiten hatte jede der drei Städte ihre Scheunen und Speicher beſonders, und jede auf einem beſonderen Flecke, maſſenhaft zuſammengebaut. Indeß als die Städte vereinigt worden waren, hatte der Handel ſich ganz und gar nach

dem Kneiphof gezogen, der als Insel den leichteſten Waſſerverkehr zuließ, deſſen Waſſerumgebung die tiefſte war, und der, wenn auch noch eine Meile davon entfernt, ſo doch in grader Linie vor dem Ausfluß des Pregels in das friſche Haff gelegen war, wodurch er den Schiffen, weil ſie keine Brücke zu paſſiren hatten, das leichteſte Einlaufen an ſeine Kai's gewährte. Mit der Zeit hatte ſich alſo auch der bei weitem größte Theil der Kaufmannſchaft in dem Kneiphof und in ſeinen beiden Vorſtädten angeſiedelt, welche nur durch die ſogenannte grüne Brücke von ihm getrennt, und die vordere und die hintere Vorſtadt geheißen wurden. Hart an dieſer grünen Brücke lag und liegt, wie der ganze Kneiphof auf Pfählen erbaut, die unſchöne, und wie ich glaube nur aus Fachwerk errichtete Börſe, und vor der Börſe ſtehend hat man zu ſeiner Rechten das grüne Thor mit ſeinem hohen Thurme, den Eingang in den Kneiphof, zu ſeiner Linken die grüne Brücke und die Vorſtädte, und vor ſich gen Süden den Ausfluß des Pregels, deſſen beide Ufer weit hinaus mit ganzen Stadtvierteln von Speichern beſetzt ſind. Das rechte Pregelufer heißt die Laſtadie. Eine Fähre führt, der Zeiterſparniß wegen, vom Kneiphof dicht hinter der Königlichen Bank zur Laſtadie hinüber, auf der ſich

die größte Anzahl der Speicher befindet. Auf dem linken Pregelufer liegt die Vorſtadt, und dort reichten und reichen die Speicher bis dicht an die Hintergebäude der Wohnhäuſer hinan.

Nun war Königsberg damals noch weit mehr als jetzt die Vermittlerin des Handels zwiſchen Polen und Rußland mit Deutſchland und dem übrigen Norden von Europa, und es lagerten alſo in ſeinen Speichern, namentlich während der Schifffahrtszeit, große Maſſen von Getreide, Hanf, Flachs, Holz, Rinde, Matten, Oel, alſo lauter Gegenſtände, welche eben ſo leicht Feuer fingen, als ſie gemacht waren, es ſchnell durch die Reihen der Speicher fortzupflanzen, die obenein zum großen Theile nur Fachwerkbauten waren.

An dem gedachten Tage alſo, — es war am hohen Mittag des vierzehnten Juni und die Jahreszeit ſchon lange heiß und trocken, — befand ſich die Kaufmannſchaft eben an der Börſe, als ſich die Nachricht verbreitete, es ſei nahe bei der Hanfwaage, auf der Vorſtadtſeite, im Heeringshofe ein Feuer ausgebrochen. Da nun während der Kontinentalſperre der Heeringshandel danieder lag, war der Heeringshof als Ablagerungsplatz für große Vorräthe von Oel, Talg, Theer und Pech eingeräumt worden, und kaum war die Kunde von dem

Feuer nach der Börſe gelangt, ſo ſchoſſen auch ſchon die hellen Flammen in die Höhe, flogen bereits aus der benachbarten Hanfwaage die brennenden Hanfbündel durch die Luft, zündend und Feuer erzeugend, wohin ſie fielen. In Zeit von einer halben Stunde brannte es an mehreren Stellen. Dazu lag der Pregel dicht voll von Schiffen und von jenen flachen, ruſſiſchen und polniſchen, floßartigen Fahrzeugen, Wittinnen genannt, die alle ebenfalls mit brennbaren Waaren ſchwer beladen waren, und die, weil ſie ſich beſtrebten, aus dem Hafen fort, und hinaus in das Freie zu kommen, ſo in einander geriethen, daß jedes Entrinnen für ſie unmöglich wurde. Schiffe und Wittinnen zu erleichtern, warf man einen Theil ihrer Ladung in das Waſſer, auch aus den Speichern rollte man Oel- und Spiritusfäſſer in den Pregel, und bald ſtanden nicht nur die beiden Seiten des Fluſſes, ſondern der Fluß ſelbſt in hellen Flammen. Die Schiffe und Kähne brannten, der ganze Pregel brannte, das aus den Fäſſern ausgefloſſene Oel brannte zuſammen mit den Hanfladungen der Wittinnen auf dem Waſſer.

Die ganze Laſtadie, die ſämmtlichen Speicher auf der Vorſtadtſeite, die ganze, dem Kneiphof zunächſt gelegene, vordere Vorſtadt, und alle mit ihr zuſammen-

hängenden Straßen bis in die hintere Vorstadt hinaus, die grüne Brücke und die Börse, wurden ein Raub der Flammen, und noch Monate nachher bezeichneten Rauchwolken die Stellen, an denen man hie und da unter den Trümmern Nachgrabungen zu unternehmen versuchte.

Mein Vater hatte gleich beim Ausbruche des Feuers meine Mutter mit mir und meiner Amme durch unsern treuen Hausknecht, — man nannte in Königsberg einen solchen einen Faktor, — auf einem weiten Umwege zu einer befreundeten Familie in den Kneiphof geschickt, welche in der Brodbänkenstraße unweit vom Domplatz wohnte. Der Faktor, er hieß Hermann Kirschnik und war in meiner und meiner Geschwister Kindheit unser großer Freund, trug in einem Bündel meine Betten. Meine Mutter und meine Amme hatten Wäsche für mich zusammengepackt, und als nach dem Verlauf von mehr als vier und zwanzig Stunden mein armer Vater zum ersten Male wieder zu seiner jungen Frau kam — seine Kleider zerfetzt, seine Schuhe zerrissen und verbrannt, er selbst von Staub, Schweiß und Asche bedeckt, von Hunger und Anstrengungen erschöpft und bleich, — da waren seine Frau, sein Kind und die Betten und Wäsche seines Kindes das

Einzige, was er aus ſeinem Hauſe hatte erretten können, das Einzige, was er aus demſelben noch beſaß. Der Brand — er wird in Königsberg der Vorſtädtiſche Brand genannt — hatte ihn ſo gut wie ruinirt, denn ein unglücklicher Zufall hatte denſelben für ihn noch beſonders verderblich gemacht.

Die Feuerverſicherung für den größten Theil der Waarenbeſtände des Hauſes und für meines Vaters Mobiliar war nämlich grade an dem Tage fällig geworden. Weil mein Vater und ſein Bruder aber einige Veränderungen darin zu machen gewünſcht hatten, lag die unterzeichnete Police an jenem Morgen noch auf ſeinem Pulte im Comptoir, und er hatte die Abſicht gehabt, dieſe Angelegenheit, ſobald er von der Börſe käme, in Ordnung zu bringen, d. h. die etwas umgeänderte Police prolongiren zu laſſen. In dieſem entſcheidenden Augenblicke aber war das Feuer ausgebrochen, und aus ihrem hübſchen Hauſe, aus ſorgenfreien Umſtänden, ſahen meine Eltern ſich plötzlich in eine ſehr ſchlimme und ſehr ſchwere Lage verſetzt.

An eine neue hübſche Wohnung wie die bisherige war für meine Eltern, in ihren veränderten Verhältniſſen und bei den um das dreifache geſteigerten Wohnungspreiſen, nicht zu denken. Sie mußten froh ſein

als ſie am obern Ende der Brodbänkenſtraße ein Paar Zimmer zur Miethe fanden. Die Verwandten meiner Mutter, welche in dem Kneiphof wohnten und alſo von dem Brandunglück verſchont geblieben waren, halfen für den Augenblick mit Wäſche, Hausrath und Möbeln aus, bis das Nöthige wieder herbeigeſchafft werden konnte, und es bedurfte von Seiten meines Vaters und ſeines Bruders der größten Anſtrengungen, um ihr Geſchäft aufrecht zu erhalten und die gehabten ſchweren Verluſte nur einigermaßen auszugleichen. Meiner Mutter Vermögen wurde dabei zum Opfer gebracht, und unſere Familie war mit ihrer Exiſtenz von da ab allein auf meines Vaters Thätigkeit gewieſen, welche glücklicher Weiſe in den Ereigniſſen der nächſten Jahre ein reiches Feld fand, ſich mit Nutzen geltend zu machen.

Königsberg hatte nämlich kaum Zeit gehabt, ſich von ſeinem Brandunglücke zu erholen, als mit den beginnenden Durchmärſchen der franzöſiſchen Truppen, welche nach Rußland zogen, eine für den Kaufmannsſtand Preußens ſehr bedeutende Epoche eintrat. Vom Frühling des Jahres achtzehnhundert und zwölf ab glich die ganze Provinz Oſtpreußen einem großen Heerlager, und es gab einen Zeitpunkt, in welchem dort

durch mehrere Wochen dreimalhunderttauſend Mann Fußvolk und über vierzigtauſend Mann Reiter verſammelt waren. Das Land wurde von dieſer Laſt völlig ausgeſogen und erdrückt, die Noth, die Plagen und die Theuerung in den Städten waren ungemein groß; aber wer irgend welche Waare zu verkaufen hatte, konnte die höchſten Preiſe dafür erhalten, und bei dem ungeheuren Menſchen- und Geld-Verkehr, bei den großen Unternehmungen welche für die Verpflegung dieſer Heeresmaſſen nöthig waren, gehörte das Geld ſelbſt zu einem der wichtigſten Handelsgegenſtände, ſo daß die Banquiers und Geldwechsler bedeutende Geſchäfte machten, und großen Gewinn davon hatten.

Mein Vater hatte, ſobald es möglich geweſen war, die enge Wohnung, welche die Eltern nach dem Brande inne gehabt, wieder verlaſſen, und ein dreiſtöckiges, zwei Fenſter breites, auch in der Brodbänkengaſſe gelegenes Haus bezogen, welche Brodbänkengaſſe die Hauptſtraße des Kneiphofs, die Langgaſſe, mit dem Rathhausplatze verbindet. Sein Geſchäft war wieder aufgeblüht, und neben dem frühern Speditionshandel hatten die Brüder angefangen ein bedeutendes Geldgeſchäft zu betreiben. Meines Vaters älterer Bruder

Beer, ſein jüngſter Bruder Friedrich Jakob, der achtzehnhundert acht und fünfzig in Breslau als Direktor der Oberſchleſiſchen Eiſenbahn in Breslau geſtorben iſt, ſein Vetter der noch in Stuttgart lebende bekannte Schriftſteller Auguſt Lewald, und einige Handlungsgehilfen waren in dem Hauſe thätig, und da der älteſte Onkel wenig über dreißig Jahre, mein Vater fünf und zwanzig, ſein jüngſter Bruder achtzehn und Auguſt Lewald zwanzig Jahre alt war, ſo bildeten ſie bei aller auf ihnen laſtenden Arbeit, und mitten in den Drangſalen der Kriegszeit, von denen kein Haus verſchont blieb, doch eine ſehr fröhliche Geſellſchaft, die keine Gelegenheit von ſich wies, ſich und Andern Lebensgenuß zu bereiten. Mein Onkel Friedrich Jakob und unſer Vetter Auguſt Lewald wohnten im Hauſe meines Vaters. Sie waren ſehr hübſche junge Männer; die Schweſtern meines Vaters, von denen Johanna eine blendende Schönheit war, als welche ich ſelbſt ſie noch in ihren ſpätern Jahren gekannt habe, waren vielfach anweſend, und obſchon man ſich durch die zahlreiche Einquartierung in ſeinen Wohnungen über alle Gebühr beſchränkt fand, ſo waren doch unter dieſen unwillkommenen Gäſten auch viele ſehr gebildete und rückſichtsvolle Männer, mit welchen es ſich gut verkehren ließ, und

die bemüht waren, die Unbequemlichkeiten und Mühen welche ſie verurſachten durch Zuvorkommenheit und Liebenswürdigkeit vergeſſen zu machen. Mancher Franzoſe, der mit ſchwerem Herzen Weib und Kinder in der Heimath zurückgelaſſen, war obenein ſehr glücklich, ein Paar Tage in einer fremden Familie ſich der Seinen zu erinnern. Es bildete ſich alſo faſt überall, auch in dem Hauſe meiner Eltern, eine Geſelligkeit zwiſchen den Wirthen und der Einquartierung aus, und wenn die letztere, wie es hie und da der Fall war, längere Zeit an dem Orte verweilte, ſchied man bisweilen von den feindlichen Soldaten, wie dieſe ſich von ihren Wirthen trennten, mit dem Bedauern, im Grunde doch Feinde zu ſein.

Die eigentliche Königsberger Lebensweiſe, bei der man um ſieben oder acht Uhr ein erſtes, um eilf Uhr ein zweites Frühſtück, um ein Uhr das Mittagsbrod einnahm, und dann noch mit Kaffee, Imbiß und Abendbrod zwei drei Mahlzeiten zu machen hatte, mußte in vielen Familien nach dem Wunſche der Einquartierung geändert werden. In den Kaufmannshäuſern wich ſie dem großen Arbeitsandrange als Nothwendigkeit. Man richtete ſich auf ein gehöriges Gabelfrühſtück und auf ein Abendbrod ein, das dann reichlicher als das ſonſt

gewohnte ausfiel, oder man aß gar erſt nach dem Theater die Hauptmahlzeit, wobei dann oft bis tief in die Nacht hinein gewacht wurde. Dieſe veränderte Lebensart, dieſe ſchnell hinfluthende Exiſtenz, in die ſich das Militär mit ſeinem auf den Augenblick angewieſenen Daſein hineinmiſchte, in der gereifte Krieger von ihren abenteuerlichen Feldzügen durch ganz Europa, von ihren Siegen an den Pyramiden, von dem Glanze des Pariſer Lebens und von den Wunderthaten ihres Kaiſers erzählten, in der junge Soldaten von Ehren, Ruhm und Auszeichnungen mit der ſicherſten Gewißheit, ſie zu erreichen, ſprachen, hatte etwas Berauſchendes, Etwas, was die Phantaſie anregte, und auch mittelmäßige und gleichmüthige Menſchen über ſich ſelbſt hinauszutragen geeignet war. Man hatte den Sohn eines Paſtetenbäckers König von Neapel werden und den Sohn eines Advokaten zum Beherrſcher der Welt emporwachſen ſehen. Junge, aus den untern Volksſchichten hervorgegangene Männer durchzogen als Generale und Marſchälle die Welt, welcher ihr Herr ſeine Geſetze vorſchrieb; und wenn ich in ſpätern Jahren in Preußen in den Familien von den Franzoſen und von den Kriegsjahren erzählen hörte, geſchah es immer mit einer Erregung, welche nicht allein von

dem Zorne gegen die Feinde des Vaterlandes herrührte. Es ſchien mir vielmehr, als drücke ſich in ſolchen Mittheilungen eine ungewöhnlich lebhafte Erinnerung aus, als hätten die Menſchen ein Bewußtſein oder doch mindeſtens eine Empfindung davon, daß ſie in jener Zeit, welche recht eigentlich eine Zeit für die Jugend geweſen ſein muß weil überall die Jugend herrſchte, ein volleres, ein friſcheres Leben geführt hätten, als es ihnen ſonſt in der Ruhe der entlegenen Provinz jemals zu Theil geworden war. Selbſt wo man ſich über die Franzoſen zu beſchweren, wo man ihren Anmaßungen entſchiedenen Widerſtand entgegenzuſetzen gehabt hatte, war man ſich eben dadurch ſeiner Perſönlichkeit und ſeiner Kraft bewußt geworden; und ſo hart die Kriegsjahre auf dem Lande gelaſtet hatten, boten ſie doch in der Erinnerung faſt Jedem auf die eine oder die andere Weiſe etwas dar, das ihn innerlich erwärmte und erhob, wenn er es mit der ſtumpfen Ruhe verglich, welche die darauf folgende Epoche kennzeichnete.

In den jüdiſchen Familien befand man ſich obenein gegenüber der franzöſiſchen Invaſion in einem ſehr erklärlichen Zwieſpalt. Die franzöſiſche Revolution hatte die ſtaatliche Gleichberechtigung der verſchiedenen

Kulte in Frankreich festgestellt, und wenn Napoleon auch seinen Frieden mit der katholischen Kirche gemacht hatte, so hatte er es doch nicht gewagt, die Glaubensfreiheit und die staatliche Gleichberechtigung der verschiedenen Religionsbekenntnisse anzutasten. In Frankreich, und wohin die französische Herrschaft sich ausbreitete, waren die Juden emancipirt; in Preußen lasteten Unfreiheit und Verspottung auf ihnen. Es ist also natürlich, daß in jener Zeit sich in vielen Juden die Frage regte: ob Freiheit unter einem fremden Herrscher nicht der Knechtschaft unter einem heimischen Fürstenstamme vorzuziehen sei? Und es ist nach meiner Meinung nie genug gewürdigt worden, wie groß die Selbstverläugnung und die Vaterlandsliebe der Juden gewesen sind, welche sich im Jahre 1813 als Freiwillige den Kämpfern gegen Frankreich angeschlossen haben, um einem Lande seine Freiheit wieder erobern zu helfen, welches ihnen selbst keine Freiheit, wohl aber Kränkungen und Beschränkungen aller Art dafür zum Lohne bot. Das Verhalten der modernen Staaten, das Verhalten unseres Jahrhunderts gegen die Juden, mag man diese als abweichende Religionspartei oder als eine fremde Nation betrachten, wird einmal ein besonderes Kapitel in der Kulturgeschichte einnehmen: ein Kapitel, welches

merkwürdig ſein wird durch die begangenen Ungerechtigkeiten und durch den Mangel an Logik in den Thatſachen von denen es handelt. Daß die Bekenner des einen Kultus die Bekenner des andern Kultus verdammen, daß eine Raçe eine Abneigung gegen die andere empfindet, das iſt zwar ſehr unvernünftig, aber nicht auffallend, und die Urgeſchichte der Juden ſelbſt liefert dafür das Beiſpiel. Sie hätten kaum dagegen Etwas ſagen dürfen, wenn die Germaniſche Raçe z. B. es feſt ausgeſprochen und durch ihre Fürſten hätte ausführen laſſen, daß ſie die Juden verabſcheue und keine Juden wolle neben ſich wohnen laſſen — vorausgeſetzt, die Germaniſche Raçe hätte dies wie die Juden vor zweitauſend Jahren oder doch mindeſtens vor der Geburt des Welterlöſers ſagen können und geſagt. Daß man die Juden aber in den chriſtlichen Staaten zuließ, daß man ſie die Staatslaſten mit tragen ließ, daß man ihnen die Bürgerpflichten auferlegte, ſie allmälig für alle Leiſtungen emancipirte und ſie dennoch von dem Genuß der vollen Rechte eines Staatsangehörigen und Bürgers ausſchloß, das iſt jenes Verhalten, welches die Kulturgeſchichte einſt mit allen ſeinen ernſten und lächerlichen Einzelheiten in ihren Büchern zu verzeichnen haben wird.

Mein Vater wußte die franzöſiſchen Inſtitutionen, ſo weit ſie den Juden zu Statten kamen, ſehr wohl zu würdigen. Die Lebhaftigkeit der Franzoſen ſagte ihm daneben zu, ihre Sprache war ihm geläufig und er hegte für Napoleon, dem er beiläufig überraſchend ähnlich ſah, eine Sympathie, welche ſich ganz auf den Kaiſer als Perſon bezog. Das Beharrliche, das Selbſtgewiſſe, das in ſich Abgeſchloſſene und auch das Gewaltthätige im Charakter des Kaiſers fanden in der Natur meines Vaters ein ſehr verwandtes Element, und der wunderbare Lebensweg, welchen jener Mann gegangen war, hatte für meinen Vater den Reiz, den ein außerordentliches Wollen und Können, und die Gewahrung eines ebenſo außerordentlichen Gelingens für jeden kräftigen Charakter haben müſſen. Ein blinder Verehrer des Kaiſers war er nicht, aber ich kann es mir nicht denken, daß er in jener Zeit ein leidenſchaftlicher preußiſcher Patriot geweſen ſein ſollte. Vorliebe für ein Land zu empfinden, nur weil er zufällig in demſelben geboren worden, oder ein Herrſcherhaus beſonders zu lieben blos weil es das Land beſaß, in welchem er geboren worden, das lag nicht in ſeiner Art. Er verehrte Friedrich den Großen, wie er Napoleon verehrte, als großen Menſchen, indeß die preußi-

ſchen Zuſtände waren von dem Regierungsantritte Friedrich Wilhelms des Zweiten bis zu dem Beginn der Freiheitskriege nicht dazu angethan, irgend einen Enthuſiasmus zu erregen, am Wenigſten in der Seele eines Mannes, deſſen Vater durch die Willkür der Regierung in das Gefängniß geworfen worden war, und der ſelbſt von den engherzigen Geſetzen des Landes zu leiden gehabt hatte.

Aber es war ein anderes Element, welches ihm den Gedanken an eine dauernde Fremdherrſchaft unannehmbar machen mußte: mein Vater wurzelte mit ſeiner ganzen Bildung in Deutſchland. Er liebte den deutſchen Geiſt, er liebte und bewunderte die deutſche Literatur und ihre Klaſſiker mit tiefem Verſtande, und da jeder Menſch das Produkt ſeiner Zeit und ihres Geiſtes iſt, ſo hatte ein Zug der damaligen Romantik höchſt eigenartig neben dem ſcharfen Verſtande meines Vaters Platz gefunden, der an ſich allein hingereicht haben würde ihm die Fremdherrſchaft im Lande verhaßt zu machen, wenn dem ſelbſtherrlichen jungen Manne nicht ohnehin die Willkür des Eroberungszuges im Allgemeinen, und die Willkür und Anmaßung der einzelnen Franzoſen in ſeinem Hauſe unerträglich geweſen wären. Meine Mutter und meines Vaters

jüngſte Schweſter, welche während jener Zeit ganz bei meinen Eltern lebte um meiner Mutter mit ihrer Kenntniß der franzöſiſchen Sprache auszuhelfen, erzählten mir ſpäter oftmals, welche Angſt der Vater ihnen verurſacht, wenn er jeder unbilligen Forderung der Einquartierung das Genügen verweigert habe, jeder ihrer Anmaßungen entſchieden entgegengetreten ſei, und wo er nicht ſelbſt ſein Recht wahren konnte, augenblicklich die Abhülfe und Genugthuung von den franzöſiſchen Behörden verlangt habe, obſchon man preußiſcher Seits auf das Dringendſte vor einem feindlichen Auftreten gegen die Franzoſen gewarnt und ſelbſt die Magiſtrate in beſondern Erlaſſen die Bürger zu geduldigem Ertragen aller Unbill ermahnt hatten.

Einmal, als auch ein älterer franzöſiſcher Offizier ich weiß nicht welche übertriebene Forderung ſtellte, hatte mein Vater dies angezeigt und ſeine Entfernung aus dem Hauſe begehrt, ohne ſie erlangen zu können. Der Offizier hatte einen Verweis erhalten, war aber im Hauſe geblieben, und hatte, obſchon er ſich von da ab in ſeinen Grenzen hielt, gedroht, er werde ſich an meinem Vater rächen. Dieſer hatte davon gar keine Notiz genommen, man hatte dem Offizier ſein Eſſen, das er ſonſt am Familientiſche erhalten, ſeit dem Zer-

würfniß auf ſein Zimmer geſchickt, und meine arme Mutter, welche keine Sylbe franzöſiſch verſtand, hatte dadurch dreifach unter der Sorge gelitten, was der Offizier dem Vater anthun und was er mit ihm beginnen werde. Es ließ ihr nicht Tag nicht Nacht Ruhe, ſie glaubte, man verberge ihr was der Offizier geſprochen, und als das Corps, zu dem er gehörte, Marſchordre bekam, zählte ſie die Stunden bis zum Aufbruche deſſelben. Die Tage vergingen jedoch ganz ruhig, der Abend vor dem Aufbruch kam heran, und es war nichts geſchehen. Da ſitzt meine Mutter nachdem es dunkel geworden in der Kinderſtube, in der man mich zu Bette brachte, als ſie plötzlich ein furchtbares Schreien, ein Poltern, Schimpfen und einen Fall auf der Treppe hört. Sie ſtürzt hinaus und ſieht bei der ſchwachen Beleuchtung der Flurlampe den Franzoſen mit einer Hetzpeitſche in der Hand, der drohend gegen die untere Etage gewendet da ſteht und wüthend gegen Jemand hinunterſpricht, welchem unten bereits die Hausgenoſſen zu Hülfe eilen. Ueberzeugt, daß es mein Vater ſei, der von dem Franzoſen gemißhandelt worden, fliegt ſie nach der Treppe, aber der Offizier hatte das Opfer ſeiner feigen Rache verfehlt, und einer von den Handlungsgehülfen hatte die Peitſchenhiebe

empfangen, welche Jener meinem Vater zugedacht. Der Offizier hatte es ſich nämlich gemerkt, daß mein Vater um die Dämmerungszeit gewöhnlich nach der Kinderſtube ging, um mich vor Nacht noch zu ſehen, und darauf fußend, hatte er ſich in einer Ecke des Flures verborgen, von der aus er ſeinen Anfall unternehmen konnte. Indeß mein Vater war diesmal länger im Comptoir feſtgehalten worden, ein Commis hatte für ihn gelitten, und da der Erſtere alſo heil und unverſehrt war, erlangte er noch an dem Abende die Arretirung des Offiziers. — Im Ganzen aber waren die Klagen über die Rohheit mancher deutſchen Truppen, namentlich der Heſſen, Baiern und Würtemberger, in Preußen viel größer, als die Beſchwerden über die Franzoſen, und man rühmte dieſen Letzteren im Allgemeinen große Rückſicht für Kranke und große Freundlichkeit für Kinder nach.

Durch zwei und ein Viertel Jahre blieb ich das einzige Kind meiner Eltern. Meine Mutter hatte alſo Zeit ſich viel mit mir zu beſchäftigen. Sie war ungemein freundlich und lieblich, meine Amme war jung, froh und ſehr redſelig, und es war alſo kein Wunder, daß ich früh und gleich ſehr deutlich ſprechen lernte. Sie ſagten mir, ich hätte von jeher ein ſtarkes Ge-

dächtniß gehabt, und noch vor dem Ende meines zweiten Jahres Verſe vor mich hin geſprochen, die ich irgendwie aufgeſchnappt hatte, und die ich doch bis zu einem beſtimmten Grade auch verſtehen mußte, weil ich ſie hie und da richtig anzubringen wußte. Ein ſolcher Fall, der mir meine frühe Klugheit beweiſen ſollte, war nach der franzöſiſchen Retirade aus Rußland, im Anfang des Jahres Dreizehn, nicht lange vor meinem zweiten Geburtstage vorgekommen.

Es waren damals eine Menge franzöſiſcher Lieder im Schwange, und wieder andere, die irgend welche damals intereſſirende Zuſtände in gebrochenem Deutſch behandelten. Meine Mutter hatte eine liebliche Stimme, und muß wohl das Liedchen von „Jean Grillon“, das in aller Leute Munde war, vielfach geſungen haben, denn ich hatte es theilweiſe behalten und weiß es noch auswendig, da die Mutter es auch in ſpäteren Jahren noch manchmal für uns ſang. Es lautete:

Ich bin ein Franzoſe, mes dames,
Commo ça mit die hölzerne Bein,
Jean Grillon iſt mein Name,
Mein Stolz iſt die hölzerne Bein.
Ich ſcherze, ich küſſe, ich koſe,
Comme ça mit die hölzerne Bein,
Im Herzen, da bleib ich Franzoſe,
Und wär' ich auch außen von Stein.

Nun fügte es ſich eines Tages, daß wieder einmal ein Trupp retirirender Franzoſen ankam, von denen Einer, dem das Bein in Rußland erfroren und abgenommen worden war, ein Quartierbillet auf unſer Haus erhielt. Als man den Schwerleidenden vom Wagen gehoben und in das Zimmer gebracht hatte, befand ich mich in demſelben. Ich ſah den Offizier verwundert an, denn er hatte einen Stelzfuß, lief dann auf ihn zu und rief freundlich: „Comme ça mit die hölzerne Bein!“ — Da ſtürzten dem noch jungen Manne die Thränen aus den Augen. „Ich habe auch ſolch ein Kind, ſolch ein Mädchen zu Hauſe“, ſagte er zu meinem Vater, und dieſem die Hand reichend, fügte er hinzu: „um dieſes Kindes willen, haben Sie Mitleid mit mir, ich leide fürchterlich!“ — Das war ein Anruf, der nicht unbeachtet geblieben wäre, hätte das Elend des jungen Franzoſen nicht ohnehin alle Theilnahme für ſich in Anſpruch genommen. Er blieb alſo lange in unſerem Hauſe, wurde ſorglich gepflegt, und verließ Königsberg erſt kurz vor dem Ausbruch des Kampfes im Frühjahr Achtzehnhundertdreizehn. Mir hatte er eine Schnur Perlen von Malachit zum Andenken geſchenkt, die ich bei einem Kinderfeſte verloren habe als ich ſieben, acht Jahre alt war. Sie waren

ſehr wahrſcheinlich in Rußland erbeutet, d. h. geſtohlen worden, ich beweinte aber ſeiner Zeit deshalb ihren Verluſt nicht weniger.

Die ruſſiſche Beute ſpielte überhaupt in Königsberg, das heißt in ſeinem Handel und namentlich in dem Banquier- und Wechſelgeſchäfte meines Vaters, durch die ganze Zeit der Retirade eine große Rolle. Elend und leidend, wie das franzöſiſche Heer, oder vielmehr die Trümmer deſſelben, aus Rußland zurückkehrten, ſchleppten ſie doch noch eine ungeheure Beute mit ſich, und waren bei der Eile ihrer Flucht bemüht, dieſelbe um jeden Preis gegen deutſches oder franzöſiſches Geld umzuwechſeln. Wahllos und leidenſchaftlich, wie ſie geraubt hatten was ihnen unter die Hände kam, hatten ſie aus den Kirchen, aus den Klöſtern, aus den Schlöſſern und aus den Familien oft unechten Flitter mitgenommen, in welchem ſie Gold und Brillanten zu beſitzen glaubten. Indeß waren durch Franzoſen auch ungewöhnliche Koſtbarkeiten in ſo außerordentlicher Menge in Königsberg vorhanden und zu kaufen, daß es damals ein Leichtes war, ſich die prächtigſten Silbergeräthe und fürſtlichen Schmuck um ſehr geringen Preis anzueignen. Wahrhaft ungeheure Werthe ſind auf dieſe Weiſe durch meines Vaters Hände gegangen,

und die alte Silberſchmelze meines Großvaters, die ziemlich in Vergeſſenheit gekommen war, wurde nun wieder in neue Thätigkeit geſetzt. Altargeräthe, ſilberne Apoſtel und Heilige, Kandelaber und Ziergeräthe aus chriſtlichen und jüdiſchen Kirchen wanderten in den Schmelztiegel; der Schmuck wurde zerbrochen, die Steine verkauft, die Faſſung eingeſchmolzen, und die Gold- und Silberbarren wanderten nach Rußland und nach Berlin, wo man Geld für die Zurüſtungen zu dem bevorſtehenden Kriege zu prägen hatte.

Der Ertrag dieſer Geſchäfte war ſehr groß, aber die Mühe und Plage, welche mit ihnen verbunden, waren es nicht minder. Reihenweiſe, ſo erzählte meine Mutter, hielten die Schlitten der flüchtenden Verwundeten Tag und Nacht in der ſchmalen Straße vor unſerm Hauſe. Krüppel und Kranke aller Art drängten ſich in dem Comptoir; die Hausflur war voll von ihnen, und das Bitten und Flehen, ihnen ihren Raub abzunehmen und ihnen dafür Geld zum Vorwärtskommen zu geben, ſoll oft herzzerreißend geweſen ſein. Man war ſeit dem Jahre achtzehnhundert und ſieben in Oſtpreußen an viel Noth und Elend, an Verwundete und Seuchen gewöhnt genug. Nach den Schlachten von Eilau und Friedland hatte Königsberg Tauſende von Ver-

wundeten und die furchtbarsten Lazarethfieber in seinen Mauern gehabt. Man hatte aus den in Spitäler verwandelten Kirchen und Rathhäusern die Leichen, wie in Zeiten der Pest, zu Dutzenden auf einander geschichtet, in die dazu bereiteten Kalkgruben vor dem Friedländer Thore fortfahren sehen. Aber das Elend und der Jammer dieser Retirade sollen noch größer, und der Vergleich dieser Flucht mit dem stolzen Siegerzuge, der nach Rußland gegangen war, ein furchtbarer gewesen sein.

Alle öffentlichen Gebäude lagen wieder voll Verwundeten. Der Typhus und das Lazarethfieber wütheten in der Stadt, die Aerzte starben mit den Kranken. Aus den Junkerhöfen, die wieder Lazarethe geworden waren, warf man die Todten auf die Straße in die Karren hinab; in den Privathäusern wüthete der Typhus nicht minder heftig. Von zwei zu zwei Stunden machte man in meinem Vaterhause Räucherungen von Essig und Nelken, die man über glühende Steine goß, um sich vor der Ansteckung durch die Fremden, welche in das Comptoir kamen, zu bewahren. Die Theuerung, die täglichen Bedrängnisse und Gefahren, die Anforderungen, welche an die Kraft jedes Einzelnen, so der Männer wie der Frauen, gestellt wurden, waren außerordentlich groß. Aber man hatte

ſich allmälig gewöhnt, das Ungewöhnliche zu leiſten, man war in einer Aufregung, welche über den Moment hinweghalf. Und als dann noch während der Retirade, zu Anfang des Jahres achtzehnhundert und dreizehn der General Graf Wittgenſtein, mit ſeinen Ruſſen den Franzoſen auf dem Fuße folgend, in Königsberg einrückte, wuchs auch die Hoffnung auf den Sturz der franzöſiſchen Herrſchaft wieder um ſo ſchneller und mächtiger aus den geheimen Gedanken der zur That gewöhnten Menſchen empor.

Man hatte für den Augenblick eine Fremdherrſchaft mit der andern, das franzöſiſche Regiment mit dem ruſſiſchen, die franzöſiſche Einquartierung mit der ruſſiſchen vertauſcht, und dieſe letztere war in der Maſſe durch ihre Unkultur noch unbequemer als die groben Heſſen und Baiern, oder gar als die Franzoſen. Aber wie der erſte Sonnenſtrahl plötzlich die ganze Gegend erhellt und Alles aufklärt, was bis dahin in Nebel und Dämmerung gelegen hatte, ſo weckte die entſchloſſene That des Grafen York in allen Herzen das Bewußtſein, daß es keine Feſſel gäbe, welche man nicht zu brechen vermöge, und daß man frei werden könne, wenn man frei werden wolle, vorausgeſetzt, daß man entſchloſſen ſei, Alles an Alles zu ſetzen.

Mich in meiner Kinderſtube ging das fürs Erſte allerdings nichts an. Ich empfand nur großes Vergnügen, als bei einem Scharmützel, welches vor den Thoren von Königsberg zwiſchen einem Trupp fliehender Franzoſen und den ſie verfolgenden Ruſſen ſtattfand, der Knall und das Knattern des Geſchützes in unſerm Hauſe zu vernehmen war, und freute mich an dem Hunde eines bei uns einquartierten Ruſſen ganz eben ſo, wie ich mich an den Zuckerplätzchen des armen ſtelzfüßigen Franzoſen gefreut hatte. Aber die gewaltigen Zeitereigniſſe und die Gewohnheit, große Schickſalswechſel zu erleben und erleben zu ſehen, ſtählte den Charakter meiner Eltern. Sie gab ihnen jenes Gleichmaß, das ſich in guten und in üblen Lagen bewährte, und jene Ruhe und Tüchtigkeit, deren Beiſpiel auf uns Alle ſegensreich gewirkt hat, ohne daß man uns die Eigenſchaften beſonders anzuempfehlen brauchte, für die man uns erziehen wollte.

Drittes Kapitel.

Meine eigenen und sehr deutlichen Erinnerungen beginnen in der Zeit zwischen meinem vierten und fünften Jahre, und sind Alle rein sachlich. Wir wohnten damals nicht mehr in dem zweifenstrigen Hause, welches meine Eltern während der Retirade inne gehabt, sondern waren im Frühjahr von achtzehnhundert und vierzehn in das gegenüberliegende dreifenstrige Haus, Nummer vierzehn, gezogen, das wir erst im Jahre achtzehnhundert und zwanzig verlassen, und in welchem ich also meine ganze glückliche Kindheit zugebracht habe.

Es steht mir noch mit allen seinen Einzelnheiten vor Augen, als wäre ich gestern erst darin gewesen, und doch habe ich es, nachdem wir es aufgaben, niemals wieder betreten. Der ganze Theil der Brodbänkengasse, in welcher es gelegen war, hatte damals noch Wolme, d. h. etwa zehn Fuß hohe, in die Straße

hinausgebaute Vorgebäude, zu denen in ihrer Mitte eine Treppe hinaufführte so daß dieselben also unter den Fenstern des hohen Parterres zu beiden Seiten der Hausthüre einen Balkon bildeten. Diese Balkons waren mit Eisengittern einfachster Art umgeben, aber die Eisengitter und das Treppengeländer hatten große Messingkugeln, schlechtweg „die blanken Kugeln“ genannt, welche mit den großen Messing-Thürklopfern übereinstimmten, und die spiegelblank zu erhalten eine Ehrensache der Hausfrauen war. Im Sommer wurden diese Wolme mit Markisen überspannt, man setzte Bänke darauf hin, und wie die Erwachsenen dadurch einen Ort hatten, auf dem sie im Laufe des Tages und namentlich an den Sommerabenden Luft schöpfen konnten, so besaßen wir Kinder in unserm Wolm einen Spielplatz, der selbst im Winter, so eng er war, täglich von uns benutzt ward.

Die Hausthür öffnete in einen raumigen Flur. Ihr gegenüber ging es in das große und dunkle Comptoir, das, wie alle diese großen Parterrestuben der auf den Handel berechneten Häuser an der Nordküste von Deutschland, nur ein großes, breites, vielscheibiges Fenster hatte; und aus dem Comptoir führte eine Treppe in ein paar dunkle Zimmerchen, in die Kasse hinauf.

Vorn im Hauſe lag an der linken Seite der Thüre eine einfenſtrige Stube, das Entree. Es war roſa angeſtrichen, mit dunklen Mahagonimöbeln eingerichtet, und es hingen eine Anzahl ſehr guter Kupferſtiche darin, welche bis in mein eilftes, zwölftes Jahr für mich den ganzen Bereich der Kunſt repräſentirten.

Es waren theils moderne engliſche Kupferſtiche, und dieſe hatten keinen beſonderen Werth, theils ſehr gute Blätter nach alten Meiſtern, deren Originale ich ſpäter mit großer Rührung in den Gallerien von Frankreich und Italien wiedergeſehen habe. Meine Vorliebe galt außer einem engliſchen Kupferſtich, auf welchem eine Mutter auf den hohen Alpen neben ihrem im Schnee erſtarrten Töchterchen händeringend kniete, der Madonna von Hannibal Caracci, welche den kleinen Chriſtus ſchlafend in ihrem Arme hält, und dem vor ihm ſtehenden Johanniskinde ein Zeichen macht, den kleinen Schläfer nicht zu wecken. Ein Paar Kirſchen und andere Früchte lagen auf dem Boden neben ihr ausgebreitet, und erhöhten für meine Vorſtellung die Schönheit des Bildes ungemein.

Dann war das Opfer des Abraham in zwei kleinen Blättern da. Das eine ſtellte den Patriarchen dar, wie der Engel ihm erſchien, ihm das Opfer zu be-

fehlen. Er hatte den kleinen Iſaak neben ſich, der nur mit einem Schurz bekleidet, inbrünſtig mit gefalteten Händen betend, neben dem Vater kniete. Auf dem andern Bilde war der Holzſtoß aufgerichtet. Die Flamme loderte empor, Iſaak kniete gebunden vor demſelben, und mit dem zum Opfer erhobenen Meſſer trat Abraham wie erſchöpft zurück, als er in den Zweigen des Gebüſches, vor dem der Altar ſich befand, das ihm von Gott geſendete Opferthier gewahrte. Als ich ſpäter die Iphigenienſage kennen lernte, ſtellten ſich mir die Vorgänge immer unter den Formen dieſer Abrahamsbilder dar, und ich war ſehr verwundert, im Griechenthume und im Judenthume dergleichen Sagen ſo unverändert zu begegnen.

Endlich erfreuten mich in dieſem Entree noch eine Reihe von drei, vier Männerportraits in mittelalterlichem Coſtüm. Wen ſie darſtellten — das eine war ein Portrait von Titian, das andere das Holbeinſche Portrait des Morel, des Goldarbeiters von Heinrich VIII., deſſen Original ſich in Dresden im Saale der Holbeinſchen Madonna befindet — wen ſie darſtellten, das ahnte ich damals nicht. Aber das war mir nur um ſo bequemer, denn dadurch galten ſie mir je nach meinem Bedürfniß für bibliſche Helden oder für Zau-

berer und Ritter, und unter jeder Vorausſetzung waren ſie mir ſchön und werth. Was hätte mir das auch geholfen, wenn man mir einen Namen genannt hätte, mit dem ich keinen Begriff verbunden, oder wenn man mir einen Namen und einen Begriff beigebracht hätte, mit denen ich keinen innern Zuſammenhang haben konnte? Es kommt bei Kindern nur darauf an, daß ſie nichts Häßliches ſehen; wofür ſie das, was ſie ſehen, halten, das iſt ganz gleich, und je unbefangener man ihre Phantaſie walten läßt, um ſo mehr Genuß haben ſie davon.

Zu dieſem Entree hatten wir Kinder freien Zutritt. Meine Mutter benutzte es wenig. Es diente meinem Vater zu Privatbeſprechungen in Geſchäftsangelegenheiten, und da es aus dieſem Grunde im Winter auch geheizt wurde, hatten wir einen Spielplatz und eine Abwechſelung mehr für unſere Exiſtenz.

Oben im erſten Stock nahm der ſogenannte Saal die ganze Fronte nach der Straße ein. Er wurde nur an Geſellſchaftstagen geöffnet, und obſchon ich jedes Stück in demſelben auf das Genaueſte kannte, hatte er, wenn die weißen Gardinen an der Glasthür nach dem Flur herabgelaſſen waren, für mich einen ſo geheimnißvollen Reiz, daß es mir ſchon ein Vergnügen ge-

währte, durch das Schlüſſelloch oder durch eine Spalte in der Gardine hineingucken zu können. Er war kornblau und hatte, da die Eltern ihn nicht von einem gewöhnlichen Stubenmaler, ſondern von einem Profeſſor Huhn hatten ausführen laſſen, achtzig Thaler zu malen gekoſtet. Am Plafond war eine Göttin, ich glaube eine Viktoria oder Fama, in gelben Bronzefarben dargeſtellt, von der große vergoldete Sonnenſtrahlen über die ganze Decke ausgingen. Oben an der Wand zog ſich eine Borte von Vögeln hin, weiße Faſanen, die aus Bronzekörben ſehr hölzerne Früchte aßen, und die mir wie die größten Wunderwerke der Malerei erſchienen. Zwei große Spiegel zwiſchen den Fenſtern hatten Tiſchchen von weißem Marmor vor ſich, die von Bocksfüßen in Holzſchnitzerei getragen wurden. Auf den Marmorplatten ſtanden blaue Vaſen mit Anſichten aus der ſächſiſchen Schweiz, und in der Ecke eine Art runder Etagère, deren Bretter, ſie hatte ihrer drei in abnehmender Größe, zu drehen waren. Man nannte dies Möbel damals eine Servante, beſetzte es mit ſchön gemalten Taſſen und kleinen andern Geräthen, und meine Mutter beſaß eine große Anzahl zum Theil ſehr ſchöner Taſſen. Die Möbel des Saals waren ganz im Geſchmack des Kaiſerreichs, hart

gepolstert und sehr unbequem. Vor dem Sopha lag ein sehr großer englischer Teppich mit breiter Blumenborte, und dann umschloß dieser Saal noch zwei Prachtstücke: eine Tischdecke von grauem Kasimir, auf der ein großes Hortensienbouquet mit schönen grünen Blättern in petit point gestickt war, und ein kaum spannhohes rundes Tischchen von grauem Marmor, das auch auf der Servante stand und das, wenn man die geheime Feder drückte, sich aufthat und einen Nähapparat unter einem rosenduftigen, rosaseidenen Kissen enthielt. Hob man den Nähapparat heraus, so lag darunter auf dem Boden ein Blatt in Spiegelschrift geschrieben. Es standen darauf die Verse aus dem Tasso:

Willst Du genau erfahren, was sich ziemt,
So frage nur bei edlen Frauen an.
Denn ihnen ist am meisten dran gelegen,
Daß Alles wohl sich zieme, was geschieht.
Die Schicklichkeit umgiebt mit einer Mauer
Das zarte, leicht verletzliche Geschlecht.
Wo Sittlichkeit regiert, regieren sie,
Und wo die Frechheit herrscht, da sind sie nicht.
Und wirst Du die Geschlechter beide fragen:
Nach Freiheit strebt der Mann, das Weib nach Sitte.

Ich verstand von diesen Versen kein Sterbenswort, aber sie zu hören war mir ein großer Genuß, und sie

hingen in meiner Phantaſie ſo genau mit dem Roſen-duft und mit der geheimen Feder, welche den Deckel des Tiſches öffnete, zuſammen, daß mir das Ganze wie ein einziges großes Myſterium däuchte, dem dann und wann durch die Vermittlung meiner Mutter nahen zu dürfen, mir als ein wahres Glück erſchien. Ja die ganze Servante war durch den grauen Marmor-tiſch für mich geheiligt, und ich empfand es als eine Ehre, daß zwei Paar kleine gemalte Taſſen, die mein Eigenthum waren, mit unter all' den großen erwach-ſenen Taſſen auf der wundervollen Servante ſtehen durften.

Dieſe beiden Zimmer, das Entree und der Saal, waren unſere Muſeen, und in dem Letzteren durften wir, wie in einem wirklichen Muſeum, auch gar Nichts anrühren. Dafür hatten wir aber in der Hinterſtube, welche jenſeits eines kleinen dunklen Hausflurs dem Saale gegenüber lag, und im zweiten Stocke, in der Schlafſtube meiner Eltern, in unſerer Kinderſtube, auf den Hausfluren, und auf den Treppen und Treppchen, die aus den Fluren nach den einzelnen Zimmern füh-ten, wie in den Kammern, deren das Haus ein Paar recht große enthielt, völlig freien Spielraum. Die Wohnſtube mit ihren breiten, mit ſchwarzem Roßhaar-

zeug überzogenen Möbeln, mit ihren gelben Kattungardinen, auf denen Pagoden und Chineſen gedruckt waren, war ſo wohnlich als möglich, und es ſtand Nichts darin, was wir hätten verderben können. Die Bilder unſerer Großeltern väterlicher und mütterlicher Seits hingen an der Wand, und darüber ein großes Paſtellbild, auf dem ich in weißem Kleide mit blauen Schuhen in Lebensgröße figurirte. Vor mir ſaß mein älteſter Bruder in ſeinem Hemdchen auf einem Kiſſen an der Erde und langte nach einer Weintraube, die ich in der erhobenen Rechten hielt, während ich ein Körbchen mit Früchten im linken Arme trug. Es war eines von den damals üblichen Motiven, und wer in jenen Tagen, in denen die Wiedergeburt der Künſte in Deutſchland noch nicht begonnen hatte, in leidlichen Verhältniſſen geboren worden, hat gewiß auch auf irgend einem ſolchen Bilde mit ſeinem Apfelkörbchen dageſtanden, oder, wenn er ein Knabe war, gemalt auf einem Schaukelpferde geſeſſen, oder einen Reifen vor ſich her getrieben. Unſer Bild hatte die nie fehlenden Verzeichnungen an Händen und Füßen ſo gut wie jedes andere dieſer Portraits, aber es war ſo ſprechend ähnlich, daß es mich, als ich ſchon lange erwachſen war, immer überraſchte wie gleich bei uns

beiden Geſchwiſtern die Stirnen und die Augen mit jenem Bilde geblieben ſind.

Seit ich mich zu erinnern weiß, hatte ich zwei Brüder. Der mir im Alter am nächſten ſtehende, war am zweiten Mai achtzehnhundert und dreizehn, am Tage der Schlacht von Lützen, und der jüngere am ein und dreißigſten März achtzehnhundert und fünfzehn, am Tage des Einzuges der verbündeten Heere in Paris geboren. Mein Vater prägte uns ſolche Data auf dieſe Weiſe ein, und damit ich auch eine Erinnerung für meinen Geburtstag hätte, erzählte er mir, daß ſchon am Abend deſſelben, am vier und zwanzigſten März, die Nachricht von der am zwanzigſten März erfolgten Geburt des Herzogs von Reichſtadt in Königsberg bekannt geworden wäre.

Dieſe beiden Brüder waren meine eigentlichen Lebensgenoſſen durch meine ganze Jugend. Mit ihnen habe ich geſpielt, mit ihnen gelernt, mit und an ihnen die erſten Erfahrungen des Lebens gemacht. All unſere Leiden und Freuden haben wir getheilt, die Entwickelung des Einen von uns iſt immer auch eine Entwickelungsſtufe in dem Leben des Andern geworden, und meine Erinnerungen aufzeichnen, heißt ihrer im Geiſte fortdauernd gedenken.

Viertes Kapitel.

Man ſollte im Grunde einen Menſchen, wenn man ſich ſein Weſen erklären will, gar nicht fragen, an welchem Orte, ſondern in was für einem Hauſe er geboren ſei, und wie er ſeine erſten Jahre zugebracht habe; denn daß ein großer Theil unſerer Anlagen ſich ſchon in unſern erſten Lebensjahren zu beſtimmten Eigenſchaften ausprägen, davon bin ich feſt überzeugt. Wir hatten es aber in dieſem Punkte außerordentlich gut. Meine Eltern waren damals ſehr vermögend, ja reich zu nennen. Sie waren glücklich mit einander, hatten keine Sorgen, liebten uns auf das Zärtlichſte, und wir ſahen nur heitere Geſichter um uns. Prachtliebe oder Verſchwendung lagen außer dem Weſen meiner Eltern, aber der Zuſchnitt der Haushaltung war damals breit und reichlich. Wir hatten drei weibliche Dienſtboten, eine Kinderfrau, die gewiß nicht viel über dreißig Jahre alt war, die uns aber natürlich ſehr alt erſchien, und die wir nur die

alte Anne nannten. Meine frühere Amme war als Köchin im Hauſe geblieben, und daneben hatten wir noch ein Hausmädchen Regine, das nicht ganz jung und immer etwas verdrießlich war, und einen großen dicken Hausknecht, mit ſehr hübſchem Geſichte, der Mankatz hieß und zugleich einen der Comptoirboten abgab. Alle dieſe Perſonen waren lange in den Dienſten meiner Eltern. Die Kinderfrau durch dreizehn Jahre, Regine ſieben Jahre, meine Amme bis zu ihrer Verheirathung, und ebenſo die beiden Comptoirboten Mankatz und Hermann Kirſchnik, und die Commis meines Vaters.

Das gab unſerm Leben einen feſten Boden. Wir hatten uns nicht an immer neue Eindrücke zu gewöhnen, wir wurden mit unſeren Gedanken nicht von Einem zu dem Andern fortgezogen. Dieſe Menſchen waren die Unſern, eins mit uns, und wie die Menſchen um uns dieſelben blieben, ſo wechſelten wir auch unſere äußere Umgebung bis in mein eilftes Jahr nur ein einziges Mal, als mein Vater die Mutter und uns auf einer Reiſe nach Memel mit ſich nahm. Alljährlich Sommerwohnungen zu beziehen, ſah man in jenen Tagen noch nicht als eine Nothwendigkeit an, und meine Mutter oder eines von uns Kindern hätte

ſchon ſchwer krank ſein müſſen, ehe die Eltern ſich zu einer Trennung von einander entſchloſſen haben würden. Denn ſie hatten ſich aus Liebe verbunden, und lebten des guten Glaubens, daß die Menſchen ſich verheirathen, um möglichſt viel bei einander zu ſein.

Dieſe Dauerhaftigkeit der Zuſtände hatte für uns, oder um hier nur von mir zu ſprechen, den großen Vortheil, mich in unſerer kleinen Welt recht eigentlich heimiſch zu machen, und ich glaube nicht, daß die Kinder, in dem jetzt modiſchen Wanderleben der Familien, bei dem Reiſen und dem Wechſel der Sommeraufenthalte irgend auch nur die geringſte Entſchädigung für jenes Heimiſchſein in der Heimath zu finden im Stande ſind, welches uns damals zu Theil wurde. Denn wenn es für die allgemeine Entwicklung des Menſchen überhaupt etwas Unerläßliches iſt, ein Ding recht zu kennen, eine Sache recht zu verſtehen, ſo iſt das für die Entwicklung eines Kindes in noch viel höherem Grade der Fall, da das Kind auch bei dem ruhigſten Lebensgange täglich, ja ſtündlich, eine ſolche Maſſe von neuen Begriffen in ſich aufzunehmen, ſo viel neue Erfahrungen zu machen hat, und da ſein Organismus ſo viel empfänglicher und ſo viel reizbarer als der eines ausgewachſenen Menſchen iſt.

Ich kann mich auch niemals des Mitleids erwehren, wenn ich bei unſern Reiſen auf Familien ſtoße, welche ihre Kinder aus Selbſtliebe mit ſich in der Welt herum ſchleppen. Bald aufgeregt, bald ermüdet, hier von Fremden über die Gebühr gelobt und gehätſchelt, dort von den Eltern und Wärterinnen grundlos zurechtgewieſen, wenn dieſen auf der Reiſe einmal unbequem wird was ſie den Kindern zu Hauſe geſtatten, kommen die armen kleinen Geſchöpfe zu keinem Behagen und zu keinem Gedeihen. Und nahm ich mir hier und da einmal die Mühe, die Kleinen nach den Dingen zu fragen, welche ſie eben jetzt, oder gar vor einem Jahre auf der Reiſe erlebt hatten, ſo war ihnen nichts als irgend eine Kleinigkeit im Gedächtniß geblieben, die ſie zu Hauſe viel leichter und ebenſo gut hätten erleben können. Ein Kind, das unter der Aufſicht einer ehrlichen Kinderfrau auf irgend einem Grasplatze Butterblumen pflückt und mit einem Hunde ſpielt, iſt tauſendmal beſſer aufgehoben, und hat unverhältnißmäßig mehr Gewinn für ſein Leben, als die kleinen Geſchöpfe, die heute in einer fremden Stadt umhergeführt werden, morgen mit ihren kleinen dummen Augen Etwas vor ſich ſehen, was man ihnen als das Meer bezeichnet, übermorgen in einen zoologiſchen Garten mitgenommen

werden, und die dazwiſchen in lauter fremden Zimmern wohnen, ſich unter lauter fremden Geſichtern bewegen müſſen. Ein Glück iſt's dabei nur, daß die Kinder ſich mit inſtinktivem Selbſterhaltungstriebe gegen die ihnen zugemuthete Ueberfütterung mit Eindrücken zu wahren ſuchen, indem ſie ſich an das ihnen Gemäße halten. Ein paar acht- bis neunjährige Knaben, die man einmal in meiner Gegenwart einen aufſteigenden Luftballon bewundern machen wollte, amüſirten ſich während deſſen einen Pudel zu betrachten, der zu ihren Füßen in einem Graben ſchwamm; und ein dreijähriges Mädchen, das wir im Hafen von Hamburg die Schiffe anzuſehen aufforderten, rief ganz vergnügt: „ach die rothen Strümpfchen!“ — Sie hatte ihre Augen auf eine Leine voll trocknender Wäſche gerichtet die man am Ufer ausgeſpannt, und ſich an Strümpfchen gefreut, welche etwa die Größe der ihrigen hatten. —

Ruhig, wie unſer Leben war, bot es aber doch Abwechslungen dar, welche uns ſehr groß erſchienen. Meines Vaters Banquiergeſchäfte brachten ihn beſonders mit ruſſiſchen und polniſchen Häuſern in Verbindung. Mein älteſter Onkel war viel in Petersburg, unſer Vetter Auguſt Lewald viel in Warſchau, und es kamen, von meinem Onkel empfohlen, viel ruſſiſche

Kaufleute in unſer Haus. Bisweilen hatten ſie ihre Frauen mit ſich, ein Paarmal kamen auch hübſche Kinder mit. Für dieſe ruſſiſchen und für andere Gäſte wurde dann der Saal aufgemacht, ein fremder Diener deckte die Tafel mit Silbergeräth, welches nicht im täglichen Gebrauch war, er legte die Servietten in Fächer und Schiffchen und Sterne zuſammen, drückte blätterartige Streifen in die Auflege-Servietten, es wurden Früchte auf den Tiſch geſtellt, die blauen Vaſen mit den Anſichten von der Baſtei und vom Königſtein mit Blumen gefüllt, und wenn der Saal dann auch noch eiskalt war und der geſchäftige Diener uns auch alle Augenblicke auf die Seite ſchob, „weil wir ihm immer unter den Füßen waren“ — ſo war es doch eine Wonne, ſich ein großes Tuch hinten zubinden zu laſſen, und mit rothen frierenden Händen im Saale zu ſtehen, um abwechſelnd die Servante mit ihren Herrlichkeiten zu betrachten, oder die Tafel anzuſtaunen, auf welcher der ſilberne Kuchenlöffel und die Glasſchaalen voll Früchte und Eingemachtem die ganze Wolluſt verkündeten, welche das Deſſert uns zu gewähren hatte.

Wenn dann im Saale Alles fertig war und die Thüren bis zur Mahlzeit geſchloſſen wurden, ſo ging

es hinunter zu ebner Erde in die Küche. Sie war, wie in allen den alten Königsberger Häuſern, klein, kalt und finſter; aber das Feuer brannte an ſolchen Tagen auf dem Heerde dreifach heller als gewöhnlich, denn der Braten hing am Spieße. Ueber und unter der großen kupfernen Tortenpfanne glühten die Kohlen, die „Kochfrau,“ neben welcher unſere ſonſt ſehr deſpotiſche Köchin dann ganz zum Schatten zuſammenſchrumpfte, reichte mit ihren Augen und Armen überall zugleich hin, und der Hauptgenuß bei dieſen Küchenbeſuchen war es eigentlich, daß wir dort noch viel mehr im Wege waren und noch viel öfter bei Seite geſchoben wurden, als in dem Saale, daß alſo viel größere Beharrlichkeit dazu gehörte, in die Küche einzudringen, oder gar ſich eine kleine Weile darin zu behaupten.

War nun die Eßzeit da und mit ihr die Fremden gekommen, dann holte die Kinderfrau ihr erfrornes und verwildertes Kinderhäufchen zuſammen, wir wurden auf's Neue gewaſchen, zogen hübſche Kleider an, mußten oft recht lange artig ſitzen bleiben, um uns nichts zu verderben, und wenn wir dann endlich gerufen wurden, wenn man uns in den Saal hineinbrachte, der uns mit ſeinen Lichtern immer fremd und feierlich erſchien, dann war das Vergnügen auch ganz

außerordentlich groß. Wir wurden bewundert, geliebkoſt, gefüttert, ſahen die geputzten Leute, und wurden dann wieder entfernt, um in der ſtillen Kinderſtube von den Erlebniſſen des Tages zu reden und zu träumen.

Dann wieder kamen Tage, an denen die Eltern in Geſellſchaft gingen, und wir zuſehen durften, wie die Mutter ſich ankleidete. Sie war eine feine, mittelgroße Geſtalt, ſehr ſchlank und ſo zierlich gewachſen, daß ſie noch als fünfzigjährige Frau jugendlich in Gang und Haltung erſchien. Zu dem ſchönſten Teint hatte ſie ſtarkes, ſchwarzes Haar und hellblaue Augen, dabei eine feine Geſichtsbildung und ein ungemein liebliches Mienenſpiel. Ihr ganzes Weſen war Anmuth und Geſchmack, und dieſe beiden Eigenſchaften, verbunden mit einem ſehr geſunden Verſtande und großer Güte, erſetzten in ihr für das Haus wie für den Verkehr mit Fremden, was ihr an Wiſſen und an Kenntniſſen gebrach. Sie war zu klug, um ſcheinen zu wollen was ſie nicht war, und während ihre Kenntniſſe wirklich kaum über das Elementare hinausgingen, wußte ſie den bedeutendſten Männern ihr Haus angenehm zu machen, und deren Verehrung und Freundſchaft zu verdienen.

In ihren kleinen Schmuckkaſten hineinzuſehen, aus welchem ein Fläſchchen Roſenöl ſtarken Duft verbreitete, ſie ſelbſt zu bewundern, wenn ſie im ſchwarzen Sammetkleide mit einem kleinen Brillantkamm und einer rothen Roſe im Haar, Perlen um den Hals und ſchöne Pointſpitzen um Nacken und Buſen, zum Ball fuhr, das war uns eben ſo amüſant, als der Einzug einer Prinzeſſin verwöhnteren Kindern nur ſein kann: denn es iſt überall mehr der Sinn, mit welchem man die Eindrücke aufnimmt, als die Beſchaffenheit der Gegenſtände, von dem unſer Genuß bedingt wird.

Aber ſolcher großen Ereigniſſe, welche doch nur die Ausnahme machten, bedurften wir gar nicht, um Freude zu haben. Da waren die Hühner in dem engen Hofe, und die fünf Gänſe in ihrem Koben. Da waren immer ein Paar Puthähne, welche im Hofe gefüttert wurden, und vor allem die Tauben, welche einer unſerer Commis, Herr Rubinſon, — der ein großer Violinſpieler zu ſein glaubte, und manchmal ſtundenlang eine alte Geige in furchtbarem Gewinſel erklingen ließ, — ſich heimlich hielt, die unſer Entzücken ausmachten. Das heißt mit der Heimlichkeit dieſes Taubenhaltens war das eine eigene Sache, denn

Jeder im Hauſe wußte darum, und Jeder kannte die Ecke auf dem Boden, in welchem die fünf, ſechs Taubenpaare ihr Weſen trieben, und Jeder hatte auch den Taubenſchlag geſehen, der in ein Paar ausgehobene Dachziegeln hineingelegt war. Mein Vater, der es verboten hatte, weil es gegen die Polizeiordnung war, wußte es; und meine Mutter, der die Schmutzerei auf dem Boden ſehr zuwider war, wußte es; und der dicke Vetter Zacharias, der auch in unſerem Geſchäfte war und ebenfalls in unſerem Hauſe wohnte, wußte es auch. Und wenn er bei Tiſche gefliſſentlich immer auf irgend welche Tauben zu ſprechen kam, daß dem armen Rubinſon das Blut in die Wangen ſchoß, weil er dachte, nun werde ein Interdikt erfolgen, ſo ſahen wir Kinder auch ängſtlich auf den Vater hin — aber das Interdikt wurde nie geſprochen. Der Vater war einſt ſelbſt ein leidenſchaftlicher Taubenzüchter geweſen, die Mutter ließ ſich die Unſauberkeit gefallen, weil wir Kinder ſolch Vergnügen an den Tauben hatten, und die Tauben waren und blieben ein öffentliches Geheimniß, bis Herr Rubinſon einige Jahre ſpäter einmal bei dem Beſtreben fremde Tauben anzulocken, aus dem Dachfenſter hinausſtieg und einen ſchweren Fall auf ein Nachbardach hinunter that, der ihn auf ein

langes Krankenlager und damit die Tauben aus dem Hauſe brachte.

Wir waren zu beſtimmten Stunden und viel, aber nicht immer, bei unſerer Mutter, und ſolch eine Gewöhnung an eine beſtimmte Zeiteintheilung iſt Kindern ſchon in ihrer früheſten Jugend heilſam. Daß wir in verſchiedenen Etagen wohnten, kam dieſer Anordnung zu Statten. Jede der Etagen hatte aus Vorſicht für uns vor der Treppe ein kleines hölzernes Gitter erhalten, und war dies zugemacht, ſo waren wir eben auf unſer Terrain angewieſen. Es blieb uns dann nichts übrig, wenn wir nicht mit einander ſpielen mochten, als aus dem Fenſter zu ſehen, und wie ich im Hauſe nicht müde wurde, jeden Winkel und jede Schieblade zu unterſuchen, ſo konnte ich ſtundenlang am Fenſter auf einem Stuhle knien und drüben die Häuſer und die Nachbarſchaft betrachten.

Von der Weiſe, welche man jetzt hat, die Kinder zu beſchäftigen, von den ſinnreichen Spielen, von der Fröbelſchen Theorie, wußte man damals, oder doch mindeſtens in unſerem Hauſe, noch nichts. Wir hatten allerlei Spielzeug, Häuſerſchachteln, Puppen, Feſtungen die zum Theil ſehr ſchön und koſtbar waren, und die wir meiſt von unſerm älteſten Onkel erhalten hatten,

wenn er von Petersburg oder ſonſt von Reiſen zurück kam. Aber mit fertigem Spielzeug läßt ſich nicht lange ſpielen, und bis ich groß genug war, um ſelbſt für die Puppen nähen und ſchneidern zu können, hatte all unſer Spielzeug, hatten ſelbſt meine koſtbarſten Puppen nur das Intereſſe der Neugier für mich. Ich wollte wiſſen, wie die Dinge gemacht wären, wie ſie von Innen ausſähen, und um das zu ergründen, arbeitete ich ſo lange an ihnen herum, bis ich ſie zerbrochen hatte.

Meine Eltern, welche uns nur einfachere Dinge gaben, ſchalten mich dann immer. Sie thaten mir aber damit, ohne es zu wollen und zu wiſſen, Unrecht, und die Kinderfrau, welche mich nicht beſonders liebte, beſtärkte ſie darin, denn ſie verſicherte, daß ich mir auch aus dem Allerſchönſten gar nichts mache, daß kein Abmahnen bei mir helfe und daß ich nicht Ruhe hätte, bis Alles zerbrochen und verdorben ſei. Sie ſahen dem angebornen Thätigkeits- und Forſchungstriebe der Kinder gar nichts nach oder vielmehr, ſie verſtanden denſelben gar nicht. Sie dachten nicht, welch einen Eindruck es auf ein Kind macht, wenn es ſeiner ganzen kleinen Erfahrung entgegen ein todtes Ding, einen hölzernen Vogel, einen hölzernen Hund Töne von ſich geben hört und ſie räthſelhafte Be-

wegungen machen ſieht. Warum bellt der Hund im Bilderbuche nicht? fragt das Kind. — Der iſt ja nur gemalt! heißt es dann. Aber warum bellt denn dieſer hölzerne Hund? forſcht es weiter, ohne ſich bewußt zu ſein, daß es mit dieſem Schluſſe von dem gemalten auf den hölzernen und auf den lebendigen Hund, den Begriff des Lebendigen und des Lebloſen gefunden und in ſich feſtgeſtellt hat. Das iſt von Innen ſo gemacht! giebt man ihm zur Antwort, und bedenkt nicht, wie man das Kind damit wirklich zwingt, die Sache zu unterſuchen.

Heute noch erinnere ich mich des Schreckens, mit dem ich einmal vor einer kleinen zerbrochenen Leier daſtand, auf welcher ſich ein Vogelbauer mit einem gelben Vogel in die Runde drehte, während kleine klimpernde Töne erklangen. Ich hatte mit voller Ueberlegung das Innere ſehen wollen, und deshalb das weiße Leder zwiſchen dem Brettchen der Leier ein wenig gelockert, aber das half mir nichts. Ich konnte nichts ſehen, ich mußte etwas mehr losreißen. Nun hatte ich das gethan, ich drehte die Leier wieder, ſie klang nicht mehr recht. Die Ahnung, daß ich wieder etwas verdorben hätte, kam über mich. Faſt ohne zu wiſſen, was ich that, riß ich das ganze Leder herunter.

Da lagen nun die zwei weißen Brettchen, da ſah ich nun fünf dünne Roßhaar-Saiten über einen kleinen Bock geſpannt, und an der Kurbel ſaßen zwei Stückchen Federpoſen, welche über die Saiten ſtreiften, wenn man die Kurbel drehte. Das war alſo Alles! Nun wußte ich's, und nun wollte ich das Spielzeug erſt recht genießen. Aber ich drehte und drehte, das Vogelbauer ging in die Runde, ſo oft ich's nur wollte, indeß das Singen hatte der Vogel verlernt. Ein trauriger Zergliederer meiner Freuden ſtand ich vor einem neuen Räthſel da, und hatte mit tiefer Betrübniß im Herzen auf den gegen mich ausgeſprochenen Tadel gar keine andere Entſchuldigung vorzubringen, als daß ich den Vogel gar nicht hätte zerbrechen wollen, und daß ich Nichts dafür könne, daß mein Spielzeug entzwei gegangen ſei. Noch viel unglücklicher aber ſah ich auf meine Puppen hernieder, wenn ich, gleichfalls nur in der Abſicht zu wiſſen wie ſie von Innen gemacht wären, ihren Kopf mit einer Nadel oder mit einer Scheere von hinten leiſe angebohrt hatte, um dann erſt mit einem Finger und dann mit zweien, behutſam hinein zu fühlen. Und wenn dann das Papiermaché oder das Wachs plötzlich in lauter Bröckeln zu meinen Füßen fiel, war ich jedesmal ſo betroffen und ſo nieder-

geſchlagen, als wäre mir daſſelbe nicht ſchon vorher oft genug begegnet. Es bedarf für Kinder durchaus der mehrmals wiederholten gleichen Erfahrung, um ſie in jedem beſonderen Falle den Schluß von Urſache und Wirkung richtig ziehen und in ſich feſtſtellen zu laſſen.

Ich habe mir nebenher daraus die Lehre gezogen, daß man bei Kindern wirklich einen Unterſchied machen muß zwiſchen dem böſen, verſtandloſen Zerſtörungstriebe, welchem man nicht früh genug entgegentreten kann, und zwiſchen der naturgemäßen Neugier, welche abſichtslos, ja in gewiſſem Sinne mit voller Berechtigung ihr Zerſtörungswerk verübt. Man hat mir dagegen eingewendet, daß man den Kindern eben deshalb nur urſprüngliche Dinge, alſo die Fröbelſchen Würfel und Klötzchen und Stäbe zum Spielen geben, daß man ihre Spiele nur auf's Schaffen hinleiten, und ſie ſtufenweiſe fortſchreitend an die Dinge gewöhnen müſſe, ſo daß ſie nicht von Wundern überraſcht und von Verwunderung zum Zerſtören angetrieben würden. Mich dünkt aber, ſolche abſtrakte Entwickelung und Unterrichtung laſſe ſich in Mitten unſerer Welt nicht ausführen, und ich meine auch, man müſſe dem Kinde das Denken und Vorwärtskommen auf ſeine eigene Weiſe nicht ganz behindern. Aus ſehr ſyſtematiſchen Erziehungen habe ich meiſt nur

beſchränkte Köpfe und pedantiſche Seelen hervorgehen ſehen, und wer nicht von früher Kindheit an auf ſeine eigene Hand zu irren und zu fehlen gelernt hat, der lernt es auch bei den Tauſend unberechenbaren Wechſelfällen und Zufällen des ſpätern Lebens nicht leicht, ſich zurechtzufinden, ſich zu helfen und ſich durchzuſchlagen. Der Menſch iſt, wenn er eben die Anlage zu einem ganzen Menſchen in ſich trägt, ſchon in ſeiner Kindheit viel zu individuell, als daß es weiſe wäre, ihn nach allgemeinen Grundſätzen, nach Theorien zu erziehen; und wenn ich ſehen muß, wie viel mit halbverſtandenen Syſtemen an den Kindern geſündigt wird, preiſe ich mein Geſchick glücklich, das mich vor aller Experimentalerziehung bewahrte. Denn es ſchadet dem Kinde viel weniger, wenn es hie und da einmal Unrecht thut oder Unrecht leidet, als wenn ſeinen natürlichen Anlagen zu ſehr entgegengetreten, und dem Bischen Freiheit, das es nöthig hat, durch Regeln und Maximen der Spielraum entzogen wird.

Fünftes Kapitel.

Aus dem Fenſter zu ſehen, bin ich als Kind nicht müde geworden. Alles intereſſirte mich, und das am meiſten, was ſich alle Tage wiederholte. Ich kannte in meinem fünften, ſechſten Jahre jedes Haus und alle Menſchen in der Straße. Da war erſt ein Materialladen von Colevius, in welchem zu unſerer Beluſtigung der erſte Commis Herr Honig hieß. Wir durften hingehen, uns dort ſelbſt Etwas zu kaufen, wenn einer von den Eltern auf dem Wolme ſtand, um uns nachzuſehen. Dann kam der Bäcker Herr Kuhr. Er hatte eine hübſche Tochter, die uns, wenn ſie unſerer habhaft werden konnte, immer küßte, und uns irgend ein Backwerk ſchenkte. Daneben lag unſer früheres Haus. Es wohnte nun ein Bankier Borchard darin, mit einer ſchönen Frau. Die Leute waren kinderlos und hatten eine große Vorliebe für meine beiden Brüder. Uns ganz gegenüber wohnte ein Getreide-Makler Schulz. Er war groß und mager, trug beſtändig einen

grauen, langen Rock, hatte eine rothe Naſe und eine ganz glatte ſchwarze Perrücke. Die Frau, die hübſch und immer ſehr elegant gekleidet war, ſaß ſchon am frühen Morgen ſtramm friſirt an ihrem Fenſter oder auf ihrem Wolme, je nach der Jahreszeit. Sie ſtrickte und las dazu den ganzen Tag, und ihr gegenüber ſaß ein weißer Spitz mit blankem Halsband, der ſich nicht rückte und nicht regte, außer wenn er ſich hinlegte um zu ſchlafen, und wenn er ſich gähnend beim Erwachen ausſtreckte. Die Leute hatten auch keine Kinder, und weil ſie alſo zu viel Raum im Hauſe hatten, wohnte im obern Geſtock bei ihnen ein anderer Herr, mit Namen Peppel. Seine Fenſter lagen grade denen der Kinderſtube gegenüber, wir konnten zu ihm, er konnte zu uns hineinſehen — doch von ihm ſpreche ich noch ganz beſonders.

Das Haus neben dem Schulze'ſchen hatte verſchiedene Einwohner. Unten wohnte ein Zinngießer, Herr Bethge. Er war ein hübſcher rüſtiger Mann, der oft mit bloßer Bruſt und geſchwärzten Händen von der Arbeit auf den Wolm hinaustrat, und hatte in ſeinen jungen Tagen als Geſell die Meiſterin, eine kleine verwachſene Frau, geheirathet. Sie waren wohlhabende Leute, und wir haben manch Spielzeug von ihnen ge-

kauft, manch anderes von ihnen geſchenkt bekommen, wenn wir für unſere Fünfſchillinge uns etwas kaufen wollten.

Mehr Reiz aber als der Zinnladen mit ſeinen blanken Tellern und Leuchtern, Krügen und Kannen, hatte die Familie für mich, welche die mittlere und obere Etage bewohnte. Es waren, wie wir es nannten, fromme Juden, d. h. Juden, welche noch ganz nach jüdiſchen Sitten und Gebräuchen lebten. Sie waren unbemittelt, waren uns verwandt, oder doch lange mit unſeren Großeltern bekannt geweſen, und nahmen vielen Theil an uns. Die alte, ſehr kleine, ſehr freundliche und äußerſt ſaubere Hausfrau hatte meiner Mutter bei ihren Entbindungen beigeſtanden, beſuchte uns in Krankheitsfällen und gab meiner Mutter, wenn dieſe in einer der Vorſtuben grade am Fenſter ſaß, ein Zeichen mit dem Kopfe oder mit der Hand, wenn wir Kinder oben in der Kinderſtube am Fenſter oder unten auf dem Wolme irgend etwas Gefährliches unternahmen.

Wie ſoll man die Kinder nur behüten! ſagte meine Mutter einmal bei ſolchem Anlaſſe, als wir ihr einen heftigen Schreck verurſacht hatten.

Kinder kann kein Menſch behüten, verſetzte die alte

Madame Japha, wenn der liebe Gott ſie nicht mit ſeinen Engelchen bewacht.

Das iſt einer von den wörtlichen Ausdrücken, die mir rührend und anmuthig aus jenen Tagen im Gedächtniß geblieben ſind, ſo fern dieſe Anſchauung mir jetzt auch liegt. Es gefiel mir ſo gut, daß die Engel über uns Wache hielten.

Herr Japha war viel zu Hauſe. Er hatte einen ganz kleinen grauen Bart, und immer eine weiße ſteifſtehende Schlafmütze auf — die einzige Schlafmütze, welche ich damals kannte. Früh am Morgen ſtand er betend und ſich dazu ſchaukelnd am Fenſter, und ich ſah ihn ſich neigen und Bewegungen machen, die ich nicht verſtand. Später am Tage ſaß er meiſt, aus einer Kalkpfeife rauchend und hie und da eine Priſe nehmend auf demſelben Platz am Fenſter. Freitags Abend zündete man Lichter in der Stube an, und ich ſah mehr Bewegung als ſonſt dort üblich war. Ich wußte, daß jetzt dort Feiertag ſei, daß über einer großen Strietzel, die mit einem weißen Tuch bedeckt war, jetzt ein Segen ausgeſprochen wurde, aber zugeſehen hatte ich das nie und darum beſchäftigte es mich ſo ſehr. Um Oſtern ſchenkte man uns aus dem Hauſe Oſterfladen und kleine Zuckerklümpchen, die eigens für

die Osterzeit bereitet waren; zu einer andern Zeit im Jahre, im Herbste, standen während des Laubhüttenfestes Palmzweige und große Paradiesäpfel, eine Art von Cedraten, in einer bestimmten Ecke des Fensters. Die Hauptfeierlichkeit fiel aber in den Winter oder doch in den Spätherbst, wenn Regen und Schnee bereits ihr Wesen in den Straßen trieben, und die Tage, die bei uns in Preußen wesentlich kürzer sind als im mittlern Deutschland, durch die Nebel und Wolken noch mehr verkürzt erschienen. Dann tauchte mit einem Male drüben in der Stube auf dem Fensterbrett an einem Abende ein Wachslicht auf — und nun begann die Herrlichkeit, begann die Girandola meiner Kindheit. Am nächsten Abende standen und brannten zwei Lichte an dem Fenster, am dritten Abende drei, und so ging das nun, immer prächtiger und heller werdend fort, bis etwa sieben oder neun Lichte brannten, und dann die Herrlichkeit mit einemmale vorbei war. Das sei das jüdische Weihnachtsfest, sagte man uns, und wir zerbrachen uns über den Widersinn dieser Erklärung die Köpfe nicht. Denn wenn Herr Japha mit seinem Weihnachtsfeste fertig war, stand das unsere vor der Thüre, und wir vergaßen die jüdische Weih-

nachtszeit, um an unſere eigenen Weihnachtslichtchen zu denken.

Ich ging oftmals zu Madame Japha hinüber, das heißt eigentlich zu der Tochter, die unverheirathet im Hauſe ihrer Eltern lebte, und mit ihrer Händearbeit die Familie unterhalten half. Sie galt für eine der geſchickteſten Näherinnen der Stadt, hatte theilweiſe auch die Ausſtattung meiner Mutter genäht, und dieſe ſah es gern, daß ich ſpielend von dem guten Mädchen die erſte Anleitung zu Handarbeiten empfing. Ich war ſehr gern bei ihr. Denn erſtens ließ ſie mich immer ihr gegenüber auf dem Stuhle am Fenſter, nicht wie ich es zu Hauſe gewöhnt war, auf einem Kinderſtuhle oder Bänkchen ſitzen, und ich kam mir alſo bei ihr viel erwachſener als zu Hauſe vor. Zweitens konnte ich bei ihr unſer Haus und die andere Seite der Straße ſehen, und drittens gab ſie mir auf eine Menge Fragen Beſcheid, auf welche ich zu Hauſe keine Antwort erhielt.

Von ihr erfuhr ich, daß wir Juden wären, und daß man mir dieſes zu Hauſe verſchweige, weil die andern Leute die Juden nicht leiden könnten. Von ihr erfuhr ich auch die Namen und die Bedeutung und die Ceremonien der jüdiſchen Feiertage. Sie

zeigte mir eine kleine blecherne Kapſel an ihrer Stubenthüre und ſagte, darin wären die zehn Gebote, und die ſeien dort angehängt, damit man ſie immer vor Augen und im Herzen habe. Dann ließ ſie mich ein Gewebe von blau und weißer Wolle ſehen, das ihr Vater auf dem Körper trug, und das auch die zehn Gebote bedeuten ſollte. Sie zeigte mir einen Gebetmantel und ein langes weißes Hemde, das ſie den Kittel nannte, und erzählte mir, das ziehe ihr Vater an dem größten Feiertage, an dem Tage der langen Nacht in der Synagoge an, wenn der liebe Gott ſich mit den Menſchen wieder für ein Jahr verſöhne, und wenn ihr Vater ſterbe, werde er in dieſem Hemde begraben werden.

Als ich zu Hauſe von dieſen Dingen zu ſprechen anfing, verwehrte man es mir nicht eigentlich, aber man ließ mich doch nicht recht damit aufkommen. Und als ich dann dringlich wurde, erhielt ich den Beſcheid, daß ich ſolche Sachen noch nicht verſtehen könne, ich würde das ſpäter einmal Alles erfahren. Auf die ganz beſtimmt gethane Frage: „ſind wir wohl Juden?“ — verſetzte mein Vater: Du biſt unſer Kind, und weiter geht Dich nichts an!

Damit war äußerlich die Angelegenheit abgethan,

aber innerlich beſchäftigte ſie mich um ſo mehr, und die Juden und ihre Feiertage und Gebräuche wurden mir unheimlich und myſtiſch, anziehend und widerwärtig zugleich. Daß wir Juden wären, und daß es ſchlimm ſei, ein Jude zu ſein, darüber war ich aber mit fünf, ſechs Jahren, noch ehe ich in die Schule gebracht wurde, vollkommen im Klaren. So hübſch wir in unſern ſeidenen Pelzchen auch angezogen waren, und ſo gut unſere ſtattliche Kinderfrau uns auch ſpazieren führte, ſo erlebten wir es doch manchmal, daß ganz zerlumpte, ſchmutzige Kinder uns im Tone eines Schimpfes: Jud'! nachriefen, und die Kinderfrau ſagte dann immer, daran ſei nur ich mit meinem ſchwarzen Haare ſchuld.

Ich weiß nicht, weshalb ich zu Hauſe von ſolchen Ereigniſſen auf der Straße nie etwas erzählte. In den Kindern iſt das Bewußtſein oft ſo umnebelt und ſo unvollſtändig, und doch die Einſicht, welche ſie zum Handeln oder zum Unterlaſſen von manchen Dingen antreibt, ſo weit über ihr bewußtes Verſtändniß hinaus, daß ſie oft klüger handeln als ſie wirklich ſind. Man möchte ſagen, ſie handeln aus einem Inſtinkte, der ſie mehr und mehr verläßt, je nachdem das Bewußtſein in ihnen lebendig wird.

Ich ging aber von da ab nur noch lieber zu Mamſell Japha hinüber. Alles was die Familie beſaß: ein jüdiſches Gebetbuch, ein altes ſilbernes Balſambüchschen, wurden für mich Gegenſtände von Bedeutung, von Werth, und wie unſere Kupferſtiche mir die Geſammtheit der Kunſt erſetzten und bedeuteten, ſo repräſentirte die gute Familie Japha mir in meiner Kindheit das religiöſe und myſtiſche Element. Stundenlang konnte ich mit einem zu ſäumenden Staubtuch bei Mamſell Japha ſitzen, und fragen und fragen. Ich hatte ſie lieb, denn ſie war die erſte Vertraute meines Lebens, die erſte Perſon, mit der ich ein Geheimniß theilte. Wenn ſie dann meiner Fragen müde wurde und ſtille ſaß, oder gar mit ihrer ſchwachen Stimme Lieder bei der Arbeit ſang, die meiſt ſehr ſentimental waren, und unter welchen das Lied: „Hier ruhſt Du Karl, hier werd' ich ruhn, mit Dir in einem Grabe!“ mich zu Thränen rühren konnte, ſo oft ich es auch gehört hatte, denn alle Drehorgeln ſpielten es damals — dann begann ein andres Vergnügen und zwar ein wunderliches Vergnügen für mich: ich betrachtete ſie. — Und ſie war ſo unſchön, die gute Seele! Ihr Geſicht war von Blatternarben entſtellt, ihre Naſe platt, ihr Mund groß, und dazu war in der Blatternkrankheit

oder durch ſonſt einen Zufall eines ihrer Ohrläppchen in zwei Theile geſpalten. Ich fand dieſe an ſich höchſt geringe Verunſtaltung ganz ſchrecklich. Ich dachte immer, ich würde froh ſein, wenn ſie nur dieſes Ohrläppchen nicht hätte, aber ich konnte mitunter kein Auge davon abwenden, und ſtierte ſie dann dumm und ungeſchickt an, bis ſie die großen Locken, welche man damals trug und Brill-Locken nannte, ſo weit herunterzog, daß ſie mir den Anblick ihres Ohrs benahmen.

Dieſe Luſt an dem, was ihn quält, bleibt dem Menſchen auf geiſtigem Gebiete oft bis in ſein ſpätes Alter, aber es iſt immer etwas Ungeſundes darin, und ich bin froh, daß ich ſie in der Kindheit an ſo geringen Dingen abgebüßt habe, als meine Phantaſie überhaupt noch ſelbſtquäleriſch war. Ich glaube, mehr unnöthige Angſt als ich hat ſich nicht leicht ein Kind geſchaffen. Die Furcht vor einzelnen Eindrücken, wie vor dem Krähen eines Hahnes oder vor lauten Trompetenklängen, die mich in den erſten Lebensjahren ganz außer mich brachten, hatte mein Vater mir dadurch abgeſtumpft, daß er abſichtlich Hähne im Hofe hielt, und mich immer ſelbſt auf die Wachtparade brachte. Es war eine homöopathiſche Kur, die vielleicht nicht überall zu em-

pfehlen iſt, die bei mir aber ganz gut anſchlug, denn jene Empfindlichkeit hörte ſehr bald auf.

Indeß ſie war auch eine Kleinigkeit neben den Schrecken, mit denen meine Phantaſie mich ängſtigte. Geſpenſterfurcht habe ich in früher Kindheit nicht gekannt, aber wenn man mich Abends zu Bett gelegt hatte, ſah ich immerfort Geſtalten vor Augen: Rieſen, Städte, Vögel, Zwerge, bekannte Menſchen, Bilder, die unabläſſig wechſelten, unabläſſig in einander floſſen, ſich neu geſtalteten, wieder verſchwanden, deren Haſt ſich ſteigerte, je mehr ich mich davor zu fürchten begann. Ich rief dann die Kinderfrau, weinte, hielt ſie an der Hand feſt, bat, ſie ſolle mir etwas erzählen, ich wolle das nicht mehr ſehen. Aber was ſie mir auch erzählte, es ſchwamm gleich Alles wieder in meine Bilder hinüber, und ich ließ dann mit Weinen und Bitten nicht eher nach, bis ſie hinabging mir die Eltern zu holen, denen es auch immer gelang mich zur Ruhe zu bringen. Eine Spur dieſes unfreiwilligen Bilderſehens vor dem Einſchlafen iſt mir durch mein ganzes Leben geblieben. Nur daß es jetzt ſelten kommt, etwa wenn ich krank bin, oder wenn ich mich einmal mit Arbeit beſonders angeſtrengt habe, und daß es jetzt meinem Willen doch meiſt gelingt, Herr darüber zu

werden, indem ich die Gedanken mit Gewalt auf einen Gegenstand hinwende. Es muß dieſes Bilderſehen aber wohl bei Vielen vorkommen. Der berühmte Phyſiologe Johannes Müller bezeichnet es als Plaſticität der Phantaſie im lichten und im dunklen Sehfelde, die er ſelbſt beſaß, und hat ſeine Empfindungsweiſe dabei beſonders geſchildert. Genau ſo, wie er es ſchildert, habe ich es an mir erfahren, nur daß ich nicht im Stande war, die Bilder willkürlich zu erzeugen, ſondern daß ich ihrem Erſcheinen in meiner Kindheit willenlos erlag, und daß ich auch jetzt, wenn irgend ein Zufall mir ſolch ein Bild vor dem Einſchlafen wach gerufen hat, nicht die volle Freiheit habe, die Reihe der ihm folgenden Bilder ſelbſtſtändig zu beſtimmen. Sie haben für mich auch heute noch das Verſchwimmende von dissolving views, und nur ihr Aufhören liegt meiſt in meiner Macht.

Es war in jener Zeit meiner erſten Kindheit, in den Jahren achtzehnhundert und ſechszehn und ſiebzehn, daß Frau von Krüdner ihr Weſen in Deutſchland trieb, und die Unterhaltung über den von ihr prophezeiten Weltuntergang war damals ebenſo im Gange, wie vor einem Jahre das Geſpräch über den Zuſammenſtoß der Erde mit dem Kometen. Dazu muß in jener Epoche

irgendwo die Peſt ſehr ſtark gewüthet haben, denn die Vorſtellungen, daß die Peſt kommen und wir Alle ſterben, oder die Welt untergehen und wir ſo Alle unſern baldigen Tod finden würden, waren ſehr zeitig in meinen Kopf gekommen und flößten mir ein unbeſchreibliches Entſetzen ein. Wo ich eines Menſchen habhaft werden konnte, auf deſſen Luſt zu antworten ich irgend rechnen durfte, fragte ich nach dem Weltuntergange und nach der Peſt. Kein Eiferſüchtiger ſucht mehr die Beſtätigung ſeines Unglücks zu erſpähen, als ich mir die Gewißheit zu ſchaffen ſtrebte, daß wir Alle umkommen würden; und hatte ich heute darüber geweint, daß ich ſterben müſſe, ſo jammerte ich morgen darüber, daß die Eltern ſterben und ich dann allein bleiben würde.

Meine Eltern hatten große Geduld mit mir. Die Mutter ſaß oft ſtundenlang an meinem Bette, mich zu beſchwichtigen, der Vater redete mir mit Ernſt zu, ſo weit ich mit meinen ſechs Jahren für Vernunftgründe zugänglich war. Half dann Nichts, ſo ſchalt er mich und gab mir bisweilen, was jedoch nie aus Heftigkeit, ſondern aus voller Ueberlegung geſchah, ein Paar Schläge, welche in dieſen Fällen bei Kindern ebenſo wirkſam ſind, als irgend ein ableitendes Blaſenpflaſter.

Ich hörte im Schreck über die Schläge zu ſprechen auf, und das war die Hauptſache, denn Kinder überreizen ſich oft mit ihren eigenen Reden. Die Schläge gaben meinen Gedanken eine natürliche Richtung; ich fing vor Schmerz zu weinen an und weinte mich ſo ſtill in den Schlaf.

Waren aber die Eltern, wenn ein ſolcher Anfall über mich kam, nicht zu erreichen, ſo ging es mir allerdings nach meinen Begriffen noch weit ſchlimmer. Der Kinderfrau, welcher ein ſehr altkluges, ſehr ernſthaftes und dabei ihr oftmals unbegreifliches Kind eben keine angenehme Pflegebefohlene ſein konnte, war es unerträglich, wenn meine Phantaſtik ihr die letzte ſtille Abendſtunde verdarb, auf welche ſie ſich den Tag über vertröſtet haben mochte, oder wenn ich ſie gar hinderte, ſich niederzulegen, weil ich ſie bei der Hand an meinem Bette feſthielt. Sie fuhr mich dann ſehr heftig an, deckte mich feſt zu, weil ich manchmal vor Angſt bald kalt bald heiß war, und ſagte drohend nach dem uns gegenüber liegenden Hauſe des Schulz hinweiſend: „warte nur! der Herr Peppel kommt!“

Das Entſetzen, welches dieſe Worte mir und gelegentlich auch meinen Geſchwiſtern einflößten, vermag ich ſo wenig zu beſchreiben, als ich jetzt zu be-

greifen vermag, wie und weshalb der gute Herr Peppel uns daſſelbe erregen konnte. Es gehört für mich zu den räthſelhaften Erſcheinungen in der Phantaſtik der Kinder, denn Nichts, auch nicht das Geringſte bot einen Anlaß dar, den Mann furchtbar für uns zu machen.

Er konnte zwiſchen dreißig und vierzig Jahre alt ſein, war Commis in einem Kaufmannshauſe und hatte ein ſtilles, durchaus freundliches Geſicht. Am Tage war er, mit Ausnahme des Sonntags, wenig in ſeiner Wohnung. Morgens band er vor einem Spiegel an ſeinem Fenſter ſein weißes Halstuch um und kämmte ſein Haar; Mittags, wenn er eine Weile nach Hauſe kam, las er am Fenſter, und Abends waren ſeine Rouleaux herunter. Niemand aus unſerm Hauſe kannte ihn perſönlich, wir Kinder hatten nie mit ihm geſprochen, nie das geringſte Böſe von ihm gehört, und ich weiß nicht, wie die Kinderfrau darauf gekommen iſt, ihn zum Schreckbild für uns zu wählen, wenn es nicht etwa der Umſtand ſein mochte, daß er von allen in unſerer Nähe wohnenden Perſonen allein für uns Kinder eine Art unbekannter Größe war. Die Thatſache ſteht feſt, daß wir eine Seelenangſt vor Herrn Peppel hatten, und daß die bloße Nennung ſeines Namens, die bloße Drohung, er werde kommen, mir den kalten Schweiß

auf die Stirne trieb, und mir noch fürchterlicher war, als die Vorstellungen von Pest und Tod und Weltuntergang, welche sonst mein Herz beängstigten.

Ich zweifle nicht, daß es eine große Anzahl von Kindern giebt, deren Phantasie sich solche Schreckbilder schafft, denn es wiederholt sich in jedem einzelnen Menschen die Entwickelungsgeschichte der Menschheit, wenn der Fortschritt der Gesammtheit auch für den Einzelnen die verschiedenen Stufen und Uebergangsepochen weniger bemerklich gemacht, und in ihrem Verlaufe auf die kürzeste Zeit herabgedrückt hat. Es war als müßte ich immer etwas haben, was mir Angst einflößte, dem gegenüber ich meine Ohnmacht empfand, und ich zog meine Schreckbilder niemals aus einer gespenstigen Welt herbei, sondern aus den Dingen, die mir aus der Wirklichkeit entgegen traten. Mit Ausnahme der ganz thörichten Angst vor unserm Nachbar beruhten meine Befürchtungen immer auf einer an und für sich wirklich schreckhaften Sache, und hatten also einen vernünftigen Boden. Aber wie das ganz kleine Kind nach dem Monde langt, weil ihm der Begriff der Entfernung und der Maaßstab für dieselbe fehlen, so konnte ich nicht ermessen, wie nahe oder wie fern die Dinge mir waren, welche mir Furcht machten, und

meine Phantaſie vernichtete zu meinem Schaden alle Trennungen durch Raum und Zeit.

Ob mit wirklichen Erklärungen in ſolchen Fällen Etwas zu machen iſt, möchte ich bezweifeln. Es nützt nichts, wenn man dem Kinde ſagt: das Land, in dem die Peſt iſt, oder das Land, in welchem die Erde gebebt hat, iſt ſehr weit von hier. Nähe und Ferne ſind ihm keine deutlichen Vorſtellungen. Es fragt ſofort: aber warum kommt das Unglück nicht auch hieher? Was man ihm dafür zum Troſte geben kann ſind Erfahrungsſätze und die auf dieſe Erfahrungsſätze gebauten Schlüſſe, die dem Kinde nichts bedeuten können, und die ihre Wirkung augenblicklich verlieren, wenn die Augen der Eltern, aus denen es ſeine beſte Beruhigung ſucht, nicht mehr über ihm leuchten.

Es bleiben alſo in der Regel nur zwei Hilfsmittel übrig, die Beſchäftigung der Phantaſie mit heitern Bildern und mit fremden Perſonen, d. h. die Dichtung, namentlich das Mährchen — und eine Disciplinirung des unregelmäßig ſpekulirenden Verſtandes durch den Unterricht. Und dieſe beiden Ableiter wurden mir dann auch geboten.

Digitized by Google

Sechstes Kapitel.

Es war am ersten April des Jahres achtzehnhundert und siebenzehn, als ich die Schule zu besuchen begann. Ich hatte zu Hause von meiner Mutter das ABC und einige Gedichte gelernt, und ich erinnere mich nicht, daß der Gedanke in die Schule zu gehen, mir irgend welches Vergnügen gemacht hätte.

Man nahm mich früher als gewöhnlich aus dem Bette, man gab mir einen ziemlich großen weißen Korb, der zwei Deckel hatte, packte mir eine Schreibtafel und eine Fibel von Löhr, ein Taschentuch und eine in Papier gewickelte Butterſemmel ein, und mein Vater ſelber nahm mich an die Hand, um mich in die Schule zu bringen. Die Mutter begleitete mich bis vor die Thür, die Kinderfrau, welche ſolche Gunſt ſonſt nur meinen Brüdern bewies, die ſie von ihrer Geburt an auferzogen hatte, ſteckte mir ein Stück Kandis in die Hand, und ich hatte ein beklemmendes Gefühl, als ob ich auf

Reiſen gehen ſollte, oder als ob mir etwas Unangenehmes geſchähe.

Der Weg, den wir zu machen hatten, war nicht lang. Wir gingen über den Rathhausplatz, durch die Brodbänkenſtraße, über den kleinen Domplatz nach dem großen Domplatz, wo dem Dome gegenüber unſer Schulhaus, ein ganz gewöhnliches Bürgerhaus, gelegen war, denn die Ulrich'ſche Schule, welche ich beſuchen ſollte, war eine Privatanſtalt. Mein Vater war auf dem Wege ſehr heiter mit mir, er ließ mich unten an der Treppe meine Stiefel recht rein machen, ſchärfte mir es ein, verſtändig und artig zu ſein, und ſagte, wenn die Schule aus ſei, ſo werde man mich holen kommen.

Unten in einer kleinen Stube empfing mich die Frau unſeres Direktors, eine noch junge, ſehr anmuthige Frau, mit ſchönen blonden Locken zu beiden Seiten des Geſichts. Sie küßte mich, verſprach auf meines Vaters Bitte, daß man Nachſicht mit mir haben werde, dann ging mein Vater davon und Madame Ulrich, die ich eben ſo wie ihren Mann ſchon ein Paar Tage vorher geſehen hatte, als der Vater mich ihnen vorgeſtellt, nahm mich an die Hand und führte mich in das große Hinterzimmer zu ebner Erde, in welchem das Morgengebet gehalten wurde.

Das Zimmer, groß, finſter, kalt, wie all dieſe Königsberger Hinterſtuben, war voll von Bänken und für meine Vorſtellung voll von einer unermeßlichen Menſchenmenge. Hinten nach den Wänden ſtanden, wie mir ſchien, ganz erwachſene und ſehr große Frauenzimmer. Sie mögen fünfzehn, ſechszehn Jahre alt geweſen ſein. Weiter nach vorn waren die jüngern Mädchen, und ganz vorn Kinder meines Alters, zwiſchen denen Madame Ulrich mir meinen Platz anwies. Die Mädchen ſtanden Alle in Reih' und Glied, ſprachen und lachten laut mit einander, die Kleinen zu meiner Seite fragten mich, wer ich ſei, und ich hatte ein dumpfes Gefühl der Benommenheit, in welchem ich die ſchweren Guirlanden von Blumen und Früchten, die in Stuck an der Decke ausgeführt und vor Alter ganz ſchwarz geworden waren, einfältig betrachtete.

Während deſſen erſchien noch eine Lehrerin und ein Paar Lehrer in dem Zimmer, welche mit Madame Ulrich neben dem Klavier Platz nahmen. Die Lehrerin, eine Mademoiſelle Anne, kam mir zu ſagen, daß ich meinen Schulkorb grade vor meine Füße ſtellen, und, wenn das Morgenlied geſungen werde, die Hände falten müſſe, und dann trat Herr Ulrich ſelbſt herein. Das Sprechen verſtummte plötzlich, alle Geſichter wurden

ernſthaft, Herr Ulrich ſah mit ſeinen großen, etwas hervortretenden Augen ernſt, ja ſtreng durch das Zimmer hin, dann ſetzte er ſich am Klavier nieder, ſchlug ein Notenbuch auf, nannte das Lied: Wie ſchön leuchtet der Morgenſtern! und nun fing die ganze Schaar von jungen Kehlen zu ſingen an.

Es war der erſte Gottesdienſt dem ich beiwohnte, und er machte mir einen großen Eindruck. Ich verſtand die Worte des Geſangs zwar gar nicht, nur die feierliche Melodie empfand ich; aber das Gebet, welches Herr Ulrich nach dem Liede aus dem Stegreif ſprach, das begriff ich ſehr gut, denn es enthielt ähnliche Gedanken, wie das Abendgebet, das ich immer vor Schlafengehen hergeſagt hatte, und ich war ſchon auf dem Wege es recht hübſch in der Schule zu finden, als ein Zwiſchenfall meine beginnende Zufriedenheit ſtörte.

Herr Ulrich nämlich, der, obgleich noch ein junger und eigentlich ein ſehr hübſcher Mann, doch eine harte Phyſiognomie hatte, kam gleich nach dem Gebete auf mich zu, mich zu begrüßen und zu ermuthigen. Er ſagte, er habe neulich geſehen, daß ich ein ganz kluges Mädchen wäre, ich möchte daher nur recht fleißig und aufmerkſam ſein, dann würden ſie mich Alle ſehr lieb haben. Wenn Du aber nicht fleißig biſt, fügte er lachend

hinzu, indem er in die Höhe nach dem Plafond hinauf ſah, von dem ein leerer Kronenhaken in das Zimmer herunterhing, wenn Du nicht fleißig biſt, Fanny! ſo packen wir Dich in Deinen großen Bücherkorb und hängen Dich hier an der Decke auf! — Er lachte noch einmal, die andern kleinen Mädchen lachten auch, und ich — ich glaubte ihm ſeine Drohung buchſtäblich, und fing zu weinen an. Es war mir, als wäre ich in die Höhle des Ogers gerathen.

Madame Ulrich und Mademoiſelle Aune kamen augenblicklich herbei, um mich zu tröſten, ein kleines Mädchen, ſie hieß Molly Zornow, ſagte gutmüthig: ſei doch nicht ſo dumm, es iſt ja Spaß! Ein Paar der Erwachſenen hoben mich im Vorbeigehen auf und küßten mich, und ich wurde ſtill. Aber die Schule war mir verdächtig geworden, und die große Hinterſtube konnte ich nun ein für alle male nicht mehr leiden.

Zu meinem Glücke hatten wir Kleinen auch gar keinen Unterricht in derſelben. Wir wurden, etwa acht oder zehn Kinder, den ganzen Morgen hindurch in einer freundlichen, nach der Straße gelegenen Stube im zweiten Stock von Mademoiſelle Aune, der Tochter einer franzöſiſchen Koloniſten-Familie, und von Madame Ulrich beſchäftigt, und ich hatte mich in dem Zimmer und

unter den Kindern nach einer Stunde ſo eingewöhnt, daß der Hunger, der mir beim Frühſtück zu Hauſe gefehlt hatte, ſich mitten in der zweiten Stunde um ſo ſtärker einſtellte, und ich meine Semmel hervorholte, um ihm zu genügen. Kaum aber hatte ich das gethan, als die ganze Klaſſe zu lachen begann, und Mademoiſelle Aune mir meine Semmel mit dem Bemerken fortnahm, eſſen dürfe ich nicht. Sie legte das Brod auf einen Schrank, die Stunde hatte ihren ruhigen Fortgang, mir fing vor Hunger der Kopf an ſehr wehe zu thun, und als Mademoiſelle Aune das Zimmer nach beendigter Lektion verließ, vergaß ſie mir mein Frühſtück zurück zu geben. Es mir zu nehmen hätte ich nicht gewagt, wäre ich ſelbſt im Stande geweſen, es zu erreichen. Die Andern, die es ſich in der Zwiſchenſtunde wohl ſchmecken ließen, dachten nicht an mich. Von ihnen etwas zu fordern, hielt eine Verlegenheit mich ab, die nächſte Lehrerin wußte von dem Vorgange nichts, und ſo blieb ich bis zwölf Uhr ſitzen, mit fürchterlichen Kopfſchmerzen, mit dem größten Hunger, meine mir rechtmäßig gehörende Semmel immer vor Augen, und mit dem feſten Entſchluſſe, nie wieder in die Schule zu gehen, die ich abſcheulich fand. Der erſte Zwang, der dem Menſchen von Fremden auferlegt wird, drückt

vielleicht am ſchwerſten, und von dieſem Punkte aus betrachtet, iſt der Eintritt eines Kindes in die Schule eines der größten Ereigniſſe des Lebens, wenn ſchon ein Jeder das Gleiche erfährt.

Die beſtimmte Erklärung, daß ich nie wieder in die Schule gehen würde, war auch das Erſte, was ich zu Hauſe mittheilte. Glücklicher Weiſe waren meine Eltern mit Herrn Ulrich übereingekommen, daß ich den Sommer hindurch nur die Vormittagsſtunden beſuchen und den Handarbeits-Unterricht noch nicht mitnehmen ſollte, ſo daß ich an dem Tage Zeit fand, meinen Kummer im Spiele mit meinen Geſchwiſtern zu vergeſſen; und am andern Tage brachte das Zureden meiner Eltern und die Verſicherung, daß ich allein an meinem Unglück Schuld geweſen ſei, mich dahin die Sache noch einmal zu verſuchen. Mein Vater gab mir einen Brief mit, in welchem er meldete, wie einfältig ich gehungert hätte, und da man daraus erſah, mit was für einem Geſchöpfe man es zu thun hatte, behandelte man mich ſo freundlich und rückſichtsvoll, daß ich mich bald mit meinem Looſe ausſöhnte, ja es zu lieben begann.

Ich lernte leicht, der Vater half mir zu Hauſe auch nach, und in der Schule wie zu Hauſe dafür ge-

lobt zu werden, machte mir großes Vergnügen. Man hatte damals bei uns noch die alte mühſame Buchſtabiermethode, und das Leſenlernen war ein ſchweres Stück Arbeit, wenn man es mit der Weiſe vergleicht, in welcher die Kinder jetzt das Leſen und Schreiben ſo ſchnell und faſt gleichzeitig erlernen. Aber ich glaube, hätte Herr Ulrich auch die Lautirmethode und alle die jetzt üblichen Erleichterungen gekannt, er wäre im Stande geweſen, ſie, eben weil es Erleichterungen waren, zu verſchmähen, denn das Lernen ſollte nach ſeiner Anſicht, die ich freilich erſt lange Zeit nachher begreifen lernte, vor allen Dingen die Kraft und die Energie des Geiſtes entwickeln. Daß er ſich bei der Ausführung dieſer Idee vielfach in den Mitteln vergriff, iſt nicht zu läugnen. Wo aber ſeine Anſicht und ſein Weſen mit Elementen in Berührung kamen, welche für ſeine Behandlungsweiſe das nöthige Gegengewicht in ſich trugen, da leiſtete er für die Entwickelung des Charakters bei den Kindern wirklich viel; und es leben gewiß noch eine große Anzahl meiner Mitſchülerinnen, welche dies eben ſo dankbar anerkennen als ich.

Mit den jetzigen Schulanſtalten hatte unſere Schule nicht allzuviel gemein, und ſie wäre jetzt in Preußen

wohl eine Unmöglichkeit, weil die Regierung ein ſolches Inſtitut nicht dulden, und ſich auch nicht leicht Eltern finden würden, ihre Kinder demſelben anzuvertrauen. Herr Ulrich hatte nie ein Examen irgend einer Art gemacht, ſondern ſchon frühe zu unterrichten und zu erziehen angefangen, ſich dann mit der Tochter eines in Königsberg ſehr geachteten Advokaten verheirathet und ſeine Schule eröffnet, die bald von den Töchtern der angeſehenſten Familien beſucht wurde. Als ich in die Schule eintrat, war erſt eine Generation von Schülerinnen darin unterrichtet worden, und ſie mochte alſo ſeit dem Jahre zehn oder eilf beſtanden haben. Etwa ein Jahr, nachdem ich mich in derſelben befand, kam auch eine Anzahl von Knaben hinzu, die vorher beſondere Lektionen gehabt hatten. Sie gehörten ebenfalls den begüterten Familien an und wir hatten mit ihnen alle Unterrichtsſtunden gemeinſam, nur daß wir an getrennten Tiſchen ſaßen, und daß ſie ihren Unterricht in den alten Sprachen erhielten, wenn man uns am Nachmittage in Handarbeiten unterwies.

Aber nicht allein dieſe Einrichtung war eine willkürliche, ſondern auch die Höhe des Schulgeldes hing in jedem beſondern Falle von der Beſtimmung des Herrn Ulrich ab, der ſich daſſelbe je nach Schätzung

der Vermögensverhältniſſe ſeiner Schüler zahlen ließ. Es waren Knaben in der Schule, von welchen er ſich für den bloßen Unterricht und zwei tägliche Arbeitsſtunden, die ein Hilfslehrer überwachte, zehn und zwölf Thaler monatlich entrichten ließ. Andere Knaben und Mädchen zahlten drei, vier, ſechs Thaler den Monat, und als wir in einer ſpäteren Zeit, in welcher mein Vater ſich in ſchlechten Vermögensverhältniſſen befand, vier Geſchwiſter zugleich die Schule beſuchten, erklärte Herr Ulrich ſich aus freiem Antriebe dazu bereit, uns für ein Monatsgeld von zehn Thalern alle viere in der Schule unterrichten zu wollen. Er hatte dabei den Grundſatz, daß ſolch ein gemeinnütziges Inſtitut, wenn in demſelben keine kleinliche Sparſamkeit in Bezug auf die Wahl der Lehrer herrſchen ſolle, von den Eltern je nach ihren Kräften unterſtützt werden müſſe; und da er ſich für berechtigt hielt, ſoviel für den Unterricht zu verlangen, als er erhalten konnte, ſo nahm er dafür auch gelegentlich für einen oder ein Paar begabte Schüler einen ganz beſondern Lehrer an, der ihnen in der Schule ſelbſt einen Privatunterricht ertheilte, wenn ſie dem gemeinſamen Unterricht entwachſen waren. Ich ſelbſt und eine noch in Berlin lebende Dame haben auf ſolche Weiſe von einem vortrefflichen Lehrer

lange Zeit hindurch einen besondern Unterricht im Französischen erhalten.

Mit dieser Ansicht über die Individualisirung der Schüler, welche freilich in einer Privatschule, die schwerlich jemals mehr als hundert Schüler gezählt hat, leichter zu bewerkstelligen war, als in den großen öffentlichen Anstalten, hing auch die Methode zusammen, daß man in den verschiedenen Gegenständen bisweilen in verschiedenen Klassen unterrichtet wurde. Das hatte freilich für den Stundenplan große Unbequemlichkeiten, und wer zu diesen Ausnahmen von der Gesammtheit gehörte, konnte mitunter auch leere Stunden haben, in welchen man ihn mit Schreiben nach Vorschriften oder mit Zuhören in irgend einer andern Klasse beschäftigen mußte; aber es brachte doch vorwärts, und kam den Schülern auch dadurch zu Gute, daß es ihnen selbst ihre Befähigung für irgend einen Gegenstand feststellte, und ihren Eifer und ihre Neigung auf diesen hin verwies.

Wir hatten nur fünf Klassen, und sie waren, mit Ausnahme der Handarbeitsstunden sehr klein. Die Versetzungen waren also selten, da der ganze Kursus auf etwa neun Jahre, vom sechsten bis zum fünfzehnten Jahre angelegt war. Indeß befanden sich,

als ich die Schule beſuchte, nur zwei Schülerinnen in derſelben, welche gleich vom Anfang an in der Anſtalt unterrichtet worden waren. Die Eine war ich ſelbſt, und die Andere war ein ſchönes liebenswürdiges Mädchen, Angelika M., einige Jahre älter als ich, die Tochter eines reichen Eiſenhändlers, die ich liebte, eben weil ſie ſo ſchön und freundlich war.

Herr Ulrich hatte eine Vorliebe für uns Beide. Er hob es gern hervor, daß wir recht eigentlich ſeine Schülerinnen wären, und wir haben auch immer zu Denen gehört, welche von den üblen Seiten ſeines Charakters nicht viel gelitten haben. Er war nämlich von einer ungemeſſenen Heftigkeit, und in derſelben der größten Rohheit und Unbarmherzigkeit fähig. Hatte eine Unachtſamkeit, hatte ein Verſehen, eine kindiſche Unart ihn gereizt, ſo fuhr er wie ein Raſender empor, und hatte er ſich mit den häßlichſten Schimpfworten noch nicht genug thun können, ſo half er ſich, indem er die Schüler ohrfeigte, ſie an den Ohren zauſte, ſie am Arm in der Stube herumriß, oder ihnen die Bücher an den Kopf warf und ſie mit dem Stiele ſeiner langen Pfeife — er rauchte die erſten beiden Morgenſtunden immer — auf den Schädel ſchlug, was ſehr empfindlich geweſen ſein ſoll. Die regel-

mäßigen Strafen ſeines ganz drakoniſchen Syſtems waren gegen dieſe Roheiten eine Erleichterung. Regelmäßig und mit Vorbedacht mit dem Lineal auf die Handfläche geſchlagen zu werden, war beſſer als im Zorne abgeſtraft zu werden; und nachbleiben oder eine ſchlecht geſchriebene Arbeit bis zum nächſten Tage fünf, ſechs mal abſchreiben zu müſſen, das waren die nicht fleißigen Schüler ſo gewöhnt, daß ihnen dies gar nicht wie eine beſondere Härte erſchien. Wer ſchlecht liniirt hatte, blieb nach und liniirte fünfzig Seiten zur Strafe; wer ein Buch vergeſſen hatte, ſtand im Winkel, und ich glaube ein Tag, an welchem Niemand beſtraft worden wäre, kam in der Schule gar nicht vor.

Herrn Ulrichs Laune war dazu noch äußerſt wechſelnd. Wir lebten, ich laſſe es ungeſagt mit welchem Rechte, des Glaubens, daß er hohes Kartenſpiel ſpiele, dabei die Nacht oft ſpät wache, und daß er, wenn das der Fall geweſen ſei, und er im Spiele kein Glück gehabt habe, immer am allerſchlimmſten für uns geſtimmt wäre. Eine Thatſache, die ich in den erſten Jahren meines Schulbeſuchs noch mit erlebt habe, war es, daß er mitunter erſt zum Morgengebete kam, wenn wir ihn lange erwartet hatten. Er ſah dann übernächtig aus, hatte einen bis auf die Füße gehen-

den grauen Rock an, der es aber doch nicht verhüllte, wie er darunter noch nicht gehörig angezogen war, und selbst seine Frau, die ihm in der ersten Stunde den Kaffee hineinbrachte und auch die Lehrer gingen ihm an solchen Tagen sichtlich aus dem Wege. Wer in solchen Stunden keinen Unterricht bei ihm hatte, pries sich von ganzem Herzen glücklich. Er ging dann finster umher, die Nägel kauend, die weiße Kreide von der Rechentafel in der Hand, in welche er aus Zerstreutheit bisweilen hineinbiß, daß die Lippen ihm weiß wurden, und er noch ärger anzusehen war. Der Unterricht aber blieb dabei vortrefflich, und obschon wir Alle *ihn fürchteten, obschon* wir Alle die größten Ungerechtigkeiten von ihm erfahren hatten, und ihm selbst die Härte gegen seine vortreffliche Frau und gegen Mademoiselle Aune mit kindlichem Gerechtigkeitsgefühle nachtrugen, so werden doch, mit Ausnahme einiger unbegabter Schüler, gegen welche sein Verhalten unverantwortlich war, nur Wenige in der Schule gewesen sein, die ihn im Grunde ihres Herzens nicht trotz alledem verehrt hätten, und sich seiner nicht gern und dankbar erinnern.

Wie das möglich war, das ist nicht schwer zu sagen. Auch der Einfältigste von uns mußte es nämlich

erkennen, mit welcher Leidenſchaft Herr Ulrich bemüht war, uns vorwärts zu bringen, wie warm unſer Wohl ihm am Herzen lag, wie glücklich, ich brauche dies Wort mit Abſicht und Bewußtſein, jeder unſerer Fortſchritte ihn machte. Er litt thatſächlich von unſern Fehlern, und ich erinnere mich noch, wie er einmal, als er ein ſehr träges, ſchlaffes und ſchon halb erwachſenes Mädchen mit Heftigkeit von ihrer Bank emporgeriſſen hatte, plötzlich in den Ausruf ausbrach: „ich bin kein Lehrer für Dumme! ich kann nur geſcheute Kinder unterrichten!“ — Er ließ das Mädchen wieder auf ſeine Bank zurückſinken, und entfernte es dann bald darauf aus der Schule, weil es wirklich für ſeine Art des Unterrichts nicht paßte. Aber auf mich machte er an jenem Tage einen unvergeßlichen Eindruck. Obſchon ich höchſtens neun oder zehn Jahre alt geweſen ſein kann, verſtand ich an dem Tage den ganzen Zuſtand, ja den Charakter unſeres Lehrers, und ich hing von da ab mit einer Art von ſcheuem Mitgefühl an ihm.

Dazu war ſeine Art zu unterrichten die angenehmſte und geiſtreichſte, welche mir jemals vorgekommen iſt. Er ſtellte die Thatſachen hin und machte es uns durch ſeine ſehr kurzen, ſehr beſtimmten und eng auf einan-

der folgenden Fragen möglich, die Urſachen derjenigen Dinge zu finden, die uns zu Anfang der Stunde noch fremd und überraſchend dageſtanden hatten. Damit hing es zuſammen, daß er verhältnißmäßig wenig vortrug, daß wir es aber lernten, leicht und beſtimmt zu ſprechen, und daß wir geiſtig fortdauernd thätig, immerfort eine Art von Siegesbewußtſein genoſſen. Seht Ihr wohl, das habt Ihr nun ganz von ſelbſt gefunden, das iſt ganz einfach! pflegte er zu ſagen, wenn er uns den Weg zu neuen Erkenntniſſen ſo vorbereitet hatte, daß wir ihn unmöglich verfehlen konnten. Er ſchleuderte, wie man es mit einem Kinde thut, das man zum Gehen gewöhnen will, die Kugel weit vor uns hinaus und hielt uns immer auf dem Wege feſt, auf welchem wir ihr nachkommen und ſie finden mußten.

Im Ganzen lernten wir, den einzelnen Gegenſtänden nach, viel weniger als es jetzt üblich iſt. Wir hatten Unterricht in Leſen, Schreiben, Rechnen, Religion, Geographie, Geſchichte, in der deutſchen und in der franzöſiſchen Sprache, und ſehr ſchlechten Unterricht im Geſang und im Zeichnen. Naturwiſſenſchaften und Literaturgeſchichte wurden gar nicht gelehrt. Von den Erſteren war damals überhaupt nicht viel die Rede,

und was die Literatur und ihre Geſchichte anbetraf, ſo hieß es, wenn wir in dem deutſchen Sprachunterricht in der erſten Klaſſe Schillerſche oder andere klaſſiſche Gedichte aufgeſagt hatten, wir könnten jetzt wohl Schillers, oder dieſe und jene Werke zu leſen beginnen, wenn wir Zeit hätten, es ſei für unſere Bildung nothwendig und würde uns Vergnügen machen. Ganz eben ſo wurden wir, als wir Alle Geſchichte lernten, angewieſen, die Beckerſchen Erzählungen und die nöthigen mythologiſchen Erklärungen zu unſerem Vergnügen nachzuleſen. Man nahm auch in dieſem Falle an, daß wir uns ſelber helfen ſollten, und wir halfen uns auch ſelbſt.

Auf die deutſche Sprache, auf Rechnen und Geſchichte wurde die größte Achtſamkeit und verhältnißmäßig die meiſte Zeit verwendet, und ein guter Kopfrechner zu ſein, war Ehrenſache in der Schule. Viele Bücher hatten wir nicht. Die deutſche Grammatik diktirte Herr Ulrich uns ſelbſt in den allereinfachſten Sätzen, wie er ſie uns eben ſprechend entwickelt hatte, und wir lernten ſie auswendig und ſchrieben freie Beiſpiele danach. Für Geographie hatten wir den Leitfaden von Cannabich, für die Geſchichte einen Auszug von Galetti, der nur Thatſachen und Jahreszahlen enthielt, und wir arbeiteten die Vorträge aus, welche unſere Lehrer uns

frei gehalten hatten. Später kam in der ersten Klasse eine preußische Geschichte von Heinlein hinzu. Dann benutzten wir als Kinder die biblischen Geschichten von Kohlrausch, die Campesche Entdeckung von Amerika, und ein Lesebuch, eine Art Anthologie, von Betty Gleim. Ich glaube, ein Paar französische Bücher, wie die Comödien von Frau von Genlis, und ihre petits émigrés ausgenommen, ist Alles genannt, was ich in den sieben und ein halb Jahren meines Schulbesuches an Büchern gebraucht und besessen habe.

Auch von alle den übrigen Hülfsmitteln für den Unterricht, von Globen, von Tafeln für die Erklärung der mathematischen Geographie, die man jetzt in Anwendung bringt und welche man in anderen Schulen wohl auch damals schon gehabt haben wird, war bei uns nicht viel die Rede. Herrn Ulrichs Eigenartigkeit oder der damals gewiß nicht sehr geordnete Zustand seiner Kasse ließen ihn dergleichen Hülfsmittel verschmähen. Ich erinnere mich in diesem Augenblicke mit Lachen an das Experiment, durch welches uns seiner Zeit die Bewegungen der Erde um ihre Achse und um die Sonne deutlich gemacht worden sind. Der Schwamm von der Rechentafel stellte dabei die Erde dar, zwei aus der Nebenstube herbeigeholte Stiefelaufzieher wur-

den an die Stellen der Pole eingehakt, und während eines der Mädchen ein Stück Kreide als Sonne festhielt, bewegte Herr Ulrich sich mit seinem Schwamm und seinen Stiefelhaken als Erde um dieselbe herum. Der Unterricht und die ganze Haltung der Klasse waren jedoch so ernsthaft, daß wir damals das Komische des Vorgangs gewiß nicht empfunden haben. Die Eintheilung durch die Meridiane und Linie wurde uns an der Klassentafel vorgezeichnet, und wir zeichneten sie zu Hause so gut wir konnten nach. Ebenso wurde es mit den Landkarten gehalten, deren wir freilich gute in der Schule hatten, und selbst die Geschichtstabellen wurden uns diktirt, obschon wir den Galetti besaßen. Wir mußten uns so zu sagen das Material für unsern Unterricht immer erst erschaffen. Es war eben Alles darauf berechnet, uns zum selbstständigen Denken, zur Selbstthätigkeit anzuleiten, und die Schule bot uns dadurch mehr als Unterricht, sie half uns erziehen.

Auffallend war es übrigens, wie sehr Herr Ulrich, der seine eigene Maaßlosigkeit und Formlosigkeit als schwere Fehler empfinden mochte, seine Schüler zur Beobachtung der Form und des Maaßes anhielt. Sein scharfes Auge und sein feines Ohr sahen und hörten an uns die geringste üble Angewöhnung in Miene oder

Sprache. Eine Heftigkeit im Ausdruck oder in der Bewegung wurde gleich getadelt, ein Schrei bei einem Schreck, zu welchem grade unſer Geſchlecht ſo leicht ſeine Zuflucht nimmt, als „gemein“ bezeichnet, und ſich bei dem Fortgehen aus der Schule auf das Sorgfältigſte anzuziehen, Nichts an ſich in Unordnung zu haben, war ein unumſtößliches Geſetz. Die kleinen Mädchen wurden von den Großen angekleidet, und manchmal, wenn man es ſich gar nicht verſah, ſtand Herr Ulrich an irgend einer Straßenecke, um zu ſehen, ob wir auf dem Wege auch nicht ſtehen blieben, ob wir nicht laut ſprächen, oder ſonſt irgend eine Nachläſſigkeit an uns zur Schau trügen. Einem Mädchen, das einmal im Nachhauſegehen ihren Arbeitsbeutel über die Schulter geworfen hatte und ſo einhergeſchlendert war, wurde dies lange Zeit zum Vorwurf gemacht, und bei jedem Tadel über ein Verſehen wurde der Armen der Vorwurf eingeſchoben: freilich, wer ſich den Pompadour über die Schultern hängt, der kann auch dies und das thun.

Strenge Gewöhnung zur Ordnung und Selbſtbeherrſchung, feſte Unterwerfung unter eine beſtimmte Disziplin und möglichſte Heranbildung zu innerer Freiheit waren die Aufgaben, welche Herr Ulrich ſich geſtellt

hatte, und in einer wirklich genialen Weise wußte er diese Ziele zu verfolgen. Während in der dritten und zweiten Klasse das Rechnen und namentlich auch das Kopfrechnen fast als das Wesentlichste betrachtet wurde, weil es am meisten zwingt, die Gedanken zu konzentriren, wurden in der ersten Klasse die Geschichte und die deutsche Sprache und in dieser der klare Ausdruck der Gedanken zur Hauptsache gemacht. Das war sehr folgerichtig, denn das Rechnen lehrt denken, die Geschichte giebt Gedanken, und mit dem Unterricht in der Handhabung unserer Muttersprache wird uns die Möglichkeit gegeben, unsere gewonnenen Gedanken auszudrücken.

Wir hatten deshalb wöchentlich zwei größere deutsche Aufsätze zu liefern, wobei wir mitunter auch Briefe schreiben mußten, die dann wirklich in Briefform und gehörig couvertirt abgeliefert werden mußten. Wir lernten für diesen Zweck einmal in ein Paar besondern Stunden, die Kunst ein Couvert zu machen, und die verschiedenen Arten Briefe und Billette, je nach den Veranlassungen, passend zusammen zu falten. Und damit bei unsern zweimaligen Stylübungen in der Woche, dem Lehrer die Zeit zu korrigiren nicht zu kurz würde, hatten wir doppelte Aufsatzbücher, so daß die Korrek-

turen mit der größten Sorgfalt ausgeführt werden konnten.

Auf irgend welche Gespräche, die nicht bestimmt auf den Unterricht Bezug hatten, ließ Herr Ulrich sich mit uns niemals ein. Nur in den Stunden warf er mitunter eine allgemeine Betrachtung oder Lehre, aber auch diese meist nur als kurze Sentenz hin, und ihr Sinn ging in der Regel darauf hinaus, uns vor Scheinwesen, vor Ansprüchen und Pedanterei zu bewahren. Ihr sollt Etwas lernen, hieß es dann wohl, aber nur um Etwas zu sein. — Was von Wissen außen an Euch hängen bleibt, ist Plunder; was nicht in Fleisch und Blut übergeht und Euch tüchtig macht, ist Euch gar nichts nütze. — Was der Mensch von seinem Wissen nicht augenblicklich zur Hand hat, wenn er es braucht, das hat er gar nicht, also lernt es, Eure Gedanken zusammenzuhalten. —

Nach diesem Grundsatz war laut, schnell und bestimmt zu antworten Etwas, wozu wir von der frühsten Kindheit angehalten wurden, und ich glaube, daß es der Ruf der Tüchtigkeit ihrer Schüler gewesen ist, welcher der Ulrichschen Schule immer wieder die Töchter der angesehensten Kaufmannsfamilien zuführte, denn aus diesen, aus den Tamnau's, Zornow's, Skerley's, Gädi-

le's u. ſ. w. beſtanden die Klaſſen zumeiſt, während das Gerücht von Ulrichs perſönlicher Maaßloſigkeit in aller Leute Munde war und man dieſelbe vielfach tadeln und verdammen hörte.

Ich ſelbſt habe einmal als Kind von ihm einen freilich nur leichten Stoß gegen die Schulter bekommen, als Strafe für eine Unachtſamkeit. Aber mein Vater, gegen den ich mich darüber beklagte, hatte daraus Anlaß zu einer ernſten Rückſprache mit Herrn Ulrich genommen, und während ich durch dieſelbe vor jeder weiteren Unbill bewahrt wurde, hatte jenes Ausſprechen zwiſchen den beiden Männern eine gegenſeitige Werthſchätzung hervorgerufen, welche mir ſehr zu Statten kam. Herr Ulrich neckte mich wohl bisweilen mit meiner Weichlichkeit, aber ich wurde ſtets rückſichtsvoll von ihm behandelt, und auch in dieſer kleinen Welt erzeugten oder erhielten die Sklaven ihren Tyrannen ſelbſt — ſei es, daß die Verzagtheit der Kinder ſie ihre Klagen verſchweigen machte, oder daß die Eltern ſchwach genug waren, ihren Kindern ohne Widerſtand ein Unrecht zufügen zu laſſen.

Siebentes Kapitel.

Es iſt ſehr ſchwer, von den Erlebniſſen der Kindheit, von den innern ſowohl als von den äußern mit einer Art von Folgerichtigkeit zu ſprechen, weil die Eindrücke in der erſten Zeit des Lebens das Kind in ſolcher Maſſenhaftigkeit beſtürmen, daß man es, wenn man es unternimmt, dieſelben nachzudenken, kaum begreifen kann, wie das Kind ſo Vieles auf einmal in ſich aufzunehmen vermag.

Gleich mit dem Eintritt in die Schule tritt die Nothwendigkeit für uns ſelbſt zu denken und zu ſtehen, und mit ihr die Lebensſorge an das Kind heran. Der Eintritt in die Schule iſt der Eintritt in das allgemeine Leben überhaupt. Aus dem engen Bereich des Hauſes und der Familie, in welchem Jeder uns kannte, Jeder uns bekannt war, in welchem alle Liebe und Vorſorge uns als freie Gnade ungeſucht und wie ſelbſtverſtändlich zu Theil ward, finden wir uns bei dem Eintritt in die Schule plötzlich in einen Lebenskreis verſetzt, in welchem

zwar auch noch liebende Sorgfalt über uns wacht, in dem wir aber anfangen müſſen, den Antheil von Liebe und alles dasjenige zu verdienen, was wir zu erreichen wünſchen. Man fängt an unſer Thun zu wägen, man rechnet und rechtet mit uns. Liebe, Theilnahme, Vergebung, kommen uns nicht mehr als ſelbſtverſtändliche Gunſt entgegen. Wir ſind nicht mehr die Einzigen, denen ſie zugewendet werden. Wir bekommen unſeres Gleichen, wir bekommen Beſſere und Geringere als wir zu Gefährten, wir ſind nur noch ein Theil des Ganzen und müſſen es lernen in der Maſſe zu leben, uns in der Maſſe zu beſcheiden. Wollen wir uns in derſelben erhalten, ſo müſſen wir ſuchen uns derſelben anzupaſſen, wollen wir uns bemerkbar machen, müſſen wir uns auszeichnen. Unſere Fügſamkeit wird geübt, unſere Selbſtändigkeit erweckt, unſer Ehrgeiz angeregt. Wir befinden uns nicht mehr allein neben den Eltern und den Geſchwiſtern, die zu lieben uns angeboren und anerzogen, die nicht zu lieben ein Unrecht iſt. Unſere Liebe, unſere Abneigung gewinnen Freiheit, wir werden frei im Lieben und im Haſſen. Alles, was da iſt, iſt noch für uns und unſer Beſtes da, aber nicht mehr allein für uns. Der Lehrer, ſo ſehr er auch Rückſicht nehmen mag auf die Eigenthümlichkeit des Einzelnen,

Digitized by Google

kann ſich dieſer doch nicht ſo anpaſſen, wie dies zu Hauſe im beſonderen Unterricht geſchah. Das Kind muß ſich vielmehr den verſchiedenen Unterrichtsweiſen der verſchiedenen Lehrer anzupaſſen ſuchen, und nicht nur für die Neigung zu ſeines Gleichen hat es freie Wahl, es kann ſich jetzt auch die Gegenſtände ſeiner Verehrung wählen nach eigenem Gefallen, es wird frei in ſich, unter der Herrſchaft eines Allen gemeinſamen Geſetzes. Wie in einer gut komponirten Dichtung alle handelnden Perſonen allmählich und kaum merklich in die Scene geführt werden, ſo werden durch den Beſuch der Schule auf die geſchickteſte Weiſe eine Menge der Kräfte und Fähigkeiten in dem Kinde in Thätigkeit geſetzt, welche die eigentlichen Triebfedern und Regulatoren unſeres Lebens werden ſollen.

Ich habe in dieſem Betrachte diejenigen Mädchen, welche zu Hauſe erzogen werden, immer beklagt. Die Schule bietet grade ihnen, deren Daſein ſonſt ganz in der Familie verfließt, die eigentliche Vorbildung für das Leben in der Welt und unter den fremden Menſchen. Zu Hauſe bleiben ſie, auch wenn mehrere Geſchwiſter bei einander ſind, immer den ſchädlichen Einflüſſen unterworfen, unter denen einzige Kinder und Fürſtenkinder zu leiden haben. Sie werden nothwendig ver-

wöhnt. Alles was da iſt, iſt um ihretwillen da. Der Lehrer der kommt, kommt nur um ihrentwillen, iſt bezahlt für ſie, hat keinen Zweck als ſie. Ihre Spielgefährten, ihr Umgang werden ihnen ausgeſucht. Das Unrecht, die Unart können ihnen fern gehalten werden, und werden ihnen fern gehalten, ſie ſehen es nicht ſo leicht, ſie beurtheilen es nicht ſelbſt, ſie haben kein Verdienſt daran, wenn ſie ſich davor bewahren. Sie werden nothwendig unfreier und beſchränkter als diejenigen, welche man in größern Gemeinſchaften mit Andern, in Schulen erzieht, und die ſogenannte Reinheit und Zartheit des Empfindens, welche man in den reichen und vornehmen Familien mit einer ſolchen Sondererziehung zu erreichen vermeint, waren, ſo oft ich Gelegenheit hatte die Reſultate dieſer Erziehung in der Nähe zu betrachten, meiſt nicht viel mehr als eine ſcheue Weichlichkeit, die ſich in ſich ſelbſt mit wohlgefälligem Dünkel zurückzog, weil ſie ſich vor dem Ernſt und vor der rauhen Seite des Lebens fürchtete. Es iſt aber dem Menſchen, der im Leben viel zu irren beſtimmt iſt, ein großer Gewinn, wenn er es zeitig an ſich und an Andern lernt, daß unſere Irrthümer und unſere Fehler ihre Strafe in ſich tragen, wenn die Schule ihm die Gelegenheit bietet, ſich durch fremde Fehler,

durch fremde Irrthümer gelegentlich zu belehren, und es ist ihm besser, daß er zeitig zwischen Gut und Böse wählen lernt, als daß er vor dem Bösen erschrickt oder gar sich über dasselbe erhaben glaubt.

Abgesehen von diesem erziehenden Element der Schule, das man nicht hoch genug veranschlagen kann, hat sie noch den Vorzug, daß sie dem Akte des Lernens eine erhöhte, eine ernstere Bedeutung giebt. Denn wie der Mensch auf einer bestimmten Lebensstufe des Gotteshauses, der Kirche, welche ihn seiner täglichen Umgebung entrückt, für seine Erhebung nicht wohl entbehren kann, so empfindet das Kind ganz anders in den Räumen eines Schulhauses, als in den väterlichen Zimmern, in denen sein tägliches Leben sich bewegt. Es hört nicht die Stimme der Mutter, nicht den spielenden Ruf der Geschwister, nicht den Ton der häuslichen Arbeit, es wird nicht zerstreut, nicht abgezogen.

Die Schule ist dem Kinde sein erster Tempel, die Lehrer sind die Priester desselben, und losgetrennt von der gewohnten heimischen Umgebung empfindet das kleine Geschöpf sich nicht als Kind seines Vaterhauses, sondern rein als Schüler. Es ist nur um des Lernens willen da. — So aber muß der Boden vorbereitet sein, wenn die Saat des Unterrichtes gute Früchte tragen soll,

und ich erinnere mich noch mit Freude der bis zur Leidenſchaft geſteigerten Wißbegier, mit welcher ich den Stunden mancher Lehrer entgegenharrte.

Die Zahl unſerer Lehrer war gering, wie die Zahl unſerer Bücher. In den unteren Klaſſen unterrichteten Madame Ulrich, Mademoiſelle Aune und ein jüngerer Bruder des Direktors, der ſogenannte kleine Ulrich, faſt ausſchließlich. Madame Ulrich, die durchweg geiſtreich und von dem feinſten Herzen, dabei auch ſehr unterrichtet war, gab uns den Schreibunterricht und erzählte die bibliſche Geſchichte. Mademoiſelle Aune lehrte leſen und die Anfangsgründe des Franzöſiſchen. Der kleine Ulrich, eine etwas verkommene, zaghafte Natur, ertheilte Unterricht in der Geographie, und nur das Rechnen behielt der Direktor ſich ſelber vor.

Regelmäßige Verſetzungen hatten wir, wie ſchon geſagt, eben ſo wenig als regelmäßige Schulzeugniſſe oder regelmäßige Schulprüfungen. Dieſe wie jene fielen mitunter aus. Aber da in dem täglichen Thun und Treiben die ſtrengſte Ordnung unwandelbar gehandhabt wurde, ſo machten die Unregelmäßigkeiten in den äußern Dingen keinen nachtheiligen Eindruck auf uns, und die Zeugniſſe unter allen ſchriftlichen Arbeiten boten den Eltern doch die nöthige Controlle über unſern Fleiß.

Ich ſelbſt machte die drei untern Klaſſen ſchneller durch als es ſonſt gewöhnlich war, und befand mich dann mit dem Anfang meines neunten Jahres in der zweiten Klaſſe, in einem Kreiſe von Mädchen, die alle zwei, drei Jahre älter als ich, theils mit Geringſchätzung auf mich herabſahen, theils geneigt waren, ein Spielzeug aus mir zu machen. Mir dies Letztere gefallen zu laſſen war ich aber zu ernſthaft, und von der Geringſchätzung zu leiden, hinderte mich mein Hochmuth. Ich hatte eine außerordentlich große Meinung von meinen Anlagen und von meinem Wiſſen, und dieſe zu unterdrücken hatte Herr Ulrich nur ein Mittel: er hielt mir beſtändig das Beiſpiel eines Knaben vor, der kurz vor mir die Schule beſucht hatte und viel ſchneller vorwärts gekommen war, viel mehr geleiſtet hatte, als ich. Dieſer Knabe hieß Eduard Simſon, und iſt der jetzige Tribunalsrath Eduard Simſon zu Königsberg.

Was ich auch thun mochte, was ich auch begann, ſelbſt wenn er mich lobte, immer ſetzte Herr Ulrich hinzu: Eduard Simſon war in Deinem Alter viel weiter! Eduard Simſon rechnete in Deinem Alter ſchon Gleichungen! Eduard Simſon konnte dies und das! — Kurz, Eduard Simſon, der mir außer der Schule von Kindesbeinen an ein lieber Spielkamerad geweſen war,

wurde bis in mein zehntes, eilftes Jahr in der Schule mir ein Schreckbild und ein Vorbild zu gleicher Zeit.

Wir befanden uns damals in den Tagen der Wunderkinder. Karl Witte lebte als Mirakel in aller Leute Munde, und wenn Herr Ulrich zu viel gesunde Vernunft hatte, um aus seinen Schülern Wunderkinder erziehen zu wollen, so setzte er doch einen Stolz darin, daß sein Schüler Eduard in sehr frühem Alter in eine der oberen Klassen des Gymnasium Fridericianum aufgenommen worden war; und mein schnelles Fortschreiten in das Licht zu stellen, wenn einmal Fremde die Schule besuchten, machte ihm gleichfalls Freude.

Eine weniger gesunde Natur als die meine würde durch solch ein geflissentliches Darniederhalten mit einem Vorbilde leicht zu entmuthigen gewesen sein, in mir aber steigerte es nur den Ehrgeiz und den Wissensdurst, und ich war in jenen Zeiten auch so sehr beschäftigt, daß ich zum Grübeln oder zum Sorgen keine Muße hatte. Es waren lauter neue Welten für mich aufgegangen. Von der Spannung, mit welcher ich den Thaten des Kolumbus, des Cortez gefolgt war, von dem Antheil, den die Leiden Montezuma's mir einflößten, dessen Seelenruhe mich unbeschreiblich gerührt hatte, wendete sich mein Enthusiasmus den griechischen Helden zu, und ich

weiß noch, mit welch flammenden Backen wir da ſaßen, wenn uns Herr Ulrich mit ſeiner etwas trockenen, aber ſehr energiſchen Weiſe den Heldenmuth eines Leonidas, die Größe eines Themiſtokles ſchilderte, oder wenn er uns die bezaubernde Liebenswürdigkeit von Alcibiades und ſeine tiefe Anhänglichkeit an ſeinen Lehrer Sokrates darſtellte. Man bedenkt es niemals genug, daß lebhafte Kinder die Thatſachen der Weltgeſchichte ganz perſönlich erleben, daß Amerika für ſie eben jetzt erſt entdeckt, daß alle Helden- und Großthaten für ſie eben jetzt erſt gethan werden, und daß ſie in dem Raume weniger Jahre die Ueberraſchungen und Entzückungen der ganzen Vorzeit gleichſam in ſich ſelbſt nachzuleben berufen ſind.

Neben meinem Intereſſe an der Weltgeſchichte, oder noch früher als dieſes, war aber meine Leidenſchaft für das Mährchen und überhaupt für die Poeſie erwacht, und man leiſtete zu Hauſe dieſer Neigung Vorſchub, indem man mir bereitwillig ſo viel Bücher zuführte, als ich nur verlangen konnte. Die Auswahl wurde jedoch von meinem Vater ſorgfältig getroffen, und ich bekam niemals ein neues Buch, ehe ich das alte nicht mehrfach durchgeleſen hatte.

Verwandte und Freunde des Hauſes gaben es den

Eltern manchmal zu bedenken, daß ſo viel Lernen und Leſen mir phyſiſch ſchaden könne, indeß die Eltern hatten den praktiſchen Nutzen erfahren, den eine geiſtige Beſchäftigung, welche mir von außen Bilder zuführte, für mich hatte, und ließen ſich zu meinem Glücke nicht beirren. Denn ſeit ich in die Schule ging, ſeit ich leſen konnte, und mir alſo auf jede Weiſe Beſchäftigung geboten wurde, war ich ein geſundes Kind geworden. Alle die thörichten unverſtandenen Vorſtellungen, welche mir Ruhe und Schlaf geraubt hatten, die Angſt vor Erdbeben Peſt und Todesfällen, die wüſten Bilder, die mich gepeinigt, waren wie mit einem Schlage verſchwunden. Ich hatte jetzt tauſend Dinge an die ich denken konnte, und wollte meine Phantaſie doch ihr Recht haben, ſo waren Schneewittchen und der Däumling, ſo waren das Rößlein Fallada und die Tarnkappe da, um mich zu beſchwichtigen, bis die Mährchen der Tauſend und einen Nacht alle andern Mährchen bei uns verdrängten.

Die Vorliebe für dieſe orientaliſche Mährchenwelt hat mich auch jetzt noch nicht verlaſſen, und der breite, freie Realismus, in welchem die Phantaſtik dort ihr Weſen treibt, der große Styl, in welchem das Mährchen dort behandelt wird, ſcheinen mir noch heute unvergleichlich.

Das deutſche Volksmährchen hat, obſchon es auch aus dem Orient herſtammt, etwas Knappes, Anekdotenhaftes. Man erzählt es ſich in kalten Winterabenden, es ſchildert wenig, ſeine Abenteuer ſtoßen den Armen und Gedrückten zu, ſeine Wunder klemmen ſich in das enge Haus und ſelbſt ſeine Könige und Prinzen kauern ſich gleichſam in ſich ſelbſt zuſammen. In den orientaliſchen Mährchen iſt die Behandlung breit und epiſch. Man meint es ihnen anzuhören, daß ſie in den weiten Hallen des Bazars, unter den Zelten der lagernden Karawanen ihren Urſprung hatten, daß warme Sommernächte ſie bilden halfen, daß das Murmeln der Fontainen den Ton ihrer Worte begleitete, und daß Farbe und Licht, daß Pracht und Herrlichkeit vollauf zu finden war in der Phantaſie Derjenigen, welche ſie erzeugten. Ein großer, man möchte ſagen ein hiſtoriſcher Zug durchweht ſie, das Leben darin iſt bewegt, die Aktion leidenſchaftlich, und die Tragik und das Elend ſelbſt ſind darin mit jenem Humor behandelt, der ſich das Herz von augenblicklichem Leid nicht betrüben laſſen will, weil er das Unglück als etwas anſieht, das vorübergehen muß. Bagdad, der menſchliche Kalif Harun Alraſchid, Scheherezade, Sindbad, die redenden Fiſche waren mir eine Quelle immer neuer Freude. Und was

mir dieſe Freude noch erhöhte war, daß mein Vater alle dieſe Dinge gleichzeitig mit mir las, daß er die ſchöne Fähigkeit hatte, ſich ſelbſt jugendlich daran zu erfreuen, und daß er es nicht müde wurde, ſich ſolch ein Mährchen immer wieder von mir vorleſen zu laſſen, oder mit mir, ſo oft ich wollte, die Verſe der rothen, gelben und blauen Fiſche herzuſagen, und mich nach Herzensluſt davon ſprechen und erzählen zu laſſen.

Wenn ich mich aber in der Schule für die Griechen und Römer begeiſtert, und in meinen Freiſtunden in den Herrlichkeiten und Wundern des Orients geſchwelgt hatte, bot das Leben im Vaterhauſe mir gegen das Alles ein ſehr geſundes und praktiſches Gegengewicht. Die Zahl meiner Geſchwiſter hatte ſich ſchnell vermehrt. Zu den beiden Brüdern war, noch ehe ich die Schule zu beſuchen angefangen, eine Schweſter Clara hinzugekommen, und im Jahre achtzehnhundert neunzehn ein dritter Bruder. Es war alſo viel Kinderſpiel um mich her, und ich theilte dies um ſo lieber, da ich, als die Aelteſte dabei, immer etwas anzuordnen und zu erfinden hatte.

Wir waren täglich ſechs Stunden in der Schule beſchäftigt, hatten zu Hauſe reichlich eine Stunde zu arbeiten, und da man mich zeitig in Muſik zu unter-

richten angefangen, und ich also auch täglich eine Weile Klavier zu üben hatte, so belief sich, als ich sieben, acht Jahre alt war, meine tägliche Arbeitszeit, mit Ausnahme des Sonntags Mittwochs und Sonnabends, doch immer auf sieben bis acht Stunden. Ich lernte daher schon früh eine recht ernste Arbeit und mit ihr die Wonne des Feierabends kennen. Im Sommer ging es an den Tagen, an deren Nachmittagen wir Schule hatten, erst um halb sechs Uhr Abends in das Freie, und weil dann für große Wege unsere Zeit und unsere Kräfte nicht ausreichten, so wurden wir meist nach dem Kneiphöfischen Junkergarten gebracht, der nur einige hundert Schritte von unserer Wohnung entfernt lag.

Der Junkergarten stammte noch aus den Zeiten, in denen jede der drei Städte von Königsberg ihr eigenes Regiment gehabt hatte. Dicht an das Kneiphöfische Rathhaus schloß sich ein nicht unbedeutendes Gebäude, der Junkerhof, mit einem großen Saale an, dessen Decke mit sehr schwerer Stuckaturarbeit verziert war, und von deren Ecken kolossale Hautrelief-Gestalten ihre muskulösen Beine und Füße in den Saal hinunterstreckten. Dieser Junkerhof hatte einst wohl den Banketten der Junker gedient, nun wurde er als Festhalle für die großen Bälle und Konzerte benutzt. Unfern, nur

durch eine ſchmale Straße von ihm getrennt, befand ſich der Junkergarten. Man ging durch ein ſehr kleines finſteres Thor, unter den Bogen eines Hauſes, das zu meiner Zeit eine Art Bürgerreſſource war, in den Junkergarten hinein, der hart am Pregel zwiſchen der grünen Brücke und der Köttelbrücke gelegen, an der einen Seite von den Häuſern der Magiſtergaſſe, an der andern zum Theil von der Börſe, zum Theil von einem hohen Bollwerk eingeſchloſſen war, und ſeinen Anſpruch ein Garten zu heißen, nur auf ein Paar Reihen alter Bäume gründen konnte. Aber der ganze Boden, aus dem ſie emporwuchſen, war gedielt, weil die Kaufmannſchaft den Platz als Sommerbörſe benutzte, und er hatte für uns Kinder alſo den Vortheil, daß wir vollkommen ſicher auf demſelben ſpielen konnten, da er auch von der grünen Brücke mit einem nur für Fußgänger paſſirbaren Thore abgeſchloſſen war.

Es war nichts weniger als ein ſchöner, aber uns Kindern ein ſehr angenehmer Aufenthaltsort. Die Kinderfrauen, die dort immer einige ihrer Kollegen zu finden wußten, waren guter Laune; wir trafen Spielkameraden aus befreundeten Familien, und hatten unſere kleine Welt für uns. Eine Kuchenfrau, welche unter dem finſtern Bogen an der Bürgerreſſource ſaß, verkaufte das

unſchuldigſte, immer verſtaubte und von der Luft ausgedörrte Backwerk, das wir dennoch köſtlich fanden. Unter dem Bogen waren an den Wänden einige alte, zerſchoſſene Scheiben von längſt entſchwundenen Königsſchießen befeſtigt, deren fürchterliche und roth gekleidete Geſtalten aus dem Staube der Jahrhunderte kaum noch kenntlich hervorſahen, und von der Decke hing ein ungeheurer Wallfiſchknochen herab.

Das Intereſſanteſte aber waren mir immer eine Treppe, die aus der dunklen Halle in das obere Stockwerk leitete, und die Thüre, welche zu ebener Erde nach der Bürger-Reſſource, der ſogenannten Peilketafel führte. Die Treppe hatte gar nichts Beſonderes. Sie ſah wie alle anderen Treppen aus, nur daß ſie finſter war; und das obere Stockwerk, zu dem ſie führte, hatte eben ſo wenig Etwas, wodurch es ſich auszeichnete. In mir jedoch war einmal der Gedanke entſtanden, daß die Treppe ſchaurig ausſähe, und daß da oben irgend etwas Merkwürdiges ſein, oder geſchehen ſein müſſe. Aber auch in dieſem Falle war es mir ganz unmöglich, dieſe Vermuthung irgend Jemand zu vertrauen, oder die Meinen zu fragen, wer da oben wohne? Ich hatte davor eine inſtinktive Scheu, die ſich wohl auf die Furcht vor einer Enttäuſchung gründete. Es wäre Alles aus

geweſen, hätte man mir geſagt, dort oben wohne der Gaſtwirth, oder ein Börſendiener, oder irgend eine Näherin. Ich hätte für ein Nichtwiſſen, das mich beſchäftigte, ein Wiſſen eingetauſcht, welches mir Nichts genützt und meine ſtille Unterhaltaug geſtört haben würde, und in allen ſolchen Fällen leiſtet man den Kindern gar keinen Dienſt, wenn man ſie unnöthig aufklärt, wenn man ihnen für ihre Ahnung ein poſitives Wiſſen, für ihre Träume ein Faktum giebt. Das ganze innere Leben der Kinder iſt ein Halbwachen. Wie das Kind ſeines Lebens erſte Monate im Halbſchlaf hinbringt, ſo ſetzt ſich dieſer Zuſtand auch geiſtig noch lange in ſeiner Kindheit fort. All ſein Denken iſt Staunen, Vermuthen, ſein ganzes Daſein ein bald ausgeſprochenes, bald unausgeſprochenes Fragen, und die Anlagen und der Entwickelungsgang der Kinder ſind in jedem von ihnen ſo verſchieden, daß man ſie ruhig gewähren laſſen muß, wenn nicht irgend eine bedenkliche Erſcheinung es nothwendig macht, ihrem allmähligen Erwachen zum Selbſtprüfen und Selbſterkennen vorzugreifen. Je mehr man ein Kind in Ruhe läßt, um ſo richtiger findet es das ihm Angemeſſene. Ich ließ es mir ſtill gefallen, von der Kinderfrau dafür geſcholten zu werden, daß ich immer in der finſtern Halle ſteckte, ſtatt unter den Bäu-

men zu ſpielen. Ich konnte nicht aufhören die Treppe und die Thüre anzuſtaunen. Mir von den Dingen, die da oben ſein konnten, eine Vorſtellung zu machen, iſt mir nie begegnet. Ich unterlag ganz einfältig jenem Banne, den das Fremde, Geheimnißvolle auf uns ausübt, und ich möchte behaupten, daß ich vor der Thüre und Treppe nie einen andern Gedanken gehabt habe, als die Frage: was iſt da oben?

Mit der Peilketafel aber war es ganz ein ander Ding. Das Peilkeſpiel, das ich ſonſt nirgend habe üben ſehen, wurde damals noch in allen drei Junkergärten von Königsberg geſpielt. Es gehörte dazu eine lange, dem Billard ähnliche Tafel, auf welcher Steine, nach Art großer Damenbrettſteine ausgeſetzt waren, und nach denen mit ähnlichen Steinen geſchoben wurde. Das Zimmer, in welchem man Peilke ſpielte, lag zu ebener Erde, die niedrigen Fenſter gingen nach dem Junkergarten hinaus, und obſchon kleine weiße Gardinen davor waren, konnten wir doch ein Wenig hineinſehen. Weil ich aber nicht recht klug daraus werden konnte, was die Männer dort begannen, ſprach ich zu Hauſe das Verlangen aus, einmal in die Peilketafel, ſo bezeichnete man im Volke das Lokal, hineinzugehen, und ſchon am andern Tage führte mein Vater uns in das Zimmer, in

welchem eine Anzahl Männer, unſer Nachbar, der Zinngießer Bethge unter ihnen, ihr Löbenichtſches Bier tranken, und mit ihren Kalkpfeifen im Munde theils Peilke ſpielten, theils dem Spiele zuſahen.

Dieſer Theil des Junkergartens verlor denn, ſeit ich ihn genau kannte, ſein Intereſſe für mich. Um ſo lieber blieb mir aber der Ausgang aus dem Junkergarten, der nach der Köttelbrücke führte, denn da lagen am Bollwerk alljährlich ein oder ein Paar Schiffe, die Töpferwaaren, Steinkrüge und Näpfe von Bremen nach Königsberg brachten. Die Eigenthümer der Schiffe, unter denen mir eine ſchöne, alte Frau, wir nannten ſie ſchlechtweg die „Bremerfrau“, im Gedächtniß und lieb in der Erinnerung geblieben iſt, wohnten in ein Paar hölzernen Buden am Ufer, und hatten ihre Waaren auf dicken Strohunterlagen weit um ſich her ausgebreitet. Da unſere Mutter ihren Bedarf von dieſer Frau entnahm, unſere Kinderfrau ſehr befreundet mit ihr war, und ſich unter ihren Waaren ſehr viel Spielzeug für uns befand, ſo war es immer ein Feſttag für uns, wenn wir im Frühjahr endlich das Bremerſchiff wieder am Bollwerk liegen ſahen, wenn die alte Bremerfrau mit ihren rothen Wangen und ihrer ſchwarzen, faſt holländiſchen Tracht, wieder auf dem Verdeck zu

ſehen war, wie ſie das Stroh am Ufer ausbreitete, und ihre Waare an das Land tragen ließ.

Alles an der Frau gefiel mir. Ihr gutes Geſicht, ihr fremder Dialekt, ihre große herzliche Freundlichkeit für uns Kinder. Sie kannte uns alle beim Namen, ſie ſchenkte uns Schiffszwieback und Aepfel, wenn ſie ankam, und weil ganze Haufen der Krüge, Näpfe, Waſſerſchweinchen und ſonſtigen Herrlichkeiten, die wir erſtrebten, ihr eigen waren, ſo kam ſie mir, obſchon die Schätze des Kröſus und die Pracht des Orients mir ſchon ſehr geläufige Begriffe geworden waren, doch ſehr reich, ja eigentlich ganz unermeßlich reich vor. Sie ſchenkte uns auch gar häufig von ihrem Spielzeug, und auf einem umgedrehten Napfe mitten unter ihrem Stroh zu ſitzen, zuzuſehen wie ſie mit ihren Käufern handelte, oder Sonntag, wo wir auch am Vormittage in den Junkergarten gingen, dabei zu ſein, wenn ſie mit ihren Leuten Mittag aß, von dem wir zuweilen in unſern kleinen Näpfen Etwas zu ſchmecken bekamen, das war ein großes Vergnügen. Nur die Freude ging noch darüber, wenn der Chriſtian, der wohl ein Schiffsjunge geweſen ſein wird, mir beſchrieb, wie groß das Meer ſei, und wie finſtere Nächte es habe, und wie ſchlimm es ſich auf dem Waſſer fahre, wenn der Wind heule und die

Wellen über das Verdeck ſchlügen, daß man jeden Augenblick denken müſſe, nun ſei es aus. Kolumbus, Kortez, Pizarro, Sindbad und Ulyſſes waren in ſolchen Augenblicken für mich gar Nichts, im Vergleich zu Chriſtian.

Das waren die Freuden der Schultage. An den freien Nachmittagen gingen wir in einen Bleichgarten, den Dey'ſchen Garten, der ebenfalls in der Stadt, zwiſchen den Holzplätzen, aber doch viel freier als der Junkergarten gelegen war. Die Hausfrauen des Kneiphofs ließen dort ihre Wäſche bleichen, und es waren, wie ich glaube, auch eine Kegelbahn und eine kleine Reſtauration dort eingerichtet. Wir blieben meiſt die ganzen Nachmittage dort, und gegen Abend, wenn mein Vater ſein Comptoir geſchloſſen hatte, kamen die Eltern uns nach, und ſpielten noch mit uns, bis die Zeit zur Rückkehr da war. In dieſem Garten geſchah es, daß mein Vater im Spiel mit uns einen Kaſſenſchein von fünfhundert Thalern aus der Bruſttaſche ſeines Rockes verlor, der aber am andern Morgen, wenn auch von einem Gewitterregen ganz durchweicht, doch glücklich wiedergefunden wurde.

Bisweilen machten wir auch in einer der Vorſtädte, auf dem Haberberg, mit der Kinderfrau Beſuche bei

ihrer Schweſter Frau Runge, die Wäſcherin, und an einen Fuhrmann verheirathet war. Die Tochter der Kinderfrau, einige Jahre älter als wir, und der Sohn der Frau Runge machten dann unſere Spielgefährten. Wir ſaßen in einem ganz kleinen Gärtchen, in dem blaue Perlblumen, weiße Sternblümchen, Gilken und Marienblätter wuchſen, und ein Mitbewohner des Hauſes, ein bejahrter Bombardier, der die Feldzüge mitgemacht hatte, ſaß rauchend bei uns, und erzählte vom Kriege, wenn wir ihn darum baten.

Dann hatten wir den eigentlichen Spaziergang des damaligen Königsberg, den Philoſophendamm. Hippel hatte ihn angelegt, Kant ihn täglich benutzt, und man hatte ihm deshalb den hochtönenden Namen „Philoſophendamm“ gegeben, obſchon er Nichts war als ein kreisförmig angelegter, mit Bäumen, zumeiſt mit Weiden, beſetzter Damm, der ſich durch ein Stück Wieſenland an den Gärten der Gemüſe- und Kräuterzüchter hinzog. Ein Paar Waſſermühlen zum Ablaſſen des Waſſers im Frühjahre, ein Gaſthaus, in welchem Artillerieoffiziere Kegel ſpielten, und vor dem es immer nach brennendem Zündſchwamm und Lunte roch, eine Reifſchläger bahn, ein Pulverhaus, und weiterhin die feſte Friedrichsburg, ein kleines Fort mit einigen Schanzen und Wällen,

das wie ein Spielzeug da lag, das war Alles was wir auf dieſem Spaziergange erblicken konnten, wenn wir den Hafen verlaſſen hatten, deſſen Kais wir vorher paſſiren mußten. Aber das iſt grade das Schöne an der Kindheit, daß ſie überall für ſich Gegenſtände der Unterhaltung zu finden weiß, und man darf behaupten, daß dieſes Auffinden des Genußreichen ſich ſteigert, je enger der Kreis iſt, in welchem es geſucht werden muß.

Wir konnten, je nachdem die Jahreszeit vorſchritt, das Düngen, Graben, Säen, Pflanzen und Erndten in den Gemüſegärten betrachten. Wir ſahen, wie das Waſſer allmählich von den Wieſen abgelaſſen wurde, wir fanden Genuß daran, dem rückwärtsgehenden Seiler mit den Augen zu folgen, wenn er, wie eine Rieſenſpinne aus ſeiner Schürze voll Hanf die Schnüre herausſpann. Wir kannten in der Feſtung den Thürhüter, und einen halbblödſinnigen Burſchen, der aus gefärbtem Stroh allerlei Käſtchen und Körbe flocht und verkaufte. Wir ließen uns vom Thürhüter erzählen, wie einmal irgendwo ein Pulverthurm geplatzt ſei, und gingen dann ſo fern als möglich um das Pulverhäuschen herum; wir fürchteten uns vor den ſchweren Verbrechern in den Kaſematten, obſchon vielleicht

gar keine darin waren, und ſahen mit neugierigem Mitleid die Strafgefangenen in ihren Ketten bei der Arbeit.

Ueberall wohin wir geführt wurden, hatten wir Vergnügen, und überall waren wir ſicher; denn meine Eltern beobachteten die Vorſicht uns ganz unbemerkt nachzukommen, ſo daß unſere Wärterinnen ſich nicht wohl eine Vernachläſſigung oder Unregelmäßigkeit erlauben konnten. Mich gelangweilt zu haben erinnere ich mich nie, und kein Kind langweilt ſich dem man es möglich macht, nach ſeiner Neigung ſich in der Welt umzuſehen, und ſich unter den Menſchen der verſchiedenen Stände zurecht zu ſetzen. Dieſe Art von Freiheit, welche uns ohne beſondere Ueberlegung, ſondern weil es eben das Nächſtliegende war, in unſerer Kindheit geboten wurde, hat mir durch mein ganzes Leben die beſten Früchte getragen, denn ich habe mich von jeher zu Hauſe gefühlt unter den Leuten aus den handarbeitenden Ständen. Das wird aber den Kindern, und vollends den Mädchen aus den ſogenannten gebildeten Klaſſen im Allgemeinen nicht zu Theil. Sie werden in vornehmer Abgeſchiedenheit erzogen; man meint ihnen etwas Gutes zu thun, wenn man ihnen Scheu einflößt vor der Un-

bildung, vor Allem, was nicht iſt wie ſie. Und wenn man ihnen dann ſpäter auch die Pflicht auferlegt, für ihre armen Mitmenſchen in jeder Weiſe und nach beſten Kräften zu ſorgen, ſo hat man ihnen ſchon die Leichtigkeit genommen, dieſer Pflicht zu genügen, indem ſie in ihrem Verkehr mit den Ungebildeten, bei ihrem Eintritt in die enge Wohnung der Armen, in ſich Etwas zu überwinden, ein Opfer zu bringen haben. Sie leiſten damit in ſich ſelbſt, von einem gewiſſen Standpunkte aus betrachtet, vielleicht ein größeres als wir; was ſie aber Denjenigen leiſten, Denen zu helfen, die zu tröſten ſie gekommen ſind, das iſt wieder eine andere Frage.

Achtes Kapitel.

Für die Zeiteintheilung der Erwachſenen, welche ihre Tage zu Wochen, Monaten und Jahren anſammeln, und nach dieſen, wie der Kalender es lehrt, vor- und rückwärts zählen, hat das Kind lange Jahre hindurch weder die Fähigkeit noch den Sinn. Es rechnet nach den Jahreszeiten und nach ſeinen Feſten, und wer ihm dieſe letzteren zu vermehren weiß, kommt ſeinem Gedächtniß ungemein zu Hilfe, während man dem Kinde dadurch zugleich den dunkeln Horizont ſeiner Erinnerungen und ſeiner Zukunft mit lichten Sternen erhellt. An Feſten aber waren wir ſehr reich.

Neben den Geburtstagen und dem Hochzeitstag der Eltern, an denen immer Geſellſchaft im Hauſe war, und für die wir von früh auf Etwas lernen und thun mußten, hatten wir unſere eigenen Geburtstage zu feiern und außer den allgemeinen Feiertagen noch den erſten Schnee und den erſten Adventsſonntag, als Merkſteine für unſere Kindheit.

Der erſte Schnee fällt aber in Preußen oft ſchon in der erſten Hälfte des Oktobers, und wir konnten an nebligen und regnigen Tagen manchmal gar nicht von den Fenſtern fortkommen, weil wir immer hofften, heute werde und müſſe der erſte Schnee fallen und dann werde am Abende, wenn der Vater herauf käme, die „große Schachtel“ gezeigt werden, die wir eben nur einmal im Jahre, nur beim erſten Schneefall zu ſehen bekamen.

Ich glaube kein egyptiſcher Prieſter hat jemals ſorgfältiger auf das Steigen des Nils geachtet, als wir Kinder auf den Fall des erſten Schnees. War das Jahr mild oder trocken, ließ der Schnee auf ſich warten, ſo reichte das leiſeſte Flöckchen in der Luft dazu hin, uns alle mit dem Ausruf: es ſchneit! in die Wohnſtube zu treiben. Aber das half uns gar Nichts, und mit der Weiſung, daß ſolch ein Gekrümel in der Luft nicht zähle, und daß es ordentlich ſchneien müſſe, ehe die Schachtel erſcheinen könne, wurden wir zu neuem Warten, zu neuem Hoffen, und dadurch zu erhöhter Freude geſteigert, wenn dann wirklich die weißen dicken Flocken in reicher Fülle von dem dunklen Himmel niederfielen, wenn die ſchwarzen durchregneten Straßen, wenn die Dächer und die Wolme und die Bleche vor den Fenſtern

ſich dick mit Schnee bedeckten, aus deſſen weißem Glanze uns die Ausſicht auf die erſehnten Herrlichkeiten entgegenblinkte.

Iſt's bald ſieben Uhr? fragten die Kinder dann den ganzen Nachmittag, während zum erſtenmale in dem Jahre die Aepfel zum Braten in die Röhre gelegt wurden, und ihr Schmoren und ihr Duft die beginnende Feier verkündeten. Die Zeit wurde uns immer erſchrecklich lang, aber nicht eine Minute davon wurde uns erlaſſen, und erſt um ſieben Uhr gingen wir hinunter, wo die Eltern dann ſchon die „Schachtel“ herausgenommen und auf den Tiſch vor dem Sopha hingeſtellt hatten.

Und was war, was enthielt dieſe Schachtel, auf die wir uns durch ein ganzes Jahr hindurch freuten, die wiederzuſehen mir Vergnügen machte, als ich ſchon zwölf, dreizehn Jahre alt und ſehr verſtändig war, und aus welcher irgend ein Stück vor Augen zu bekommen, mir heute das Herz mit großer Rührung füllen würde?

Die Schachtel war nichts als eine kleine Seitenſchieblade aus dem Sekretair meines Vaters, und ſie enthielt Nichts als einige Angedenken, welche er darin aufbewahrte. Es lag darin ein rothes Maroquinbuch,

in dem unſere Geburtstage, unſere Krankheiten, der Anfang unſeres Schulbeſuchs — mit einem Worte die Hauschronik verzeichnet war. Es lagen darin in goldenen Kapſeln die Bilder meiner Eltern als Brautleute gemalt, ein Hochzeitscarmen meiner Eltern, ein grünſeidener, mit einer Inſchrift verſehener Vorhang, der unſer Bild verhüllt hatte, als die Mutter es dem Vater zum Geburtstag geſchenkt. Es lagen darin einer jener ſilbernen Becher, die zum Andenken der Schlacht von Kunersdorf aus Rubeln gefertigt worden waren; es lagen darin Gedichte, welche Auguſt Lewald bei meinem erſten Geburtstage an die Eltern gerichtet, desgleichen Brieftaſchen, Börſen, Uhrbänder, welche Schweſtern und Bekannte meinem Vater gehäkelt und geſtickt und die er nie getragen hatte, — kurz es lagen Kleinigkeiten darin, wie jede nur einigermaßen bemittelte Familie deren ähnliche beſitzt, es lag ein Schatz darin, den jede Familie ſich für ihre Kinder anſammeln kann, wenn ſie den Sinn hat, ihren Kindern auf die leichteſte Weiſe unvergeßliche Freuden zu bereiten.

Unſere ganze kleine Vergangenheit wurde uns von den Eltern vor dieſer Schieblade unwillkürlich rekapitulirt. Wir hörten es mit Entzücken, an welchem Tage und in welcher Stunde wir geboren worden waren.

Wir amüſirten uns damit, wie ſchlecht wir noch im vorigen Jahre die Gratulationsgedichte zu der Eltern Geburtstagen geſchrieben, wir lernten die Jugendfreunde und Bekannten der Eltern an den kleinen Angedenken kennen, und was mehr als dies Alles war: wenn wir die erſten Bratäpfel verzehrten, hatten wir das Bewußtſein, ein großes Feſt gefeiert zu haben und fingen in aller Stille an, uns ſchon wieder auf den erſten Schnee des nächſten Jahres zu getröſten.

Unſere Freude an dem erſten Adventsſonntage hatte einen noch viel geringeren Anlaß. Sie beruhte auf einem kleinen Spielzeug, welches aus zwei, auf grobe Holzſplitter geſteckten vergoldeten Aepfeln beſtand, die mit ein Paar Sträuschen von Buxbaum und einem oder zwei aus grobem Thon geformten Vögelchen verziert waren, welche aber nur die Phantaſie von Kindern für Vögel zu halten im Stande war. Die ganze Pyramide koſtete vielleicht ſechs Pfennige, aber — und darauf beruht ein großer Theil der Freude in dem Kinde — wir liebten ſie, weil ſie nur in der Adventswoche zu kaufen war, weil wir ſie alle Jahre zum erſten Advent geſchenkt bekommmen hatten, weil wir ſicher waren, daß man ſie uns immer wieder ſchenken würde, und weil ſie uns auf ſolche Weiſe überhaupt

zu einem Sinnbild der herannahenden Weihnachtszeit geworden war. Sie war uns eine wundervolle Verkündigung, und der Engel, welcher mit ſeinem Lilienſtengel vor der Jungfrau erſchien, um ihr die Geburt des Erlöſers zu verkünden, konnte ſie nicht glücklicher machen, als uns der Anblick unſerer Eltern, wenn ſie Abends, vom Ausgehen heimkehrend, uns die erſten Pfeffernüſſe und die Aepfelbäumchen in das Zimmer brachten. Es umfloß ſie ein wahrer Goldglanz von Hoffnungen, Alles, was wir erwünſchten und erwarteten, trat in unſern Geſichtskreis, und nun, von dieſem erſten Adventsſonntage ab, fingen wir zu zählen an, bis endlich mit dem Weihnachtsabende die helle Glückesſonne für uns aufging, deren Strahlen uns durch das ganze Jahr nicht zu leuchten aufhören ſollten.

Die Kinder haben einen ganz ausgeſprochenen Hang für das Beſtehende, für das ihnen Bekannte, und wer von ihnen ſagt, daß ſie am Wechſel Freude finden, hat ihr Weſen nicht tief beobachtet, nicht recht erfaßt. Denn wie jedes Alter die Neigung für das ihm Angemeſſene in ſich trägt, ſo hat das Kind, welches nur durch häufige Wiederholung derſelben Gegenſtände Etwas lernen kann, auch Freude an der Wiederholung; und unverdorbene Kinder ziehen deshalb das Spiel,

welches ſie oft geſpielt haben, dem neuen Spiele in der Regel vor. „Ach! das haben wir noch nie geſpielt!“ kann man von Kindern überall als Ablehnung eines neuen Vorſchlags ſagen hören.

Auch wir hatten eine große Beharrlichkeit in unſern winterlichen Spielen, bei denen mein Vater ein für allemal die Hauptrolle übernahm. Er hatte, wie er mit mir die Märchenluſt theilen konnte, überhaupt trotz ſeines Ernſtes die Gabe, ein Kind mit ſeinen Kindern zu ſein. Müde, arbeitsbeladen, oft auch ſorgenvoll, vermochte er es, ſo lange unſere Spiele währten, ſo völlig in uns aufzugehen, daß wir nie zu der Empfindung kommen konnten, er laſſe ſich zu uns herab, er ſpiele nur mit uns. Wem dieſe Gabe einmal fehlt, der erſetzt ſie durch keinen guten Willen, die Kinder haben zu feine Fühlfäden dafür.

Was wir aber ſpielten? Meiſt Nachahmungen deſſen, was wir geſehen hatten. Wir ſpielten Brettſchneider, wenn wir auf einem Holzplatz geweſen waren. Man hatte uns zu einer Vorſtellung von Kunſtreitern mitgenommen, und wir machten den ganzen Winter hindurch die Kunſtreiter. Hunderte von Malen habe ich von der Schwelle, welche aus der Wohnſtube in das Kabinet führte, als Mademoiſelle Roſalie meinen

Salto Mortale gewagt und das Bravo meines Vaters erhalten, hundertmal haben meine Brüder den Trampolin-Sprung über eine Fußbank gemacht. — Wir sahen eine Menagerie mit einem dreſſirten Elephanten, und mein Vater lag allabendlich als unſer Elephant flach auf dem Boden, ließ uns auf ſich herumklettern, und hob uns mit ſeinen lieben Armen über ſich fort, wie wir es den Elephanten mit ſeinem Rüſſel an Kindern hatten thun ſehen. Wir beſuchten eine Bude mit ſogenannten Wilden, und ſtürzten auf das Kommando meines Vaters eine lange Zeit hindurch an jedem Abende, mit aufgelöſtem Haar aus der Hütte hervor, die wir uns aus Sophakiſſen unter dem Klavier erbauten, um mit wildem Geſchrei unſern Kriegstanz zu beginnen. — Aber all dies Spiel währte nicht eben lange. Es verſtummte auf das erſte Wort meines Vaters, und gerade ſeine kurze Dauer erhöhte das Vergnügen, denn daß für die Größe des Genuſſes nicht die Maſſe deſſelben beſtimmend ſei, iſt ein Grundſatz, welchen man bei der Erziehung nicht feſt genug im Auge behalten kann.

Das Erziehen iſt überhaupt eine Kunſt. So wenig man es nach Regeln erlernen kann, ein Maler oder ein Dichter zu werden, ſo wenig kann man es aus

Büchern oder durch allgemeine Regeln erlernen, ein guter Erzieher zu werden, wenn schon gewisse Grundsätze als allgemein gültige angesehen werden dürfen. Man muß die Anlage zum Malen, zum Dichten haben, um sich die Erfahrungen Anderer für die eigene Technik zu Nutze machen zu können; man muß selbst erzogen sein, oder sich selbst erzogen haben, um nachhaltig auf Kinder zu wirken, um die allgemein gültigen Grundsätze für den besondern Fall zurechtlegen zu können. Wie es aber unter den Künstlern glückliche Naturen giebt, die in ihrem Schaffen, im Bedürfniß des Momentes, sich die Technik und mit ihr die Regel erfinden, so giebt es auch Menschen, die von selbst erziehend wirken, weil sie sich selbst völlig durchgebildet und vollkommen entwickelt haben. Sie lehren und erziehen durch ihr bloßes Beispiel; sie finden für den augenblicklichen Gebrauch immer das Richtige; sie handeln nicht, wie man das oft zu sagen liebt, nach einem glücklichen Instinkte, sondern mit jener schnellen Entscheidung, welche eine Folge eben so schneller Erkenntniß und einer richtigen Beurtheilung ist. Zu diesen erziehenden Menschen gehörte mein Vater.

Ich glaube nicht, daß mein Vater, außer der Jean Paul'schen Levana, von der ich weiß, daß er sie früh

geleſen hat, ſich mit Büchern über die Erziehung beſchäftigt, oder ſich ſonſt dem Gedanken beſonders hingegeben hätte: was mußt Du thun, um Deine Kinder gut zu erziehen? Die Kinder müſſen ſehen, hören und gehorchen lernen! Das ſtand bei ihm feſt; aber daß wir dieſes lernten, machte ſich ganz von ſelbſt.

Da meine Eltern beide ſehr ordentlich, meine Mutter von der größten Genauigkeit in allem ihren Thun und Treiben war, ſo herrſchte in unſerm Hauſe eine glänzende Reinlichkeit, und die geringſte Sache, die nicht an ihrem Orte ſtand, die geringſte Kleinigkeit, die auf einem falſchen Flecke lag, mußte auffallen und fortgeräumt werden.

Haſt du das Tuch nicht liegen ſehen? Gehört das Band hieher? Das waren ganz natürliche Fragen, und wurde dann einmal die Entſchuldigung vorgebracht, man habe es nicht geſehen, ſo folgte unabweislich die Entgegnung: man muß aber ſehen! warum ſehe ich denn Alles?

Befanden wir uns auf der Straße, und es fuhr ein Wagen an uns vorüber, auf dem Fäſſer oder Kiſten geladen waren, ſo fragte mein Vater ganz kurz: was iſt in den Fäſſern, Kiſten, Ballen verpackt? Wußten wir es nicht, ſo hieß es: du haſt ſolche Kiſten aber

ſchon bei dem Gewürzkrämer geſehen. Das ſind Roſinenkiſten! Du haſt ſolche Ballen ſchon im Vorbeigehen an der Waage geſehen, das ſind Baumwollballen! Du haſt ſolche verkalkte Fäſſer ſchon oft geſehen, das ſind Oelfäſſer; und wenn Du es nicht weißt, warum fragſt Du nicht? Man muß die Augen offen haben, und Nichts anſehen, ohne zu denken und zu fragen, was es iſt! —

Eben ſo wurden wir gewöhnt, keinen uns fremden Ausdruck an unſerm Ohr vorübergehen zu laſſen, ohne nach ſeiner Bedeutung zu fragen, und weil wir auf dieſe Weiſe eben zur Achtſamkeit angehalten wurden, lernten wir von frühe auf eine Maſſe von Dingen, erwarben wir eine Menge von Begriffen, welche andere Kinder mühſam erlernen mußten, ohne daß wir wußten, wie wir dazu gekommen waren. Wie übel es aber iſt, wenn man die Kinder nicht zeitig daran gewöhnt, nichts Unverſtandenes ohne Frage an ſich vorübergehen zu laſſen, das habe ich an einer den gebildeten Ständen angehörenden Familie erfahren, in welcher man genöthigt war, den ganz erwachſenen Kindern die unter uns eingebürgerten Fremdworte mühſam und ausdrücklich zu erklären, die ſie theils gar nicht zu benutzen verſtanden, theils völlig widerſinnig gebrauchten.

Das Gehorchen lernen verſtand ſich für uns eben ſo von ſelbſt, wie die Uebung unſerer Sinne und unſerer Achtſamkeit. Wir ſahen und hörten im Vaterhauſe keinen Ungehorſam und überhaupt nicht leicht einen Unfrieden oder einen Streit. In den ein und dreißig Jahren, welche die Ehe meiner Eltern dauerte, hat keines von uns Geſchwiſtern je ein unfreundliches oder gar ein heftiges Wort von unſerm Vater gegen unſere Mutter, keines je andere Worte als die der verehrendſten Liebe von der Mutter zu unſerm Vater gehört. Sie war voll unermüdlicher Sorgfalt für ihn, er von der rückſichtsvollſten Zärtlichkeit für ſie. Wir lebten in einer Atmoſphäre der Liebe und der Eintracht, es geſchah uns nur Gutes, wir mußten alſo wohl die Unterordnung unter die Eltern und die Eintracht unter einander als etwas Natürliches empfinden und üben.

Mit dieſer Liebe aber gingen ein ſtrenger Ernſt und eine feſte Beharrlichkeit Hand in Hand. Wir wußten wie gern die Eltern uns Freude machten, wir wußten es aber auch, daß gegen meines Vaters Befehl kein Widerſpruch geſtattet war, ja ich möchte ſagen, wir hatten die Vorſtellung nicht, daß wir nicht unbedingt und ohne alle Frage gehorchen müßten. Gehorchte doch Alles im Hauſe dem Vater auf das Wort:

unſere Mutter, ſeine Mitarbeiter im Geſchäfte, ſeine Untergebenen, und die Dienſtboten. Die Mutter nannte den Vater, wenn ſie von ihm zu der Dienerſchaft ſprach, immer nur »der Herr!« — Und »der Herr will es!« »der Vater hat es geſagt!« das waren Ausſprüche, welche für das ganze Haus die Unumſtößlichkeit eines Gottesurtheils hatten.

Meines Vaters Redeweiſe war im Ganzen knapp und ſehr beſtimmt, ſein Verkehr mit den Handlungsgehilfen, die ganz in unſerm Hauſe lebten, nur auf das Sachliche geſtellt; und obſchon das in Preußen nicht mehr die allgemeine Sitte war, redete er unſere männlichen und weiblichen Dienſtboten mit Er und Sie an, wenn er zu ihnen ſprach. Aber gerade die kurze Beſtimmtheit ſeines Ausdruckes machte es, daß er nicht leicht mißverſtanden werden konnte, daß er alſo meiſt gut bedient war, und daß er für ſein Theil äußerſt ſelten in die Lage gerieth, Verweiſe zu geben, oder zu heftigen Aeußerungen zu kommen. Heftig gegen Frau und Kinder habe ich ihn nie geſehen, und Allen denen, welche ihm dienten, galt er für einen ſtrengen, aber gerechten und guten Herrn. Es ſind übrigens meiſt die Unkultur und die Würdeloſigkeit der Befehlenden, welche die ſchlechten Diener hervorbringen.

Ein Mann, welcher es dahin gebracht hat, daß seine Frau und seine Diener ihm vertrauensvoll gehorchen, hat es im Allgemeinen gar nicht mehr nöthig, seine Kinder noch besonders zum Gehorsam zu erziehen. Der Gehorsam war uns eingeimpft mit der Luft, die wir athmeten. Weil aber alle Tugend Sache der Uebung ist, und weil der Mensch, und vor allem das Kind, einer stetigen Zügelung gegen seine Aufwallungen und Launen bedarf, so war es feststehendes Gesetz, daß wir die Eltern nie anreden durften, ohne dem Worte Vater oder Mutter das Beiwort „lieber“ oder „liebe“ hinzu zu fügen. Unbedeutend wie diese Maßregel scheinen kann, ist sie von großer Wichtigkeit, und ich selbst habe in spätern Jahren ihren erziehenden Einfluß auf Andre hinlänglich erprobt. Wen ich mit einem freundlichen Worte angesprochen habe, dem kann ich in solchem Augenblicke nichts Unerehrbietiges oder Trotziges sagen; und die Form der Rede wird so zu der Schranke, hinter welcher Heftigkeit und Uebereilung zurückbleiben müssen, abgesehen davon, daß an und für sich Gewöhnung an bestimmte Formen eine Wohlthat für das Zusammenleben in der Familie ist. So war uns z. B. die Sitte, den Eltern, bei der Begegnung am Morgen, nach den Mahlzeiten und bei dem Schlafengehen die Hand zu küssen,

ſo ſehr zum Bedürfniß gemacht worden, daß es eine unſerer Strafen war, wenn man uns dieſe Gunſt entzog. Und ſelbſt als meine Brüder bereits erwachſene Männer waren, und der Eine als Aſſeſſor, der Andere als Arzt außerhalb Königsberg lebten, brachte jede Heimkehr in das Vaterhaus ihnen das alte Herzensbedürfniß mit, den Eltern, wenn ſie ſich von des Vaters Tiſch erhoben, die Hand zu küſſen. Waren dann Fremde gegenwärtig, ſo wehrte der Vater den Söhnen wohl mit einem: ſchämt Euch doch Ihr großen Menſchen! — aber er lächelte dazu, und es denkt wohl noch mancher unſerer Gäſte freundlich an den Familienſinn unſeres Hauſes.

Mitten in alle der Liebe und dem Frieden nahm aber die Entwicklung der einzelnen Kinder ihren eigenen und nicht überall guten Weg.

Ich war ſehr glücklich in der Schule, lernte leicht, kam ſchnell vorwärts, wurde bei den öffentlichen Schulprüfungen ſehr gelobt, und gehörte zu den Kindern, welche wir — denn auch die Mädchenſchulen erzeugen ſich einen Jargon — die Paradepferde nannten. Bei den Prüfungen vor den Eltern, welche etwa alle anderthalb Jahre einmal ſtatt fanden, konnte dem Ehrgeiz des Einzelnen aber viel weniger ein Genüge gethan werden, als bei den Beſuchen, welche der in der preußi-

ſchen Schulgeſchichte berühmte Konſiſtorialrath Dinter, ab und zu unſerer Anſtalt machte.

Den Konſiſtorialrath Dinter kannte von Anſehn jedes Kind der Stadt. Jedes hatte ihn geſehen, den mittelgroßen, breitſchultrigen Mann, mit dem runden offenen Geſicht, das, obſchon Dinter das Haupt Etwas gebückt trug, mit ſeinen hellen Augen ſo freundlich aus dem langen grauen Haar hervorſah. Jeder kannte Dinters breitſchooßigen, quäckerhaften, ſchwarzen Frack und die ſchwarze Kniehoſe, die niemals feſt gegürtet war, und alſo von dem Träger in kleinen Interwallen immer wieder in die Höhe gezogen werden mußte, was ſehr komiſch ausſah, weil dieſe Bewegung ihm zu einer Art mechaniſcher Gewohnheit geworden war. Ein kleiner ganz verdrückter Hut und hängende Strümpfe vollendeten für die Vorſtellung das Bild eines altmodiſchen Gelehrten; aber wer dem alten Dinter nur in die Augen geſehen, zu wem er nur einmal mit ſeiner hellen, klugen Freundlichkeit geſprochen hatte, der vergaß ſeine ſonderbare Erſcheinung, oder vielmehr, der gewann ſie lieb. Alles, was man außerdem von ihm hörte, war ganz dazu gemacht, die Neigung der Kinder und der Jugend für ihn zu erwecken. Dinter war unverheirathet, trotz dem hatte er ſich einen großen Hausſtand geſchaffen, denn er hatte

allmählich zwölf mittellose Knaben in sein Haus aufgenommen, die er als seine Kinder hielt und erzog, und von denen er den einen später förmlich adoptirte. Es ist dies der in Königsberg lebende, als Arzt und Mensch gleich hoch geschätzte Doktor Gustav Dinter. Ueber die Art der Dinterschen Häuslichkeit, über die Beschäftigung der Knaben, die bei der gemeinsamen Lektüre am Abende Federn schleißen und ähnliche Handarbeiten machen mußten, während der Consistorialrath strickte; hatten wir Alle unzählige Anekdoten gehört, die theils wahr, theils erfunden sein mochten; aber das empfand Jedes von uns, daß er die Kinder lieb hatte, und das zog uns zu ihm hin.

Seine Art zu fragen kam der unseres Lehrers nahe, aber sie war immer mit Heiterkeit gepaart, und wenn Dinter zu loben oder zu tadeln hatte, geschah es stets mit einer gewissen guten Laune, mit einem Humor, der uns um so besser gefiel, je weniger wir ihn beim Unterrichte sonst gewohnt waren. Als er das erstemal in unsere Anstalt kam, mag ich etwa drei Jahre in derselben gewesen sein. Ich mußte ihm meine Rechenkünste vormachen, die vortrefflich gelangen, wurde viel in der Geographie befragt, in der ich grade meinen ganz dummen Tag hatte, und mir eigensinnig auch von Herrn Ulrich nicht einhelfen ließ, so daß ich schlecht bestand, und

dann mich erſt wieder durch Franzöſiſch und Geſchichte einigermaßen vor den Augen Dinter's zurecht zu ſetzen hatte. Herr Ulrich war nicht zufrieden mit mir, Dinter aber klopfte mir auf den Kopf und ſagte: Nu! dein Kopf hätt' auch beſſer auf 'nem Jungen geſeſſen! — Dann aber fügte er freundlich hinzu: wenn du aber nur 'n mal eine brave Frau wirſt, ſo iſt's auch gut! —

Mit heißen Wangen und höchſt aufgeregt kam ich an dem Tage aus der Schule zurück. Ich erzählte Alles, was geſchehen war, ich klagte mich an, daß ich Nichts gewußt hätte, aber ich verweilte doch noch länger auf dem Lobe, das mir ertheilt worden war, denn ohne es zu wiſſen, was er gethan, hatte der treffliche Mann einen meiner geheimen Schmerzen berührt — ich beneidete es ſchon lange allen Knaben, daß ſie Knaben waren und ſtudieren konnten, und ich hatte eine Art von Geringſchätzung gegen die Frauen. So thöricht das an einem Kinde von neun Jahren erſcheinen mag, und ſo unberechtigt es in meinem beſondern Falle war, lag doch der Urſprung zu dieſen Gedanken nicht in mir ſelbſt. Von jeher hatten Fremde, wenn ſie meine Fähigkeiten lobten, mit einer Art von Bedauern hinzu gefügt: wie Schade, daß das kein Junge iſt! — Ich hatte alſo die Idee gefaßt, daß die Knaben etwas Beſſeres wären

als die Mädchen, und daß ich ſelbſt mehr und beſſer ſein müſſe, als die andern Mädchen. Als Vorbild war mir immer auch ein Knabe, Eduard Simſen, hingeſtellt worden, und meine Mutter, welche von dieſer falſchen Richtung meines Weſens ſpäter gelitten hat, hatte ſelbſt in der beſten Abſicht den Gedanken, daß Wiſſen die Hauptſache und alles Andere dagegen gering ſei, in mir genährt und gepflegt.

Voller Liebe für uns Alle, hatte ſie große Freude an meiner Begabung und an meinen Fortſchritten. Sie war ſtolz darauf ein ſo kluges Kind zu haben, ſie ſetzte mein Wiſſen vor meinen Onkeln und Tanten gern in ein großes Licht, und weil ſie ſelber ohne alle Kenntniſſe war, überſchätzte ſie das Wenige, was ich bis dahin gelernt hatte, über alles Maaß. Ich dagegen machte, nachdem ich etwa anderthalb Jahre regelmäßig unterrichtet worden, die Erfahrung, daß ich mir für mein Lernen bei der Mutter gar keinen Rath mehr erholen konnte, und noch ehe ich mein achtes Jahr vollendet hatte, wußte ich thatſächlich auch mehr als meine Mutter. Hätte ich damals den Verſtand eines erwachſenen Menſchen gehabt, ſo würde ich eingeſehen haben, durch welche vortreffliche Eigenſchaften dieſer Mangel an Kenntniſſen in der Mutter überwogen wurde. Weil dieſer

Mangel ſie ſelbſt aber auf das Tiefſte drückte, weil ſie, um mir zuzuwenden was ihr fehlte, mir den Beſitz von Kenntniſſen immer als das Höchſte und als das größte Glück hinſtellte, ſo konnte es geſchehen, daß ich meine Mutter unterſchätzte, wie ich von ihr überſchätzt wurde.

Lieb hatte ich dabei die Mutter von ganzem Herzen, aber ich hatte den Vater noch lieber, bei dem ich immer Rath und Hilfe, wenn auch viel häufigern und ſtrengern Tadel als bei der Mutter fand. Der Vater las mit mir, der Vater ſpielte mit uns, und, obſchon die Mutter ihr Leben für uns hingegeben hätte, hatte ſie nicht jene ſich nach außen kundgebende Zärtlichkeit, welche mein Vater beſaß, und die, obſchon ſie immer gemeſſen blieb, und er ſich ihr nicht oft überließ, für mich etwas Bezauberndes hatte, und die mir als Entgegnung meiner eignen Zärtlichkeit ein Bedürfniß war.

Lobte meine Mutter meine Fortſchritte, ſo dachte ich, ſie verſtehe es doch im Grunde nicht recht. Tadelte ſie mich über einen Hang zur Unordnung, der ſich bei mir einſtelite, oder über meine Heftigkeit, ſo meinte ich, ſie thue mir Unrecht, und das ſei auch Alles ganz gleichgültig, wenn man nur recht viel lerne und wiſſe. Und da die Mehrzahl der Frauen, welche ich damals kannte, auch nicht viel unterrichteter waren, als meine Mutter,

ſo ſetzte ſich eben die Vorſtellung in mir feſt, die Frauen ſeien geringer als die Männer, und für ſie ſei es ganz gut, daß ſie auf Ordnung ſähen und Haus hielten. Ich aber wolle lernen wie ein Mann, und ordentlich zu ſein hätte ich gar nicht nöthig. Eine unklare Erinnerung an eine Frau, die, wie ich hatte erzählen hören, damals Profeſſor in Bologna geweſen war, ſchwebte mir dabei vor, und trug noch dazu bei, mich vollends zu verwirren.

Meinem Vater entging die Urſache dieſer ſchiefen Richtung keinesweges, und je mehr er Grund hatte, die Mutter zu lieben und zu verehren, um ſo entſchiedener trat er jener Richtung entgegen. Ich beſitze einen Brief, den er mir noch vor Beendigung meines achten Jahres aus Warſchau ſchrieb, wohin ſeine Geſchäfte ihn für einige Zeit gerufen hatten. Ich ſetze ihn hieher, weil er mit meinem damaligen Zuſtande zugleich die Art und Weiſe darthut, in welcher der Vater mit mir verkehrte.

Warſchau den 11. Oktober 1818
Mittwoch.

„Meine liebe Fanny! Dein liebes Briefchen von heute vor acht Tagen hat mir viel Freude gemacht; es war recht nett geſchrieben, und nicht ſo ſehr kurz, als das früher empfangene.

Die gewünſchten Karten werde ich Dir mitbringen, und daß Du abermals ein Zähnchen verloren haſt, iſt recht gut, da Du dieſelben wechſeln mußt. —

So wie ſich aber Deine Zähne verändern oder wechſeln, ſo wird noch Alles an Dir wechſeln: Dein Urtheil über das, was um Dich her vorgeht, Deine Geſinnungen darüber, Deine Kenntniſſe, genug Alles! —

Du mußt nun aber, wenn Du ein ordentliches Mädchen werden willſt, ſehr auf Dich aufpaſſen, daß dieſes Wechſeln immer zu Deinem Beſſerwerden beitrage. —

Bei Deinem Urtheil über das, was um Dich vorgeht, mußt Du nur immer berückſichtigen, wer die Handelnden ſind, und es nie vergeſſen, daß ältere Perſonen als Du in der Regel jede Sache beſſer verſtehen als Du. Siehſt Du nun gleich ſelbſt ein, daß Du einmal Etwas beſſer weißt, als eine ältere Perſon, ſo liegt ſolches gewiß nur daran, daß Jene nicht Gelegenheit gehabt hat, es zu lernen; denn ſonſt würde ſie es unbedingt beſſer wiſſen als Du, und Du mußt daher immer recht beſcheiden ſein.

Mit Demjenigen was Deine Eltern Dich jetzt und ſpäter lehren laſſen, mußt Du nie prahlen. Du würdeſt ſchwerlich Etwas wiſſen, wenn Du keine Lehrer hätteſt, und überdem kannſt Du alle Deine Zeit darauf

verwenden Etwas zu lernen, während andere Kinder Deines Alters ſchon irgend Etwas thun müſſen, um ihren Eltern nützlich zu ſein, etwa mit kleinen Kindern ſpielen oder irgend Etwas der Art. Deine Lage iſt alſo ſehr glücklich; Du kannſt alle Deine Zeit darauf verwenden, um ein gutes und liebes Kind zu werden. —

Ich liebe Dich, mein liebes Kind! wie alle meine Kinder recht ſehr, und eben weil ich Euch liebe, wünſche ich, daß Ihr alle recht gute Kinder ſein möget. Du biſt die Aelteſte, mache Du nur den Anfang, und die Uebrigen werden Deinem Beiſpiel folgen.

So oft Du kannſt ſpiele mit den Kinderchen, und da Du auch noch ein Kind biſt, ſo iſt auch für Dich das Spielen noch ſehr dienlich und für Dich paſſend. Wie wird es mich freuen, wenn ich bei meinem Zuhauſekommen erfahren werde, daß Du immer artig geweſen!

Grüße Herrn Ulrich und Deinen Muſiklehrer vielmal von mir, und gieb Klärchen und dem Heinrich einen herzlichen Kuß von ihrem und Deinem Vater. Den beiden andern Brüdern ſchreibe ich apart.“

Es war das die Weiſe freundlichen Ernſtes, in welcher der Vater immer mit uns verkehrte, wenn er nicht mit uns ſpielte, aber der Ton ſeiner Stimme, der Blick ſeines Auges, und ſeine Miene waren dabei ſo gütig,

und ſo voll Leben und Seele, daß wir wie im Sonnenſcheine lebten. Lob, wirkliches Lob erhielten wir ſehr ſelten von ihm. Bei den größten Anſtrengungen welche ich machte, bei den guten Zeugniſſen die ich immer nach Hauſe brachte, hörte ich ſelten etwas Andres, als „das iſt ordentlich, ſo habe ich's gern!“ und als einmal Fremde dem Vater zu unſerm Fleiß und zu unſeren Fähigkeiten gratulirten, ſagte er gelaſſen: es ſind ja auch meine Kinder! — Er legte ſich alſo das ganze Verdienſt unſerer Begabung bei, und wir hatten im Grunde auch wirklich die Empfindung, uns bei ihm dafür zu bedanken, daß wir begabt und fleißig waren.

Mich in meinen Grillen für das Studieren und gegen die weiblichen Beſchäftigungen zu beſtärken, war mein Vater übrigens gar nicht der Mann, und das um ſo weniger, als meine Unordnung zu einer Art von Glaubensſache bei mir geworden war. Ich glaubte, es ſei hübſch, ſich um Kleinigkeiten nicht zu kümmern, und ich habe meiner Mutter in dieſer Beziehung eine unendliche Mühe gemacht, und habe ihr in dieſem Punkte meine ganze Erziehung zu danken. Durch Jahre und Jahre iſt ſie es nicht müde geworden, mich an jedem Abend ſelbſt meinen Bücher- und Spielſchrank aufräumen zu laſſen, mich immer wieder zur körperlichen Acht-

ſamkeit zu ermahnen, und mich im Hauſe, ſo gut es ſich thun ließ, zu den Dienſtleiſtungen anzuhalten, an denen meine Achtſamkeit und Pünktlichkeit ſich üben ſollten. — Die ſtrenge Ordnung in der Schule kam ihr dabei zu Hilfe, aber auch dort gab es plötzlich Klagen über ſchlechtes Schreiben, über fehlende Löſchblätter, über Dintenflecken und ähnliche Nachläſſigkeiten, und erſt als irgend welche neue Gedanken mir die Erinnerung an den weiblichen Profeſſor aus dem Sinne gebracht hatten, fand ich mich allmählig wieder zur Ordnung zurück. Ich war in der That mit Bewußtſein und mit Abſicht, ja recht eigentlich aus Dünkel, unordentlich geworden.

Neuntes Kapitel.

Durch die nächsten Jahre ging mein Leben ruhig hin. In der Schule kam ich vorwärts, im Hause blieb Alles sich gleich, nur daß uns im Jahre achtzehnhundert achtzehn ein neuer Bruder, eben jener kleine Heinrich geboren wurde, den mein Vater mich beauftragt hatte zu küssen. Das Dazukommen eines neuen Kindes macht aber, wenn ihrer schon ein Häufchen beisammen ist, keinen großen Eindruck auf die Andern, und so lieb wir den lebhaften kleinen Jungen auch hatten, der mit seinen großen Augen dem Vater sehr ähnlich sah, so blieben ich und meine beiden ältesten Brüder doch einzig und allein auf uns selber angewiesen, und ich habe nie andere Spielkameraden unter meinen Geschwistern gehabt als sie.

Aus dieser Epoche sind mir jedoch drei Ereignisse besonders deutlich geblieben. Zuerst die Erinnerung an ein lebensgefährliches Scharlachfieber, die einzige schwere Krankheit, welche ich je gehabt habe. Von den Schmer-

zen und Leiden der Krankheit, die mich im ſiebenten Jahre befiel und mehr als zwei Monate währte, weiß ich gar Nichts. Es war aber, weil ich allein im Hauſe von der ſchweren Epidemie befallen worden war, und man mich alſo ſorgfältig von den andern Kindern abgeſperrt hatte, die erſte Trennung, welche ich von meinen Geſchwiſtern erlitt, und ſie fiel mir äußerſt ſchwer. Zum Unglück hatte eine meiner Tanten, welche mich beſuchte, an meinem Bette von dem Tode eines mir gleichaltrigen Schulkameraden geſprochen, der das Scharlachfieber bekommen hatte, während ich ſelbſt mich noch geſund und in der Schule befand. Ganz plötzlich war mir dabei die Vorſtellung gekommen, daß meine Brüder auch geſtorben ſein, und daß man mir dies eben ſo verheimlichen könne, wie den Tod jenes Knaben, und da ich aus dem Bereich meiner Bettſchirme nicht heraus konnte, da man die Geſchwiſter nicht zu mir laſſen wollte, und keines von ihnen damals ſchreiben konnte, mir ein Zeichen zu geben, ſo war es von früh bis ſpät meine Frage, ob ſie auch wirklich lebten, und was ſie thäten, und was ſie mir ſagen ließen? Es war die erſte Trennung und die erſte ſchwere Sehnſucht, die ich erlitt, und ſie war allmählig ſo heftig geworden, daß man mich, als ich nun das Bett verlaſſen konnte,

in Pelze und Tücher gepackt bis an die geſchloſſene Stubenthüre führte, durch die ich meine Geſchwiſter ſehen konnte, und durch deren Glasſcheiben wir einander küſſen konnten, als ſie ihre Köpfchen an dieſelbe herandrängten. Kinder ſind viel lebhafteren Schmerzen und Freuden fähig als man glaubt. Ich habe das Entzücken, mit welchem ich mich nach meiner erſten Ausfahrt wieder unter meinen Geſchwiſtern und mit ihnen ſpielend befand, nie vergeſſen. Sie waren Alle ſo groß geworden, ſie waren Alle ſo gut! Beſonders die Zärtlichkeit meiner Brüder war ſo rührend, denn es war, als wäre ich ihnen fremd und neu und lieber noch geworden! Und meine Eltern weinten Beide, als ſie uns wieder beiſammen ſahen, als ſie ſahen, wie ihre Liebe unter uns fortwucherte.

Die beiden andern Erinnerungen ſind allgemeinerer Art. Sie beziehen ſich auf die im Jahre achtzehnhundertneunzehn erfolgte Ermordung Kotzebues, und auf die, in dem gleichen Jahre durch ganz Deutſchland gehende Judenverfolgung.

Kotzebue hatte, nachdem er Rußland verlaſſen, längere Zeit in Königsberg gelebt, und mein Onkel, Doktor Aſſur, war ſein Hausarzt geweſen. Dieſer hatte mich, ehe ich in die Schule ging, häufig in ſeinem

Wagen mitgenommen, wenn er ſeine Kranken beſuchte, und da er bei dem Etatsrath — dieſen Titel gab man Kotzebue — meiſt des Plauderns halber lange verweilte, ſo hatte er mich dann mit ausſteigen laſſen, und ich war freundlich aufgenommen und mit Näſchereien, die dort immer auf einem Tiſche ſtanden, beſchenkt worden. Als ich dann einmal durch die Unvorſichtigkeit unſeres Hausmädchens eine nicht unbedeutende Verwundung erlitt, deren mein Onkel, eben weil man mich dort kannte, im Kotzebue'ſchen Hauſe erwähnte, hatte mir der Etatsrath eine ſchöne Puppe geſchickt, und ich war, als mein Naſenbein wieder geheilt worden, mit dem Onkel hingefahren, mich zu bedanken.

Alle meine Erinnerungen an den Mann waren alſo angenehm. Die Einrichtung des ſchönen Hauſes, das er auf dem Königsgarten, nahe bei dem Theater, bewohnte, hatte eine gewiſſe Vornehmheit gehabt, die mir aufgefallen war, ohne daß ich gewußt hätte, warum ſie mir aufgefallen. Auch der Etatsrath, wie er mir in der Erinnerung lebt, eine nicht große feine Figur, hatte mir mit ſeinen ſchwarzen Escarpins und ſeidenen Strümpfen, mit ſeinem Jabot und ſeinen Manſchetten, ſehr gefallen, und nun war der mit einem

Male ermordet worden, und es gab Perſonen, welche ſagten, es ſei ihm Recht geſchehen, er ſei ein Verräther geweſen, und Sand ſei ein Held, deſſen Namen auf die Nachwelt kommen werde, wie die Namen anderer Märtyrer und Heroen.

Die eifrigſten unter dieſen Vertheidigern von Sand waren in unſrem Hauſe ein Dichter und ein Muſiker: Raphael Bock und Guſtav Wiebe. Sie waren Beide Hausfreunde meiner Eltern, und, wie ich es jetzt beurtheile, beide entſchiedene Romantiker, wenn auch Jeder in anderer Weiſe. Bock hatte ſtudiert und bekleidete ſpäter den Poſten eines Cuſtos an der Wallenrodt'ſchen Bibliothek, den er bis zu ſeinem Tode behalten hat. Er war eine große, magere, nach vorn gebeugte Geſtalt, mit einem blaſſen Geſichte, deſſen eingefallene dunkle Augen düſter aus dem langen, ſchwarzen Haar ſeines Kopfes hervorſahen. Er hatte ein nahes Freundſchaftsverhältniß zu Zacharias Werner gehabt, für deſſen Schriften mein Vater ebenfalls eine gewiſſe Vorliebe beſaß, und Bock gehörte, nebſt dem ſpäter berühmt gewordenen Profeſſor Ludwig Sachs, zu den Jugendgenoſſen meines Vaters, mit denen er, ſo zu ſagen, die Romantik der Zeit abſolvirt hatte. Mein Vater war aber darüber lange hinausgekommen, nur

die Neigung für Werner hatte er von Bock zum Erbe, die Schriften von Jakob Böhme als Geschenk von Sachs, und die Theilnahme für diese Freunde als Andenken an seinen Romanticismus behalten. Er störte Bock auch niemals, wenn dieser den hingerichteten Sand als einen Helden pries, und dessen That als den Beginn der Wiedergeburt des deutschen Vaterlandes verkündete. Er ließ ihn durchaus gewähren, wie man einen Gemüthskranken gewähren läßt, und Bock hatte in der That die überspannte Schwärmerei eines solchen. Nur als Herr Wiebe, mein Musiklehrer, ein junger, schöner, blonder Mensch, sich einmal auch in die Begeisterung für Sand versetzte, sagte mein Vater abwehrend: „sein Sie doch kein Narr! Sand's That war eine Kopflosigkeit, Nichts weiter, und der arme Teufel verliert dafür den Kopf!“ — Solch einzelne Aeußerungen setzten sich in den Kindern am leichtesten und sichersten fest.

Gegen den Onkel Doktor aber, der, weil er Kotzebue persönlich nahe gestanden hatte, voll leidenschaftlicher Erbitterung gegen Sand war, entschuldigte mein Vater diesen Letzteren, und klagte Kotzebue an, und ich stand da, und wußte nicht, was ich denken sollte. Die Begriffe einer begeisterten Vaterlandsliebe, die Vorstellung

eines Verraths am Vaterlande und eines Opfertodes für das Vaterland waren mir sehr geläufig, und die Thaten des Mutius Scävola, des Horatius Kokles und des Harmodios und Aristogiton hatten mir schon erhebende Empfindungen eingeflößt. Aber ich konnte mir das Alles doch nur in der römischen Toga vorstellen, und daß der Etatsrath, der mir nur Gutes gethan hatte, der wie alle meine Bekannten ausgesehen, ein Vaterlandsverräther sein sollte, daß ein junger Mensch, der auch nichts Andres war als ein gewöhnlicher Student, wie deren Hunderte in unsern Straßen umhergingen, das Vaterland gerettet haben könnte, indem er den Etatsrath und sich selbst ermordete, das ging über mein Fassungsvermögen. Abgesehen davon, daß die Idee des Meuchelmordes, die Gedanken an eine Hinrichtung mir schrecklich waren, überraschte es mich, daß mein Vater sich über die That von Sand in dem einen Falle tadelnd, in dem andern entschuldigend ausgesprochen, und daß er mir auf meine desfalligen Fragen abweisend erwidert hatte, ich verstände von der Sache Nichts und solle sie mir aus dem Sinn schlagen, ich könne an etwas Bessres denken. Das war aber leichter gesagt, als gethan! Denn wohin man sah, fand man die Bilder von Sand. Auf den Einen

war er in dem Augenblicke dargeſtellt, in welchem er die That vollbrachte, und Kotzebue, ſich auf die Stuhllehne ſtützend, zuſammenbrach, während Frauen in das Zimmer ſtürzten. Auf Andern ſah man ihn im Moment der Hinrichtung. Sein Portrait fand man an jedem Ladenfenſter auf Pfeifenköpfen, Tabacksdoſen, Taſſen, kurz überall, wo es ſich anbringen ließ, und die Erinnerung an das Ereigniß blieb mir deshalb lange und verwirrend gegenwärtig.

Stärker noch wirkte die Judenverfolgung auf mich ein. Je älter ich geworden war, je mehr hatte ich es gemerkt, wie ſorgfältig die Meinen, die Eltern und alle ihre Verwandten, es vermieden, davon zu ſprechen, daß wir Juden wären. Einzelne, fremdklingende Worte, von denen ich wußte, daß es jüdiſche waren, wurden zwiſchen ihnen hie und da einmal als Verſtändigung gebraucht, wenn man uns Kindern eine Mitwiſſenſchaft entziehen wollte, aber man ſah es nicht gern, wenn wir dieſe Worte gehört hatten; in Gegenwart der Dienſtboten oder fremder Perſonen bediente man ſich ihrer nie, und allen den darauf bezüglichen Fragen wich man jetzt wie früher aus. In der Schule hingegen wurde es mir immer fühlbarer gemacht, daß ich nicht der Allgemeinheit angehörte.

Der Religionslehrer der obern Klaſſen, der ſpäter ſo unglücklich bekannt gewordene Prediger Ebel, hatte mir, als ich etwa ſieben Jahre alt war, und man mich bei einer Prüfung belobt hatte, einmal in Gegenwart der andern Kinder die Hände auf den Kopf gelegt, und mich dabei „du fromme Tochter Israels!“ genannt, was mich und meine Mitſchülerinnen lachen machte, weil es von uns in direkte Verbindung mit dem Erzvater gebracht wurde, und uns alſo höchſt komiſch erſchien. Aber Kinder, und namentlich kleine Mädchen, ſind neugierig wie junge Katzen. Einmal auf eine Fährte gebracht, bringt man ſie nicht wieder davon ab. Ein Paar Tage neckten ſie mich, und amüſirten ſie ſich mit der Ebel'ſchen Bezeichnung, dann aber wollten ſie ergründen, was ſie eigentlich wußten, daß ich keine Chriſtin ſei. Ich ſollte ſagen, bei wem ich getauft ſei? und bei wem meine Eltern in die Kirche gingen? und bei wem ich den Confirmandenunterricht erhalten würde? — Ich antwortete der Wahrheit nach, und da es lauter gute und wohlgeartete Kinder waren, und wir einander lieb hatten, kamen ſie auch bald von ihrer Neugier ab, weil ſie ſehen mochten, daß ſie mich quälten. Mir aber blieb ſein Stachel davon in der Seele zurück, und dieſer ver

ſchärfte ſich daran, daß ich zu einigen Mädchen der Klaſſe, die ich am liebſten hatte, und die mich am liebſten hatten, nicht eingeladen wurde, wenn man ihnen Kindergeſellſchaft einlud. Zwei von ihnen, ein liebenswürdiges Zwillingspaar, deſſen Geburtstag immer in ihrem Elternhauſe ſehr gefeiert wurde, ſagten es mir einmal mit Thränen, ſie dürften mich nicht einladen und dürften auch nicht zu mir kommen, weil ihre Eltern nicht erlaubten, daß ſie mit Juden Umgang hätten. Wir waren alle drei darüber ſehr gerührt, und ich ſehr unglücklich. Eine ganze Laſt von Kummer, von Schmerz, von Kränkung, lag auf meinem armen achtjährigen Herzen, und ich hätte mich nicht überwinden können, zu Hauſe ein Wort davon zu ſagen. Ich ſchämte mich und hatte das Gefühl, den Eltern nicht ſolch ein Herzeleid anthun zu wollen, wie ich es empfand.

Indeß bei der nächſten kleinen Geſellſchaft, die man mir einlud, kam die Sache doch zur Sprache. Die Eltern ſchwiegen, als ich ihnen mein Erlebniß erzählte, aber ich konnte ſehen, wie unangenehm es ihnen war, und wenn ich auch ſonſt aus der Schule und aus der Familie, und an den beiden Töchtern einer engliſchen Familie, die neben uns wohnte,

Spielgenoſſen genug hatte, ſo verſchmerzte ich meine Lieblinge doch nicht, und die Vorgänge in der Stadt trugen dazu bei, mich immer daran zu erinnern, daß es ſchlimm ſei, ein Jude zu ſein.

Wo ſich in jener Zeit einzelne Juden oder jüdiſche Familien ſehen ließen, rief man ihnen ſpottend in den Straßen nach. Gerüchte von Feindſeligkeiten, welche in Süddeutſchland gegen die Juden verübt worden waren, cirkulirten wohin ich in der Familie kam, und wenn die Eltern ſich auch hüteten, uns zu Hauſe Etwas davon hören zu laſſen, ſo ſprach man bei den Tanten und Onkeln um ſo mehr und um ſo beſorgter davon. Ich vernahm es, wie man in Frankfurt am Main und in Würzburg den Juden die Fenſter eingeworfen und ihre Häuſer geplündert haben ſollte, wie angeſehene Männer auf der Straße beſchimpft und mißhandelt worden wären, und man war in großer Angſt um die in Hamburg lebenden Geſchwiſter meiner Mutter, weil dort der Judenhaß auch ſehr groß, und der Pöbel ſehr roh ſein ſollte. Da ſolche Epochen der Verwirrung in den Geiſtern der Völker aber epidemiſch ſind, und ſich mittheilen man weiß nicht wie, ſo waren auch unſere Dienſtboten von der Kunde erreicht worden, und der Glaube, daß an irgend einem

Tage in Königsberg etwas Unerhörtes gegen die Juden unternommen werden würde, war aus der Kinderstube in mich gekommen. Mein Vater, meine Mutter versicherten, das sei Thorheit, es wäre Nichts von alle dem wahr, was man fable, aber ich erfuhr doch, daß man in der Langgasse eines Abends einem reichen Kaufmann die Fenster eingeworfen habe, und daß dies wahr sein müsse, merkte ich daran, daß man uns Kinder Abends nicht mehr, wie sonst, auf den Fenstertritten sitzen ließ, wenn wir bei meinen Tanten waren, die in der Langgasse wohnten, und deren Wohnzimmer nach der Straße gelegen waren.

Von da ab hatte ich den vollständigen Begriff von der Unterdrückung der Juden, von der Ungerechtigkeit, welche man gegen sie begehe. Auch das Bewußtsein der gebildeten Juden, aufgeklärter und besser zu sein als ihre Verfolger, hatte bereits angefangen sich auf mich zu übertragen, und die Juden hatten damals ihr stolzes Selbstgefühl, das man ihnen so oft als Anmaßung und Arroganz vorgeworfen hat, sehr nöthig, wenn sie selbst sich aufrecht erhalten und ihre Kinder tüchtig machen wollten, an der allmähligen Emancipation des Volkes mitzuarbeiten. Viele, welche später in diesem Kampfe am meisten gewirkt, sind in jener Zeit

der Judenverfolgung nicht viel älter gewesen als ich, und werden sich ihrer wohl später erinnert haben. Dem Unterdrückten ist aber sein Selbstgefühl der beste Schild und die sicherste Waffe. Eine Nation, und Menschen überhaupt, welche ungerechte Unterdrückung ohne stolze Empörung annehmen und ertragen, sprechen sich selbst ihr Urtheil und gehen an der feigen Demuth vor ihren Verächtern in Ehrlosigkeit unter.

In Königsberg aber ging die Epidemie der Judenverfolgung ziemlich gelind vorüber. Es blieb bei den spottenden Nachrufen, und als man sich damit genug gethan hatte, fand man sich von beiden Seiten äußerlich wieder zurecht. Es kehrte alles in das alte Gleis zurück, und auch wir lebten bis in das Jahr achtzehnhundertzwanzig ganz in der alten Weise fort. Es kamen freilich nicht mehr so viel auswärtige Gäste in das Haus, als in den ersten Jahren deren ich mich zu erinnern wußte, aber im Hause blieb die alte reichliche Lebensweise sich gleich, und nur die Besorgniß um den ältesten Bruder meines Vaters, dessen Kränklichkeit zu einem Lungenleiden geworden war, beunruhigte die Familie.

Er wohnte in dem Hause seiner Schwester Johanna, die ihn auf das Sorgfältigste pflegte, und wenn

wir deren Kinder beſuchen gingen, ſo wurden wir auch zu dem Onkel gebracht, der ſehr blaß ausſah, immer magerer wurde, viel huſtete, und den ich mir grade in dieſer Zeit am deutlichſten vorſtellen kann, wie er in einem braunen Ueberrocke in ſeinem Zimmer umherging, und die goldene Tabacksdoſe in der Hand hielt, aus der er häufig ſchnupfte.

Man fing an von ſeinem möglichen Tode zu ſprechen, in das Comptoir ging er gar nicht mehr, und da er nicht mehr wie ſonſt nach Warſchau und nach Rußland reiſen konnte, war mein Vater öfter abweſend. Zuweilen beſuchte der Onkel uns noch, aber er war nicht mehr ſo heiter wie ſonſt, es kam eine Art von Trübniß über das Haus, die ich ſchon empfand, ohne jedoch recht zu wiſſen, was eigentlich um mich her vorging. Der Vater arbeitete am Ende des Jahres bis tief in den Abend hinein mit ſeinen Leuten im Comptoir; das war aber immer zur Zeit des Jahresſchluſſes geſchehen, und für uns war er immer der Alte. Trotzdem war Etwas anders im Hauſe geworden, und als zu Anfang des Jahres ein und zwanzig im Februar unſer kleiner Bruder Heinrich ſchwer erkrankte, wurde es vollends ſtill. Er war nun beinahe zwei Jahre alt, und die letzten Zähne wollten bei ihm durchbrechen.

Davon hatte er ein Paarmal Krämpfe bekommen, ſo daß man ihn, um uns den Anblick zu entziehen, von uns getrennt hatte, und während man ihn mit der Kinderfrau in ein ſonſt unbenutztes Stübchen gebettet hatte, richtete man unten das Wohnzimmer zur Wochenſtube für meine Mutter ein, die ihre ſechſte Niederkunft erwartete.

In der Nacht zum ſechzehnten Februar wurde meine Mutter von einem Knaben entbunden. Sie hatte unſern kleinen Heinrich in ſeinen furchtbaren Krämpfen verlaſſen müſſen, am Morgen nach ihrer Entbindung ſtarb das arme Kind.

Uns ſeinen Tod zu verheimlichen war nicht möglich, aber man ließ uns ohne das nicht in das Zimmer der Mutter hinein, und auch den todten Bruder bekamen wir nicht zu ſehen. Man ſagte uns, er ſähe ſehr entſtellt aus, und verſuchte uns in unſern bittern Thränen damit zu tröſten, daß wir ja einen neuen Bruder bekommen hätten, der uns den Heinrich erſetzen würde.

Das half uns aber gar Nichts. Der Vater ſah todtenblaß aus, das ganze Haus war uns unheimlich. Fremde Männer, alles Juden, alle ſchwarz gekleidet, kamen in Heinrichs Stube, die Todtengebete zu halten.

Durch das Thürfenſter der Kinderſtube konnten wir ſehen, daß in der gegenüberliegenden Stube, in der die kleine Leiche ſtand, am Abend ein Licht brannte, und daß ein fremder Mann neben dem Lager ſaß. Wir erinnerten uns, wie der kleine Bruder drollig mit dem Stock geſchlagen, wir machten ihm nach, wie er „Hund“ geſchimpft, wenn er böſe geweſen war, und ſo nahte ſich der dritte Tag, an dem er beerdigt werden ſollte.

Es war früh am Vormittag als die Wagen vor die Thüre fuhren. Wir ſtanden oben, zwei Treppen hoch, in der Kinderſtube am Fenſter, als die Schritte der ſchwarzen Männer auf der Treppe verhallten, die man mit Decken belegt hatte, damit meine Mutter kein ungewöhnliches Geräuſch vernehmen ſollte. Wir ſahen den Vater in den Trauerwagen ſteigen, ſahen den Wagen mit dem Brüderchen fortfahren, und aufgelöſt in Schmerz, wie wir es Alle waren, lief einer meiner Brüder, da die Kinderfrau, ſelbſt weinend, uns nicht beachtete, aus dem Zimmer, hinunter zu meiner Mutter, und ſtürzte ſich mit dem Ausruf: Mutter! Mutter! jetzt fahren ſie mit unſerm Heinrich fort! über das Bett derſelben.

Meine Mutter erkrankte von dem Augenblicke ab

auf das gefährlichſte. Unſer kleiner Neugeborner, den ſie ſelbſt nährte, wurde das Opfer ihres Schreckes. Er ſtarb an ſeinem achten Lebenstage, und man trug ihn in ſeiner Wiege in daſſelbe Zimmer, in welchem eben erſt die andere kleine Leiche geſtanden hatte. Er ſah mit ſeinen runden Bäckchen und den geſchloſſenen Augen wie ein ſchönes Wachsbild aus; aber die Kälte ſeiner Hände und ſeiner Wangen flößte mir ein unausſprechliches Entſetzen ein. Es war der erſte Todte, den ich ſah.

Man begrub ihn am dritten Tage. Am vier und zwanzigſten Februar, am Hochzeitstage meiner Eltern, ſtarb der Onkel. Mein Vater war in dem Zeitraum von acht Tagen dreimal auf dem Kirchhofe, er begrub in einer Woche ſeinen älteſten Bruder, zwei von ſeinen Söhnen, und die Frau, an der ſein ganzes Herz hing, lag auf den Tod darnieder. „Bleibt Ihr mir nur leben!“ ſagte er, indem er uns mit ſchwerem Seufzer küßte, als er das letzte mal vom Kirchhof kam. Ich empfand ſeine Klage, ſeinen Schmerz und unſere Verluſte ganz vollkommen.

Meiner Mutter Zuſtand war durch einige Wochen hoffnungslos, meines Vaters Lage furchtbar. Schon ſeit Monaten hatte der Bankerott einiger ruſſiſchen

Häuſer, mit denen er in Verbindung ſtand, ſeinen eigenen Fall in Ausſicht geſtellt, und nur mit Mühe war es ihm möglich geweſen, das Hereinbrechen dieſes Mißgeſchickes hinauszuſchieben, ſo lange ſein Bruder lebte. Länger ließ es ſich nicht verbergen, daß er zahlungsunfähig ſei, er mußte ſich bankerott erklären, und auch er verlor, bei der damals weit verbreiteten Handelskriſe, ſein Vermögen.

Wir Kinder, ich und mein älteſter Bruder, gingen in die Schule wie ſonſt, es waren auch die gewohnten Perſonen, die uns bedienten, aber es war nicht mehr daſſelbe Haus. Fremde Aerzte und Krankenwärterinnen gingen darin umher, wir aßen unten in dem kleinen Entree, in dem es viel zu eng war, und der Vater ſah nicht kenntlich aus. Eines Abends, als wir Kinder ſchon in den Betten lagen, und mein Vater uns ſchlafend glaubte, kam er in die Kinderſtube herein, und hatte einige Kleidungsſtücke von ſich über den Arm gehängt, die er unſerer alten Anne hinreichte. „Trage Sie das morgen zum Schneider,“ ſagte er kurz, „er ſoll alles vier Finger breit enger machen. Es hängt mir auf dem Leibe und ich will nicht, daß Madame es ſieht!“ —

Er ging hinaus, nachdem er uns nach der Reihe

nach betrachtet hatte, ich lag ganz ſtill, und weinte bitterlich bis ich einſchlief.

Meiner Mutter Krankenlager währte vier Monate. Der Schreck hatte ihr die Milch in den Körper zurückgetrieben, es bildeten ſich Geſchwüre, ein Paarmal wurden Operationen nöthig, und als ſie endlich im Sommer auferſtand, war ihr linker Arm ſteif und gekrümmt, und blieb es faſt das ganze Jahr hindurch.

Am vier und zwanzigſten März, an meinem neunten Geburtstage, war meine Mutter noch gefährlich krank. Sie hatte in allen ihren Leiden aber doch an den Tag gedacht. Man hatte mir in der Kinderſtube einen Kuchen und ein Paar andre Dinge beſcheert und aufgebaut, und ich war wie immer an dieſem Tage nicht in die Schule gegangen. Gegen Mittag ließ ſie mich in ihre Stube kommen, wie ſie ſich die Kinder immer holen ließ, wenn die Schmerzen ihr nur irgend ein Bewußtſein geſtatteten. Das Zimmer war ſehr verdunkelt, hinter grünen Schirmen ſtand ihr Bett.

Sie winkte der Krankenwärterin fort zu gehen, und ließ mich auf ihr Bett ſitzen, wobei ſie mir die Hände hielt. Ich war unbeſchreiblich traurig. Nach einer Weile nahm ſie von dem Tiſchchen, das ihr zur Seite

ſtand, ein Papier. Es lagen ein Paar goldene Ohrringe darin, die ſie mir gab, und die ich mir einziehen mußte. „Die ſollſt Du nun immer,“ ſagte ſie, „zu meinem Andenken tragen. Und wenn ich ſterbe, — Du biſt die Aelteſte, ſei nur recht gut zu den Kindern und zum Vater!“

Es fiel wie ein Schlag auf mich hernieder. So krank die Mutter war, ſo ſehr ich Alle in Sorgen um ſie geſehen hatte, an ihren Tod hatte ich zwar gedacht, aber ich hatte nicht an denſelben geglaubt. Nun ſtand die entſetzliche Möglichkeit plötzlich vor mir, als müßte ſie gleich eine Wahrheit werden, und lähmte mich in dem Augenblicke völlig. Ich konnte Nichts ſagen, ich konnte auch nicht weinen, bis die Mutter mich zu ſich zog und küßte und ich in ſolches Schluchzen ausbrach, daß die Wärterin mich hinausführte.

Von der Stunde ab, ſo froh ich ſpäter auch noch ſpielen konnte, war ich doch kein Kind mehr. Ich hatte einen neuen Zuſammenhang mit den Meinen, und für meine Vorſtellung ein neues Verhältniß zu ihnen bekommen. Ein gutes Beiſpiel für meine Geſchwiſter zu ſein, hatte man mich immer ermahnt; jetzt kam mir der Begriff, daß eine älteſte Tochter die Stütze der

Familie ſein müſſe. Ich gewann dadurch eine Bedeutung für mich, und der Vorſatz gut und wo möglich auch recht brauchbar zu werden, faßte ſelbſtſtändig Wurzel in mir.

Zehntes Kapitel.

Im Laufe des Jahres verließen wir das Haus in der Brodbänkenstraße, das wir durch sieben Jahre inne gehabt hatten. Es hatte tausend Gulden preußisch (dreihundert drei und dreißig Thaler) Miethe gekostet. Das war für jene Zeit in Königsberg eine große Summe, und weit mehr als der Vater in jenem Augenblick auf unsere Wohnung verwenden durfte.

Von unsern Handlungsgehilfen waren nur zwei und ein Lehrling im Hause geblieben, auch die alten Dienstboten verließen uns. Die Kinderfrau war entbehrlich geworden durch den Tod der beiden jüngsten Kinder, sie und die andern Mädchen waren an hohen Lohn und an gutes Leben gewöhnt, und da die größten Einschränkungen zur Pflicht geworden waren, meinte die Mutter mit Recht, dieselben mit den alten Dienstboten nicht so wie es nothwendig war, durchführen zu können.

Es war im Herbste, als wir in die Vorstadt hinaus-

zogen, und da die Häuſer dort alle erſt nach dem Brande aufgebaut und alſo neu waren, wohnten wir in der Vorſtadt nicht nur viel billiger, ſondern eigentlich auch beſſer als in der Stadt. Die Straße iſt eine der breiteſten und hell und luftig. Auch die Häuſer ſind dort breiter, haben wie das, in welches wir einzogen, meiſt Seitenflügel, und wir hatten alſo in der einen Etage, welche der Vater gemiethet, eben ſo viel Zimmer als in dem alten Hauſe, die großen Erkerſtuben des obern Stockes gar nicht mitgerechnet. Aber das alte dunkle Haus war uns wärmer und behaglicher vorgekommen, die hellen großen Zimmer des neuen ſchienen uns Allen Anfangs kalt und froſtig, die zuſammenhängenden Stuben ließen in den einzelnen Gemächern nicht die gewohnte frühere Ruhe. Meine Mutter empfand es ſchwer, daß der Vater ſein Comptoir nun in der Stadt hatte, und alſo theilweis außer dem Hauſe leben mußte, und wir Kinder hatten mit den uns vertrauten alten Dienſtboten auch die alte Nachbarſchaft, und was uns ſehr zu Herzen ging, das Doppelfenſter in der Kinderſtube verloren, hinter dem wir in jedem Winter eine Anzahl von Rothkehlchen, Zeiſigen und Meiſen gehegt, und zu Spielgefährten gehabt hatten. Auch die Kupferſtiche aus dem Entrée, die mir ſehr lieb geweſen, kamen nicht mit in

die neue Wohnung hinüber. Man ſagte, es ſei für ſie kein rechter Platz. Ich vermuthe aber, daß ſie, weil ſie werthvoll waren, verkauft worden ſind, obſchon wir ſonſt unſern ganzen Beſitz von Möbeln und Geräthen behalten und mitgenommen hatten.

Das ganze häusliche Leben wurde nun auf einen andern Fuß eingerichtet. Sonſt hatten die ſtattliche Kinderfrau oder der Hausknecht mich nach der Schule gebracht, damit ich den ſchweren Pompadour voll Bücher nicht zu tragen brauchte, jetzt mußte ich den zweimal ſo weiten Weg allein machen. Die Koſt im Hauſe wurde verändert, der Mittagstiſch auf das einfachſte eingerichtet, die Abendmahlzeit regelmäßig mit einer Waſſerſuppe oder mit einem ſehr billigen Kartoffelgericht gemacht, und alles was wir mit der Zeit von neuen Kleidern erhielten war viel geringer an Werth, als dasjenige, was wir bis dahin getragen hatten. Auch meine Mutter beſchränkte ihre ohnehin beſcheidene Weiſe ſich zu kleiden, noch viel mehr, mein Vater ließ die damals noch üblichen Jabothemden eingehen und behalf ſich mit Chemiſets, die ſeidenen Taſchentücher machten allmählich den bunten Leinwandtüchern Platz, und jede ſolche Beſchränkung, für welche Kinder, weil ihre Welt die Welt des Kleinen iſt, vielleicht noch mehr Auge

haben als die Erwachſenen, machte mir Kummer, weil ſie mir in das Gedächtniß rief, was beide Eltern mir geſagt hatten, daß ſie große Sorge hätten, daß es ihnen ſchwer werde uns zu erziehen, und daß wir alſo alles Mögliche thun müßten, ihnen ihre Sorge durch unſern Fleiß zu lohnen, und recht raſch vorwärts zu kommen.

Solche Eindrücke, ſo nachhaltig ſie auf die Entwickelung eines Kindes wirken, ſind aber doch nicht dauernd in demſelben lebendig. Mit nothwendigem Selbſterhaltungstriebe ſucht das Kind nach Freude, und die große Liebe unſerer Eltern wußte uns auch in den beſchränkteren Verhältniſſen Freude und eine glückliche Kindheit zu bereiten, wie bisher. Dazu drückten uns Kinder die Einſchränkungen eigentlich nicht perſönlich. Daß ich jetzt allein in die Schule gehen mußte, kam mir bald als ein Zeichen der Erwachſenheit und als eine mir angenehme Freiheit vor. Die veränderte Koſt iſt Kindern, wenn ſie nur ſatt werden, und wenn man ſie nicht überhaupt gewöhnt hat, auf die Art der Speiſe mehr Werth zu legen als es recht iſt, meiſt ſehr gleichgültig. Daß wir auch mit geringen Mitteln wohl gekleidet waren, dafür ſorgte der feine Geſchmack der Mutter, und für manches Andre, was jetzt nicht mehr ſo war als früher,

entſchädigten uns der weite Hof und beſonders der kleine Garten, die wir am Hauſe hatten.

Dieſer Garten, ein Raum von vielleicht zwölf Schritten im Geviert, war ein eingezäunter verwilderter Fleck, als wir das Haus bezogen. Er hatte eine Art von Laube, die aus Latten zuſammengeſchlagen und oben bedacht war, ſo daß ſich über ihr ein kleiner Balkon erhob, der nach dem leeren, wüſten Jahrmarktsplatze hinausſah. Aber ſchon die Idee einen Garten zu haben, beglückte uns, und als der Vater dann einen alten verarmten Gartenarbeiter kommen ließ, der einige Pappeln an den Balkon und Stachelbeerhecken um den Zaun pflanzte, der die Erde ganz umgrub, Beete abtheilte, dieſe mit einigen geringen Pflanzen beſetzte, und uns die Anweiſung gab, wie wir dieſelben zu warten hätten bis er wieder kommen werde, da hatten wir nicht nur das alte Haus in der Stadt ſchnell vergeſſen, ſondern fanden ſogar daß es in der Vorſtadt viel ſchöner wäre, wie ſie denn thatſächlich für uns Kinder auch ein weit geſunderer Aufenthaltsort wurde.

Grade als wir in die Vorſtadt gezogen waren, hatte man mich in der Schule in die zweite Klaſſe verſetzt, und ich brauche keinen zu ſtarken Ausdruck, wenn ich ſage, daß das Lernen, je weiter wir vorwärts ſchritten,

mich immer glücklicher machte. Wir lebten damals ſehr eingezogen, die Eltern hatten den Grundſatz, daß man Kinder, und namentlich Mädchen früh an Häuslichkeit gewöhnen müſſe. Fremde kamen nicht mehr in das Haus; wenn alſo nicht der Geburtstag irgend einer Schulfreundin oder der Beſuch bei einer meiner Tanten eine Ausnahme machten, war ich regelmäßig zu Hauſe, und in meinen Abendſtunden nach Herzensluſt zu leſen, meine beſte Freude.

Mein Vater gab mir viel Reiſebeſchreibungen und Geſchichtswerke, in Bearbeitungen für Kinder, aber er ließ mich auch, als die Mährchenwelt allein mir nicht mehr genügen wollte, viel Poetiſches leſen, für das ich eine beſondere Vorliebe hatte, und in dem oftmals der Klang der Sprache mich noch mehr entzückte als die Gedanken ſelbſt.

Die erſte Poeſie die an das Kind herantritt iſt gemeinhin das Lied, und da die Mutter, wie ich ſchon früher bemerkt habe, eine ſehr angenehme Stimme hatte, ſind die Lieder, die ich von ihr gehört habe, die erſten poetiſchen und muſikaliſchen Eindrücke geweſen, welche ich empfangen habe. Das Lied aber, ſoweit es ein Volkslied wird, hängt immer mehr oder weniger mit den Ereigniſſen der Zeit zuſammen, und die erſten Lie-

der bieten alſo dem Kinde auch gewiſſermaßen ſeine erſten politiſchen oder ſocialen Anhaltepunkte und Begriffe. Danach hat man den Werth des Volksliedes und die hohe Bedeutung deſſelben auf die Bildung des Volkes zu ermeſſen.

Die erſten Lieder deren ich mich entſinne, waren jenes Lied von Jean Grillon, das ich ſchon mit zwei Jahren gekannt, und ein andres ſehr anmuthiges Wiegenlied, das auch aus dem Franzöſiſchen überſetzt und urſprünglich für den König von Rom gedichtet ſein ſollte. Die Melodie mit der Stimme meiner Mutter habe ich vollſtändig behalten, von dem Texte iſt mir Nichts geblieben, als die Verſe:

Schlafe mein Prinzchen ſchlaf ein!
Küche und Keller ſind Dein.

und dann wieder:

Dort in der Zofe Gemach,
Klagt noch ein einſames Ach!

wie ſich denn mitunter ſolche Brocken räthelhaft in unſerem Kopfe feſtſetzen.

Die Mehrzahl der Lieder aber, welche die Mutter ſang, waren aus der Zeit der Freiheitskriege, und bei Spaziergängen oder bei den damals äußerſt ſeltenen Spazierfahrten, bei denen wir mit einem Stellwagen vom Thore aus auf irgend ein nahes Dorf fuhren,

und dann wieder vom Thore ab zu Fuß zurückkehrten, wurden von uns „der treue Tod“ von Körner, mit der auf des Dichters eigenen Tod hinzugefügten Schlußstrophe, das Körnersche Schwertlied, Lützow's wilde Jagd, dann das Volkslied von der Flasche, mit dem Refrain: „mein König trank daraus,“ gesungen. Dazwischen kam auch das Lied des Kosacken, die sogenannte „schöne Minka“ vor, und diese Lieder waren von einer solchen Wirkung, von einer solchen belebenden Kraft nicht nur auf mich, sondern auf alle meine Geschwister, daß sie uns immer wieder erschütterten und erhoben, und wir einen wirklichen Genuß davon hatten, sie mitzusingen. Weit weniger machten wir uns aus den komponirten Gedichten von Göthe oder aus andern kleinen lyrischen Sachen. „Damon saß und blies die Flöte“ — „An dem reinsten Frühlingsmorgen,“ — und das damals noch beliebte Liedchen „Freut Euch des Lebens!“ das man überall hörte, waren mir immer Geduldproben, nach denen ich nur um so dringlicher nach meinen beiden Lieblingsstücken verlangte, nach dem Reiterlied aus Wallensteins Lager und nach dem prachtvollen Schubertschen:

Auf, auf! Ihr Brüder und seid stark,
Der Abschiedstag ist da.

Schwer liegt er auf der Seele ſchwer,
Wir müſſen über Land und Meer
In's heiße Afrika!

Der Urſprung und die Bedeutung aller dieſer Lieder war uns bekannt, weil wir eben gewohnt waren, Nichts zu hören, ohne es uns durch Fragen verſtändlich zu machen, und ſo habe ich oft auf einem elenden Stuhlwagen, manchmal neben fremden Menſchen ſitzend, im Halbdunkel einer Heimfahrt durch nebliges Wieſenland, an kleinen verkrüppelten Weiden vorüber, Momente einer Erhebung und Begeiſterung empfunden, wie ſie mir kein Opernſaal in London oder Paris ſpäter in ähnlicher Weiſe geboten hat. Namentlich das Schubertſche Lied, bei dem Text und Melodie gleich mächtig ſind, und einander vollkommen decken, während der unterdrückte Schmerzensſchrei über ein ſchweres Schickſal überall daraus hervorklingt, iſt mir in dieſem Betrachte ewig unvergeßlich.

Nur mit einem Liede, das man für ein höchſt patriotiſches hielt, und das ſehr im Brauch war, mit „des Deutſchen Vaterland“ von Arndt konnte ich mich nie befreunden. Die trockne Länderaufzählung und der wunderliche Refrain: „o nein! o nein! mein Vaterland muß größer ſein!“ hatten für mich etwas unwiderſteh-

lich Komiſches. Ich fing immer dabei zu lachen an, wenn das „Geographielied“, wie ich es nannte, geſungen wurde, bis ich einmal derb für mein Lachen und Spotten geſcholten, in Thränen ausbrach, und nun erſt vollends einen Widerwillen dagegen faßte, der mir auch redlich geblieben iſt. Damals war meine Unluſt an dem Liede inſtinktiv; jetzt weiß ich, worin der große Mißgriff beſteht, den der treffliche Arndt in dem Liede begangen hat. Das Negative iſt nämlich nicht erhebend ſondern niederſchlagend, und ein niederſchlagendes Vaterlandslied iſt eine betrübte Sache, deren mißliche Wirkung nicht aufgehoben wird, ſelbſt wenn die letzte Strophe ein Poſitives, als zu erreichendes Ziel hinſetzt.

Außer dieſer geſungenen Poeſie lernte ich aber auch frühzeitig die Schillerſchen und Götheſchen Balladen kennen, und wählte ſie, je länger ſie waren, um ſo lieber zu meinen Deklamationsübungen. Ich hatte damals ein ungemeines Wortgedächtniß, das indeß geſchwunden iſt, je ſtärker mein ſachliches Gedächtniß ſich entwickelte, eine Erſcheinung, die ſich bei lebhaften Kindern faſt regelmäßig wiederholt. Als ich zehn, eilf Jahre war, konnte ich die meiſten Schillerſchen und Götheſchen Balladen auswendig, und lernte einmal, da mein Vater mit einem unſerer Bekannten darauf gewettet hatte, in zwei

und einer halben Stunde die ganze Glocke von Schiller fehlerlos auswendig. Rhythmus, Klang und Reim waren mir so genußreich, daß ich es wie erfrischende Luft in mich aufnahm.

Das erste Drama, das ich gelesen habe, war der Correggio von Oehlenschläger. Ich hatte es in der Genesung nach dem Scharlachfieber in meiner Krankenstube erwischt, wo der Vater es liegen lassen, und ich hatte, als man es mir fortnehmen wollte, so lange betheuert, daß ich es verstände, und schön fände, bis man sich herbeiließ, meine Geschichtserzählung anzuhören, und mir das Buch nun für längere Zeit zu täglicher Lektüre zu vergönnen. Auch die Mehrzahl der Schillerschen und der Götheschen Dramen, den Götz, den Egmont, die Iphigenie, die natürliche Tochter und den Tasso lernte ich sehr früh, ich meine bald nach meinem eilften Jahre kennen, während ich gar keine Romane in die Hände bekam, und nur selten Gelegenheit hatte, das Theater zu besuchen.

Meinen ersten Theaterbesuch hatte ich mir verdient, als ich den ersten Komödienzettel geläufig lesen konnte. Es war die Ankündigung von Aschenbrödel gewesen, und ich hatte, da das Mährchen von Aschenbrödel mir altvertraut war, an dem Anschauen eines lebendigen

Aſchenbrödels ſo viel Vergnügen gehabt, daß man mir an dem bald darauf folgenden Weihnachtsfeſte einen kleinen Aſchenbrödelanzug gemacht hatte, den ich mit Wonne trug. Dann nahm man mich ſpäter mit meinem Bruder zuſammen einmal in die Zauberflöte mit, und wir ſpazierten danach eine lange Zeit immer zwiſchen zwei Stuhlreihen als Tamino und Pamina durch Feuer und Waſſer; und das ſind auch meine einzigen theatraliſchen Erinnerungen aus jenen Tagen, mit Ausnahme einer äußerſt komiſchen, die ſich an eine der größten Tragödien und an eine der größten tragiſchen Künſtlerinnen, an die Medea und an Sophie Schröder knüpft.

Ich mag etwa ſieben oder acht Jahre alt geweſen ſein, als die Schröder in Königsberg gaſtirte. Meine Eltern waren in die Medea gegangen, und da Königsberg damals noch eben ſo ſchlecht gepflaſtert als ſchlecht beleuchtet war, hatte man die Gewohnheit, ſich, wenn man keinen Wagen hatte, von dem Hausknecht mit einer großen Laterne, in der drei Lichte brannten, bei dem Wege zum und vom Theater, wie überhaupt am Abende, vorleuchten zu laſſen. Als Herrmann, ſo hieß der Hausknecht, in die Kinderſtube kam, um ſich einen Shawl geben zu laſſen, den er der Mutter für die Rückkehr nachzubringen Befehl erhalten hatte, fiel mir es ein

ihn zu bitten, daß er mich mitnehmen ſolle, ich wolle die Eltern auch abholen gehen. Das war nie geſchehen, war gegen alle Hausordnung, aber mein dringendes Bitten, und Herrmanns Glauben, daß die Eltern es als einen Spaß nicht übel nehmen würden, bewogen ihn und die Kinderfrau mir nachzugeben. Man zog mir alſo einen Pelz an, ſetzte mir die pelzverbrämte Sammetkappe auf, Herrmann nahm mich auf den Arm, ſeine Laterne in die andere Hand, und ſo gingen wir aus dem Kneiphof den Berg in die Höhe und nach dem Theater.

Ob wir dort zu früh angekommen ſind, ob mein Vater zufällig heraustrat und mich mit in das Theater hinein nahm, das weiß ich Alles nicht mehr. Nur des Weges erinnere mich, und des Augenblickes, in dem ich, dicht am Orcheſter, wo der Vater einen Platz hatte, — die Mutter ſaß anderwärts, — plötzlich die Schauſpieler in der befremdlichen Nähe vor mir erblickte. Sie ſahen mir groß und furchtbar wie Rieſen, und Alle mit ihren geſchminkten Geſichtern abſcheulich häßlich aus. Auch ihre lauten Stimmen klangen mir widrig, und ich wurde über den Schrecken erſt Herr, als die Schröder in ihrem Prachtgewande auftrat, und Etwas deklamirte, was mich feſſelte. Es waren ſicherlich auch wieder nur der Klang und

die Pracht der Sprache, die mich beherrſchten, und ich ſtarrte die berühmte Frau voll Verwunderung an, als ſie mit einem Male mit einer ſehr mächtigen tragiſchen Bewegung bis hart an den Soufleurkaſten herantrat, und ihr Geſicht in die Hände verhüllte. Alles war athemlos, ich ganz benommen. Plötzlich hebt ſie die Hände kaum merklich vor dem Munde auf, neigt ſich wie unter der Laſt des Schmerzes hernieder, die Worte: „Eſel! ſouflir Er!“ — dringen leiſe aber ganz vernehmlich in mein Ohr, — und aus allen meinen Himmeln geworfen, überfällt mich wieder der kaum überwundene Schrecken vor den Schauſpielern.

Daß ich nicht aufgeſchrieen habe iſt mir nur durch meinen großen Schreck erklärlich. Mein Vater, der den Ausruf der Schröder eben ſo vernommen hatte wie ich, lachte darüber. — Comödianten! ſagte er mit wegwerfendem Tone zu ſeinem Nachbar, aber mir war alle Luſt am Theater vergangen. Ich hatte ein gewiſſes Grauen davor, und da in den folgenden Jahren alle unnützen Ausgaben von den Eltern vermieden wurden, ſo bin ich durch lange Zeit nicht wieder in das Theater gekommen, und hatte volle Muße, den mir ſo widerwärtigen Eindruck zu überwinden.

Im Ganzen aber glaube ich, gehört das Theater

zu denjenigen Vergnügungen, welche man die Kinder und die Jugend zeitig und mit Vortheil genießen lassen kann, wenn man die Stücke passend auswählt in welche man sie führt; und man irrt entschieden, wenn man glaubt, der Eindruck, welchen das Theater machen soll, werde erhöht, wenn man ihn dem Menschen aufspart, bis er reifer geworden ist. Zweimal in meinem Leben bin ich zufällig Zeuge davon gewesen, als sechszehn Jahre alte Mädchen zum erstenmale einer dramatischen Aufführung beiwohnten. Es waren die Töchter einer sehr gebildeten Familie, sehr unterrichtete und für das Schöne empfängliche Mädchen. Die Eine sah den Don Karlos, die andere die Stumme von Portici als erstes Experiment, aber Beide hatten, ich weiß dafür keinen andern Ausdruck zu finden, nicht mit Illusion sehen lernen, und das Konventionelle, was die Schauspielkunst und die Bühne als ein Nothwendiges in sich tragen, kam ihnen lächerlich und störend vor. Der erhöhte Sprechton, die Costüme, die Bewegung der Coulissen, der Wechsel der Scenen, das Behaben der Diener welche mit den Requisiten hin und her gingen, die Chorgesänge, die Trikots, kurz alle jene Dinge, die man als Voraussetzungen hinnehmen muß, waren ihnen anstößig; und als sie dieses Mißgefühl dann überwunden

hatten, war ihr Verhältniß zu dem Theater durchaus kein höheres oder idealeres als das unſere, die wir uns von jeher gewöhnt hatten, von der Bühne herab Anregung zu den verſchiedenſten Empfindungen zu erhalten.

Zauberopern wie das Aſchenbrödel, der Freiſchütz, das alte Donauweibchen und ſelbſt die Zauberflöte, Stücke wie der Verſchwender von Raimund, machen einen durchaus guten und reinen Eindruck auf Kinder, und ihnen in jedem Winter ein oder ein Paar ſolcher Eindrücke zu bereiten, iſt gewiß nicht ſchädlich. Es wird ihnen plaſtiſch gemacht, was ſie annähernd aus ihren Büchern kennen, ihrem Nachahmungstriebe wird Stoff geboten, ihr Bedürfniß zum Erzählen in einer ganz beſondern Weiſe befriedigt, und ſie lernen, wie geſagt, ſich in die Bedingungen des Theaters finden, ſo daß ſie dann ſpäter nur befähigter ſind, die großen Meiſterwerke ohne Zerſtreuung und Verwirrung auf ſich wirken zu laſſen. Aber die Kinder, wie es in Berlin nur zu ſehr Sitte iſt, an das Niedrigkomiſche zu gewöhnen, ſie in Lokalpoſſen mitzunehmen, in denen ſich mehr oder weniger doch ein gut Theil Gemeinheit breit macht, das iſt ein wirkliches Verbrechen, und es kommt mir ein Grauen an, wenn ich gelegentlich von zehn, zwölfjährigen Jun-

gen die Verſe nachſingen, und die Witze erzählen höre, mit denen der Komiker Helmerding ſein Publikum beluſtigt. Man verſündigt ſich an der Kindheit wenn man das Geringe als gut genug, und als beluſtigend für dieſelbe anſieht. Nur das Beſte, innerhalb der Sphäre ſeines Verſtändniſſes, iſt dem Kinde angemeſſen. Es hat, wenn es nicht verdorben iſt, einen Zug zu dem Erhabenen, zu dem Wunderbaren, zu dem Rührenden, wie das Volk, das große Kind, für den ihm die Befriedigung von außen geboten werden muß. Seiner Luſt am Komiſchen weiß es dagegen ſelbſt ein Genügen zu ſchaffen. Die Familie, die Schule, die Lehrer und die Mitſchüler bieten ihm dafür den Stoff. Wer ſich ſeiner Schulzeit erinnert, wird mir darin Recht geben, daß man es nicht nöthig hat, den Hang zur Satire in den Kindern beſonders anzuregen, und etwas Spottluſtigeres als eine Mädchenſchule iſt gewiß nicht zu finden.

Auch in unſerer Schule, ſo ſtreng die Disciplin war, hat es uns nie an Stoff zum Lachen gefehlt. Da hatten wir den jüngern etwas ſchielenden Herrn Ulrich, den wir mit dem Vorgeben in Unruhe zu verſetzen wußten, daß ſein Bruder examiniren kommen werde; da hatten wir den alten, dicken und ſehr unbehilflichen Zeichenlehrer Herrn Weidner, der noch ein Zöpfchen,

ſteif wie ein Rattenſchwanz, in dem breiten Kragen ſeines ewigen grauen Rockes verborgen trug, und den wir auf alle erſinnliche Weiſe zu irgend welchen heftigen Bewegungen zu veranlaſſen ſuchten, bei denen das Zöpfchen dann plötzlich aus dem Rockkragen hervor ſprang. Es war ein Feſttag in der Klaſſe, wenn der Zopf nun einmal draußen war, und ſein Eigenthümer ohne es zu merken mit jeder Wendung ſeines Körpers den Zopf zu unſerm Vergnügen mitbewegte; und im Herausfinden des Komiſchen ſuchte ich meines Gleichen.

Meine Mutter beobachtete fein und hatte ein großes Nachahmungstalent, das ſie aber bei ihrer Gutmüthigkeit niemals zum Spott benutzte. Ich hatte das Auffaſſen des Komiſchen von ihr geerbt, konnte es jedoch an mir ſelbſt durchaus nicht wiedergeben, und beſaß dafür nur die gefährliche Fähigkeit, es mit ſchnellem Witzwort zu charakteriſiren. In der Schule, wo ich ohnehin beſtändig die Jüngſte unter ältern Gefährtinnen war, fanden meine Mitſchülerinnen das ganz reizend; zu Hauſe jedoch durfte ich davon Nichts erzählen, denn mein Vater verwies mir ſolche Aeußerungen jedesmal, und kam dann doch hie und da irgend eine zum Vorſchein, ſo brachte mich ein ſchweigendes Winken mit dem Kopfe von Seiten meines Vaters augenblicklich

zum Schweigen. Ueberhaupt fand ich mich bald von lauter Repreſſivmaasregeln umgeben, denn mein Fortſchreiten war den Eltern zu ſchnell, und ich ſollte durchaus noch ein Kind bleiben, da ich es wirklich noch war.

Meinem Verkehr mit den ältern Mädchen wurden Schranken geſetzt. Man lud ſie mir nicht ein. Zu den Tanten wurde ich, wenn Geſellſchaft dort war, nicht mehr mitgenommen wie ſonſt, und beſuchten mich die Couſinen und eine kleine Freundin, die, nur ein Jahr älter als ich, in den Klaſſen mit mir Schritt hielt, ſo wurden mir alle möglichen Lappen und Zeugreſte geſchenkt, damit wir für die Puppen ſchneidern, d. h. ſpielen, und uns als Kinder empfinden ſollten.

All ſolcher Zwang hindert und fördert aber wenig. Gegen die Nähereien für die Puppen hatte ich kein Widerſtreben, denn es kam dabei doch Etwas zu Stande, woran wir als an einem Selbſtgemachten wirklich Freude hatten; aber mit dem Spielen war es vorbei, und ſelbſt jenes Erfinden von Geſchichten, in die wir uns einlebten und in denen wir abwechſelnd die Handelnden machten, hielt nicht lange vor. Wir wurden es bald müde unſere auswärtigen Onkel und Tanten vorzuſtellen und uns von Dingen zu unterhalten, die uns im Grunde

gleichgültig waren und über die wir uns doch immer erſt verſtändigen mußten, wenn nur ſo viel geſunder Menſchenverſtand hineinkommen ſollte, als wir ſelber hatten. Wir kehrten, und das iſt gewiß das Geſundeſte, immer bald wieder zu uns ſelbſt zurück, und brachten die nächſten Jahre hin, ohne ſelbſt recht zu wiſſen wie. Die Zeit von meinem neunten bis zu meinem eilften Jahre iſt auch diejenige, von der ich die geringſten Erinnerungen habe.

Nur meine erſten bewußten Freuden an gewiſſen Natureindrücken fallen in den Zeitraum. Sie bezogen ſich jedoch meiſt nur auf ein Wohlgefallen an dem Wechſel der Jahreszeiten, und ſo wenig ſind Kinder im Ganzen der Abſtraktion fähig, daß mir niemals einfiel, ich hätte Freude an der Natur, oder ich freute mich auf den Frühling oder auf den Winter. Die Jahreszeiten und die angenehmen Empfindungen, welche ſie mir erregten, verkörperten ſich mir, wie einem Wilden, in gewiſſen Vorgängen, welche mit den Jahreszeiten zuſammenhingen. Ich meinte mich auf die Schlittbahn, auf den erſten Fiſchfang, auf die Kornblumen oder auf die Aepfelkähne zu freuen, während alle dieſe Dinge mir nur Zeichen für die Natureindrücke waren, mit denen ſie zuſammenhingen.

Bei uns in Preußen, wo der Winter so lang und so furchtbar kalt ist, daß man den nach der Schule gehenden Kindern wohl die Weisung giebt, von Zeit zu Zeit Nase und Ohren anzufassen, um sich zu überzeugen daß sie nicht erfroren sind, und wo es vorkommt, daß man einem Vorübergehenden zuruft, es sei ihm ein Glied erfroren, — bei uns ist der Beginn des Frühlings noch viel wohlthuender als in einem südlichen Klima. In unsern strengen Wintern hört der Wechsel von winterlichen und herbstlichen Tagen vollkommen auf. Wenn die helle Kälte einmal eingetreten, wenn der Pregel und das Haff einmal zugefroren sind, so bleibt es Winter durch Monate und Monate. Alle Flüsse und alle Seen, ja das frische und das kuhrische Haff werden zu Bahnen für den schnellsten Landverkehr. Von allen Theilen der Provinz kommen die kleinen ein- oder zweispännigen Schlitten mit Getreide und andern Landesprodukten beladen, auf den Markt, daß die engen Straßen vor Zufuhr schwer zu passiren sind. Auf jedem Schlitten sitzt, in seinen Schaafpelz eingemummt, die Pelzmütze oder die litthauische blaue Tuchkappe auf dem Kopf, welche Nacken, Brust und Gesicht bedeckt und nur die Augen frei läßt, der kutschierende Bauer oder Knecht. Masuren, Litthauer und Kuhren welschen ihre

Dialekte auf den Märkten durcheinander, und die polnischen Juden, in ihren schwarzen Kaftanartigen Pelzen mit den spitzen pelzverbrämten, noch ganz assyrischen Sammetmützen und den assyrisch gedrehten Locken an den Schläfen, tragen dazu bei, das winterliche Bild zu vollenden. Alles eilt in den Straßen, daß der rauchende Athem hinter ihm herfliegt; aus allen Schornsteinen steigen Rauchsäulen in die Höhe, die ganze Stadt wird zur Schlittbahn. Wer es ermöglichen kann, fährt im offenen Schlitten spazieren. Den ganzen Tag knallen die Schlittenpeitschen der Studenten durch die Straßen, die Mehrzahl der Wagen, die Posten selbst, werden auf Schlitten gesetzt. Man friert furchtbar in den Straßen, aber man will doch zum Vergnügen draußen sein, und die Nothwendigkeit sich zu erwärmen, macht die Menschen beweglich und munter. Hier steht ein Arbeiter, der gewaltsam die Arme über die Brust zusammenschlägt, dort springt ein Eckensteher von einem Beine auf das andre, weiterhin kauern sich Holzarbeiter um ein warmes Essen zusammen. Ueberall wird Holz und Brennmaterial gefahren, überall sind die Fenster dick befroren. Der Schnee liegt fest wie ein Parket auf dem Boden, Wochen hindurch, Monate hindurch; das Eis wird ein Paar Fuß dick auf dem Pregel.

Schwere Frachtwagen fahren zwiſchen den Schlittſchuhläufern und Spaziergängern auf dem Eiſe. Der Luxus an Schlitten und Pelzen gewährt einen luſtigen Anblick. Und dazu iſt der Himmel von einer unwandelbaren Klarheit, die Sonne funkelt auf dem weißen Schnee, die Sterne flimmern in den Nächten auf ihrem ſchwarzen Grunde. Man hört es aus den Zimmern, wie die Räder der Wagen ſchneidend ſchleifen auf dem Boden der Straße, alle Schlitten klingeln — es iſt Winter! Es iſt Winter in einer Weiſe, die zu ertragen ich jetzt für ein Unglück halten würde, die mir damals aber ſchön erſchien, denn wir Kinder litten nicht ſehr davon. Wir waren ziemlich abgehärtet. Auf den kalten Fluren und Treppen, in den kalten Küchen und Kammern hatten wir nicht viel zu ſuchen, und für die Straße weiß man ſich bei uns in Preußen wohl zu verſehen. Pelze, geſteppte und mit Pelz beſetzte Kappen, Filzſchuhe und Pelzkragen hielten uns warm, und das Gefühl bei der Heimkehr von der Nachmittagsſchule, aus dem Dunkel der Straße in das Licht der heimiſchen Wohnſtube, aus der Eiſeskälte in das warme Zimmer zu treten und den für die ganze Familie gedeckten Kaffeetiſch auf ſich warten zu finden, war gar zu köſtlich.

Hatte das dann bis in den März und April hin

gedauert, kam der heftige Thauwind, daß das Eis auf den Flüssen sich löste und auf den Straßen zerschmolz, so begannen als Frühlingsboten das Schaufeln des Schnees von den Dächern, das auch im Winter oftmals besorgt werden mußte um die Last nicht zu groß werden zu lassen, und das Aufeisen der Straßen, dem zuzusehen ich stundenlang, am Fenster stehend, nicht müde werden konnte. Endlich nach vielen Monaten hörte man wieder die Räder auf dem Steinpflaster rollen. Die gewohnte Winterpromenade auf dem gefrornen Pregel war vorüber, man fing wieder an gegen Abend am Bollwerk, das heißt am Kai des Hafens spazieren zu gehen. Dann kam ein milderer Wind, das Eis setzte sich in Bewegung, am letzten Ende des Bollwerks warfen die Fischer ihre Netze zum Stintfang aus, und um die Fischer her, deren hohe Lederstiefel von Wasser trieften, deren Hände roth geschwollen von dem kalten Wasser waren, zappelten und glitzerten Millionen der kleinen silbernen Fischchen in den Böten, und nicht lange währte es, so setzten im Philosophendamm sich die Wassermühlen in Bewegung, um die Wiesen zu entwässern.

Nun war es Frühling! In den Gärten der Gemüsezüchter begann das Graben. Ich roch den unver-

gleichlich erquickenden Duft der frischen Erdscholle, ich sah die Regenwürmer ihre langen röthlich braunen Leiber darin langsam bewegen. Die grauen pelzigen Palmen erschienen, an den Weiden wuchsen wieder die gelben Schäfchen, unsere Pappeln im Garten bekamen harzduftige Knospen, und die Schneeglöckchen drängten sich aus der Erde hervor. Nun war es Frühling!

Wir konnten wieder nach einem bestimmten Platze am Wall hin gehen, auf welchem Vogelkräuter und Mandelblümchen wuchsen, und je älter wir wurden, je mehr wurden wir in der Umgegend der Stadt heimisch. Was zu Fuß erreicht werden konnte, die Hufen, die neue Bleiche, der Sprind, Böttchershöfchen, die Kose am Pregel gelegen, und die Dörfer vor den Thoren, nach denen man mit den billigen Stellwagen gelangen konnte, wurden oft besucht. Man hätte auch Schöneres erreichen können, aber meines Vaters Geschäfte ließen ihm nur die spätern Abendstunden frei, meine Mutter war für weite Wege nicht stark genug. Wir waren in der Kindheit und in der ersten Jugend also schlechte Fußgänger geblieben, und Wagen für größere Ausflüge zu nehmen, hatten wir kein Geld. Aber einen Genuß bot der Sommer uns dar, den wir über alle andern schätzten: man konnte auf dem Schloßteich, auf dem

Pregel, man konnte auf dem Waſſer fahren. Wenn ich einmal auf dem Waſſer gefahren war, wenn ich einmal einen Kornblumenkranz von ſelbſtgepflückten Blumen auf dem Hut getragen, und Roſen von einer Mitſchülerin geſchenkt bekommen hatte, deren Eltern einen großen Garten beſaßen, dann war es Sommer! und in der größten Hitze in die Schule zu gehen, war mir ein Vergnügen, weil mir das die ſommerliche Empfindung ſteigerte. Irgend eines Gefühls, das man ein poetiſches oder lyriſches hätte nennen können, irgend einer Empfindung oder eines Gedankens, der von den Dingen ſelbſt abſah, bin ich mir nicht bewußt. Es freute mich das Grün der Bäume, es freuten mich die Blumen, das Singen der Vögel, die Wölkchen am Himmel, die Strahlen des Mondes in dem Waſſer. Ich liebte die Stille der Nacht, wenn ich einmal dazu gelangte, ſpät zu wachen, und die in Oſtpreußen lange dauernde Helle der Sommernächte zu gewahren. Aber es fiel mir dabei nicht ein an die Natur zu denken und daß ſie ſchön ſei, oder gar an Gott, der ſie geſchaffen haben ſollte. Mein Genuß war ohne alle Reflexion, das heißt rein ſinnlich, und ich glaube grade darum prägte ſich mir Alles ſo feſt und deutlich ein, daß ich im Stande bin, mir in jedem Augenblicke alle jene Zuſtände und Luft-

töne, ja ich kann ſagen den Duft der Jahreszeiten deutlich in das Gedächtniß zu rufen.

Im Herbſte, der bei uns in Preußen damals auch in den Haushaltungen noch Anlaß zu wirklichem Einherbſten gab, waren die klaren Morgen mit ihrer friſchen, ſcharfen Luft mir eine wahre Wonne. Mit meinem großen Bücherſack in die Schule zu gehen, wenn die Marktwagen in die Stadt fuhren, war mir eine Luſt. Der Duft der grünen Aepfel von den Wagen, das Schnattern der Gänſe, von denen man ebenfalls ganze Leiterwagen voll zum Verkaufe brachte, der ſtarke Geruch der Küchenkräuter, die man zum Einkellern in die verſchiedenen Häuſer fuhr, das Alles mahnte mich an die Traulichkeit des Winters, an des Vaters Geburtstag, der im November war, an das kommende Weihnachtsfeſt, und heute noch ruft mir der Geruch friſcher Gemüſe regelmäßig jene Herbſtmorgen zurück, in denen ich die Vorſtadt entlang zur Schule wanderte; denn der Geruch iſt der ſtärkſte Vermittler der Erinnerung.

Elftes Kapitel.

Nur zwei Jahre blieben wir in der Vorſtadt wohnen. Mein Vater hatte ein neues Geſchäft, einen Weinhandel unternommen, und da er ſeine Lager zum großen Theil in der Kneiphöfiſchen Langgaſſe, und der von ihr nach dem Kai herabführenden Kaiſtraße hatte, in der auch ſein Comptoir ſich befand, wurde unſere Ueberſiedlung nach dem Kneiphof für ihn wünſchenswerth.

Solche Betrübniß wie wir beim Verlaſſen des alten Hauſes in der Brodbänkenſtraße empfunden hatten, fühlte jetzt Keiner von uns, obſchon wir den Garten und den Hof verloren. Aber wir kamen wieder in meines Vaters unmittelbare Nähe, er konnte wieder mehr bei uns ſein, und da wir ein Haus am Kai bezogen, entſchädigte uns die Ausſicht auf den Pregel und auf die Schiffe für den Garten und den Hof.

Ich war in den zwei Jahren ein wahrer Leſewolf geworden, und was meine Mutter auch that, mich von

der überwiegenden Neigung zum Lernen, und von der Unluſt an jeder häuslichen Arbeit, ja von jeder Arbeit, die nicht geiſtig war, zu heilen, es ſchlug Alles fehl. Meine Mutter war darüber ſehr betrübt; ſie fühlte ſich perſönlich davon gekränkt. Zu Allem, was ſie trieb, was ich mit ihr treiben ſollte, mußte ich mit Strenge angehalten werden; zu Allem was der Vater in ſeinen wenigen freien Stunden mit mir vornahm, war ich aufgelegt und fröhlich. Ich fühlte das ſelbſt, ich war ſogar ſehr unglücklich, wenn die Mutter immer über mich klagte, ich quälte mich auch mit guten Vorſätzen, aber es blieb immer der alte Vorwurf, daß ich finſter und mürriſch ſei wenn ich Etwas zu leiſten hätte, daß ich Alles nur mit halbem Sinne und mit halben Händen thue, und wie die Mutter ſonſt meine Neigung zum Lernen angefeuert hatte, ſo zwang der Vater mich jetzt zu beſtimmten Verrichtungen im Haushalt, die ich Alle nur mit innerm Widerſtreben beſorgte, weil ich einſah, daß ſie im Grunde die Haushälterin eben ſo gut ausführen konnte, und daß man ſie mich nur machen ließ, eben weil ich ſie ungern und ſchlecht verrichtete. Wenig Tage vergingen, an denen mir die Mutter nicht vorhielt, daß Nichts widerwärtiger und unbrauchbarer ſei, als ein gelehrtes unpraktiſches Frauenzimmer, und daß

ich alle Aussicht hätte, ein solches zu werden; wenig Wochen, in denen der Vater mich nicht daran erinnerte, daß wir unvermögend wären, daß die Haushälterin so bald als möglich abgeschafft, und ich der Mutter, deren Gesundheit sehr schwankend war, eine Hilfe werden müßte. Ich konnte dann Nichts thun, als weinend versichern, daß ich das auch Alles einmal sehr gerne erfüllen wollte, wenn man es mich allein und ordentlich machen lassen würde, aber so nachzulaufen, das sei mir unausstehlich, und dafür könne ich doch etwas Andres und Bessres thun.

Im Grunde war ich dabei vollkommen in meinem Rechte. Kinder fühlen es sehr leicht heraus, ob das, was man ihnen aufträgt, etwas Zweckmäßiges und Nothwendiges ist, und dies besorgen sie in der Regel, weil es ihnen ein Gefühl von Wichtigkeit giebt, mit großem Vergnügen. Sie haben einen ganz bestimmten Trieb zum Helfen. Aber gegen die Verrichtungen, welche man ihnen nur als Uebung auferlegt, hegen sie eine ebenso bestimmte Unlust, und das erkannten die Eltern nicht. Hätte man mir z. B. aufgegeben, meine jüngeren Geschwister anzuziehen, oder sonst für sie zu sorgen, so hätte mir das Vergnügen gemacht. Aber durch die Stuben zu gehen und nachzusehen, ob irgend Etwas liegen

geblieben ſei, oder Nachmittags beim Kaffee den Zucker zu verſchließen wenn die Haushälterin alles Uebrige forträumte, das machte mich verdrießlich an und für ſich, und da die desfallſigen Klagen vor dem Vater immer von der Mutter ausgingen, machte es mich misмüthig gegen die Mutter, von der ich mir — ohne allen und jeden Grund — endlich einbildete, daß ſie meinen älteſten Bruder und meine Schweſter, welche durch den Tod der beiden Brüderchen lange die Jüngſte geblieben war, viel lieber hätte als mich.

Vielleicht wäre es beſſer geweſen, wenn der Vater mir manchmal bei meinen Vertheidigungen Recht gegeben hätte. Aber gegen den Tadel der Mutter, wie gegen den ſeinen, gab es keine Appellation, und da ich bei meinen Vertheidigungen immer ſehr erſchüttert und gerührt war, und leicht zu weinen anfing, was der Vater nicht leiden konnte, ſo endigten die Scenen in der Regel damit, daß die Ermahnung mit den Worten ſchloß: ſieh einmal in dem Spiegel, wie häßlich ein mürriſches Frauenzimmer ausſieht! Höre zu weinen auf, bitte die Mutter um Verzeihung, und nimm Dich zuſammen! —

Der Vater küßte mich dann, ich ging auch um Vergebung bitten, ohne irgend überzeugt zu ſein, daß

ich Unrecht gehabt, und nur der Vorſatz mir das Weinen abzugewöhnen, und mir womöglich neuen Tadel des Vaters zu erſparen, ſtand in mir feſt. Der Tadel der Mutter war mir, weil er ſich zu oft wiederholte, und bei ihrer Kränklichkeit auch heftiger wurde als die Sache es verdiente, allmählich gleichgültig geworden. Ich hielt die Mutter für ungerecht, und das um ſo mehr, weil mir in der Schule jetzt Niemand mehr den Vorwurf der Unordnung oder der Läſſigkeit zu machen hatte.

Ich war, als wir wieder in die Stadt zurückzogen, eilf Jahre alt, und eben in die erſte Klaſſe gekommen. Meine Mitſchülerinnen befanden ſich Alle zwiſchen dem dreizehnten und fünfzehnten Jahre, mein Selbſtgefühl nährte ſich daran, meine Zeugniſſe, die ich von jenem Zeitpunkte ab noch beſitze, erkannten mir muſterhaften Fleiß, muſterhafte Aufmerkſamkeit und Ordnung zu, ich wußte auch, daß ich fleißig und ordentlich ſei, und das machte mich gegen den häuslichen Tadel nur noch empfindlicher und reizbarer. Ich war glücklich bei meinen Lehrern, glücklich bei meinem Vater, nur bei der Mutter war ich es nicht, an der alle meine übrigen Geſchwiſter mit der größten Liebe hingen, und die es auch mir an keiner Art von Liebe fehlen ließ. Es iſt

das eines von den Räthſeln, die ſich in irgend einer Weiſe in den meiſten Familien wieder finden. Ich kann es mit der größten Beſtimmtheit ſagen, daß es nie in meinem Leben eine Zeit gegeben hat, in welcher ich im innerſten Herzen die Mutter nicht ſehr geliebt hätte; aber ich war ihr, ſo ſehr ſie Alles was ich Gutes haben mochte anerkannte, ja überſchätzte, nie ſo nach ihrem Sinne, wie ihre andern Kinder. Wir konnten uns nur in einzelnen Momenten recht aus dem tiefſten Weſen heraus zuſammenfinden, und weil die Mutter darüber eine Art von Bewußſein hatte, nahm ſie meine bisweilen überwallenden Zärtlichkeitsbezeugungen nicht immer mit dem herzlichen Entgegenkommen wie der Vater auf. Ich kniete z. B. überhaupt gern, und beſonders gern vor den Eltern, wenn ſie auf dem Sopha ſaßen und ſprachen, ich küßte ſie gern. Mein Vater ließ das Eine geſchehen und erwiderte das Andre, meine Mutter hieß mich bisweilen aufſtehen. Sie war im äußern Ausdruck ihrer Liebe nicht ſo warm als der Vater, und weniger geliebt, wie ich mich glaubte, trug das geringſte Mißempfinden, das ich fühlte, dazu bei, mich einer Seits in mich ſelbſt zurückzuweiſen, und andrer Seits mich immer ausſchließlicher an den Vater zu feſſeln.

Mit allem was ich in der Schule trieb war ich ohnehin auf ihn gewieſen, und es war mir dort mit dem Eintritt in die erſte Klaſſe in doppeltem Sinne ein neues Leben aufgegangen.

Wir hatten ſchon in der zweiten Klaſſe viel Geſchichte gelernt, viel deutſche Aufſätze gemacht, und auch eine beſondere Deklamirſtunde gehabt. Die deutſchen Aufſätze hatte ein Herr Motherby geleitet, ein höchſt gebildeter Kaufmann, der wie mein Vater in der Kriſis der Jahre zwanzig und einundzwanzig ſein Vermögen verloren und ſich, da er einer in Preußen anſäſſig gewordenen engliſchen Familie angehörte, zum Sprachlehrer für das Engliſche, Franzöſiſche und Deutſche gemacht hatte. Sein Unterricht in den Sprachen ſelbſt war vortrefflich, ſeine Behandlung der Stylübungen langweilig. Die Thema's, welche er uns gab, waren unfruchtbar, die Art in welcher ſie in der Stunde durchgenommen wurden, noch unfruchtbarer, und weder für die Entwicklung der Gedanken, noch für die Kunſt, ſie gut auszudrücken, konnte uns durch Herrn Motherby irgend eine Förderung erwachſen. Wir liebten die deutſchen Stunden nicht, dafür liebten wir die Geſchichtsſtunden und die Deklamationsſtunden um ſo mehr, aber hier hatte die Liebe

für den Lehrer bei den ältern Mädchen einen großen Theil des Enthusiasmus zu vertreten, den die Klasse in seinen Stunden zeigte.

Herr Neumann war noch Student, und ein hübscher, blühender, blonder Mensch. Sein Verhalten gegen die Klasse war würdig und tadellos, er hätte sich nicht anders betragen können, wenn er zwanzig Jahre älter gewesen wäre. Aber er war von Natur freundlich, die Freundlichkeit stand ihm gut, die Klasse fand ihn bezaubernd, und ein Paar von den Großen — d. h. von denjenigen, welche damals die ersten Bänke einnahmen und zum Theil schon zum Confirmandenunterrichte gingen, waren gradezu in ihn verliebt. Sie schnitten aus den alten Heften seine handschriftlichen Censuren aus, um solche Schnitzel zum Andenken zu behalten; eine Blume, die er etwa im Knopfloch getragen und liegen lassen hatte, weil sie welk geworden, war eine Reliquie, um die man sich stritt, und wem es zufällig einmal begegnet war, in einer Gesellschaft mit Herrn Neumann zu tanzen, der erzählte das Quartal hindurch von dem Ereigniß, und war, wie ich glaube, im Grunde sehr verwundert, daß Herr Neumann ihm noch keine Liebeserklärung gemacht hatte. Hörte man ihn kommen, so hieß es hie und

da: ach da kommt der Engel! Ging er, ſo lief man an das Fenſter, ihm nachzuſehen, und der äußerſt unſchuldige Gegenſtand aller dieſer Backfiſch-Zärtlichkeit hatte davon ſicherlich keine Ahnung.

Ich war am Anfang ſehr verwundert über das Gebahren, und da ich mit dem Worte ſehr raſch bei der Hand war, hatte ich, als eine der Aelteſten und Begeiſtertſten mir, der Jüngſten, die unverdiente Ehre erzeigte, mich zur Vertrauten zu machen, ſpottend den Vers recitirt: „der Mond, der wandelt ruhig fort, und läßt die Möpſe bellen!“ — Das Zutrauen der Liebenden und ihre gute Meinung hatte ich damit ein für alle mal verſcherzt; aber die Luft in einer Schulklaſſe iſt anſteckend, und bald fand ich ſo gut wie die Andern, daß Herr Neumann „einzig“ ſei, wenn ſchon ich keine eigentliche Herzenszärtlichkeit für ihn hegte. Das Beſte an der Sache war, daß wir ſehr fleißig arbeiteten um ihm zu gefallen, daß wir die längſten Gedichte auswendig lernten, und daß er alſo alle Urſache hatte, mit uns ebenſo zufrieden zu ſein, wie wir mit ihm.

Plötzlich verbreitete ſich die Nachricht, Herr Neumann werde abgehen, um ſeine Examina zu machen, auch Herr Motherby werde ſeine Stunden bei uns

aufgeben, und wir würden für Geſchichte und für alles, was mit der deutſchen Sprache zuſammenhing, einen neuen Lehrer bekommen.

Der Schrecken war groß. Die Ueberzeugung, daß für Herrn Neumann kein Erſatz zu finden, und daß ſein Nachfolger höchſt widerwärtig ſein werde, ſtand in uns Allen unumſtößlich feſt, und nachdem Herr Neumann von der gerührten Klaſſe Abſchied genommen hatte, ſahen wir im Voraus mit erhabener Geringſchätzung auf jeden Mann herab, der die Kühnheit haben wollte, den geliebten Lehrer zu erſetzen.

Endlich an einem Dienſtage um elf Uhr, zur Zeit der Deklamationsſtunde, öffnete ſich die Thüre, Herr Ulrich trat herein, hinter ihm ein kleiner Mann von etwa ſechs und zwanzig Jahren, in einem grünen Rock, er ſelbſt von unſcheinbarem Aeußern. Das war Friedrich von Tippelskirch, ein Kandidat der Theologie. Und der wollte uns Herrn Neumann erſetzen!

Ein Blick empörten Einverſtändniſſes flog von einem Auge zu dem andern. Wir fanden ihn häßlich, unſerer unwürdig, das Gemeingefühl erklärte ſich gegen ihn, und es war uns höchſt gleichgültig, als Herr Ulrich uns ermahnte, in unſerm bisherigen Fleiße auch bei dem neuen Lehrer fortzufahren, und Herr von Tippels-

kirch uns mit einer Stimme, die lange nicht ſo wohlklingend war, als die ſeines Vorgängers, verſicherte, daß er von unſerm guten Willen ebenſo überzeugt ſei, als wir es von dem ſeinigen ſein dürften.

Als Herr Ulrich die Klaſſe verlaſſen hatte, ſollte die erſte Schülerin Rechenſchaft geben über das, was wir bisher getrieben hätten. Es kam aber Alles verkehrt heraus. Herr von Tippelskirch ließ das alſo auf ſich beruhen, nahm ein Buch hervor, und ſagte, daß er uns Etwas vorleſen werde. Es waren Göthe's Gedichte. Er wählte Johanna Sebus. Kaum aber hatte er mit ſeiner dumpfen Stimme und einem uns ungewöhnlichen Pathos, die erſten Worte: Der Damm zerreißt, das Meer erbrauſt, die Fluthen ſchäumen, der Sturmwind ſauſt! — ausgeſprochen, als die ganze Klaſſe in ein lautes Lachen ausbrach, und übermüthig und ſpöttiſch wie ſolche Mädchenſchaar es iſt, dies Lachen gefliſſentlich ſteigerte. Ohne eine Miene zu verziehen, legte Herr von Tippelskirch das Buch aus der Hand, ſah uns ruhig an, und ſagte: ich werde warten, bis Sie fertig ſind! —

Das kam uns überraſchend, das war etwas Andres als die Heftigkeit und der Zorn des Direktors, etwas Andres als die zutrauensvolle Freundlichkeit des abge-

gangenen Lehrers. Wir waren erſchrocken, Alles wurde augenblicklich ſtill, Herr von Tippelskirch las die ſelben Verſe ganz in derſelben Weiſe noch einmal, es lachte Niemand mehr, und er hatte ſeine Herrſchaft feſtgeſtellt, wenn die Mehrzahl ſie auch noch mit Widerſtreben trug.

Als er fortging war Alles in Aufruhr. Die Einen fanden ihn grundhäßlich, die Andern lächerlich, die Dritten ſo unhöflich, daß man ſich es nicht gefallen laſſen dürfe und ihm durch Trotz beſſere Sitte beibringen müſſe. Es waren aber auch einige Mädchen da, auf welche er einen großen Eindruck durch ſeine ruhige Entſchloſſenheit gemacht hatte, und zu dieſen gehörte ich.

Er hatte in der Stunde das Gedicht durchgenommen und erklärt, wie ich bis dahin noch Nichts erklären gehört hatte. Das Gedicht, welches ich lange vorher auswendig gelernt, ſchien mir ein ganz andres geworden zu ſein. Verwunderung, Neugier und ein unbewußtes Gefühl von Verehrung machten mich auf den Fortgang dieſes Unterrichts begierig, und dieſer hielt weit mehr als ich zu erwarten verſtanden hätte.

Es kam mit Herrn von Tippelskirch ein anderer, ein höherer Sinn in unſern Unterricht. Bisher hatten wir gelernt, um „tüchtig zu werden und unſern Verſtand auszubilden“ wie Herr Ulrich es nannte, oder

wir hatten auch ohne allen Nebengedanken gelernt, weil wir eben in die Schule gingen und unſere Aufgaben machen mußten. Der neue Lehrer wies uns ein höheres Ziel, und ich werde es nie vergeſſen, wie zum erſten male die Worte an mein Ohr klangen: daß es die Aufgabe des Menſchen ſei, beſtändig ein ſittliches Ideal vor Augen zu haben, und dieſem nachzuſtreben mit allem Thun und Denken. Es fiel wie eine Offenbarung in mein Leben.

Was Herr von Tippelskirch für meine Mitſchülerinnen geweſen iſt, weiß ich nicht zu ſagen. Ueber mich gewann er in kürzeſter Zeit eine unbedingte Herrſchaft, und ich hatte in ſeine Worte und in ſein Weſen ein felſenfeſtes Vertrauen, weil ich tagtäglich den guten Einfluß fühlte, den er auf mich übte. Ihm, ſeiner ruhigen Milde, ſeinem ſanft aufklärenden Worte, ſeinem Eingehen in unſere Eigenheiten, verdanke ich perſönlich mehr, als allen meinen andern Lehrern zuſammen. Er brachte mich zu der Einſicht, daß das bloße Wiſſen unfruchtbar ſei, daß alles Lernen Nichts nütze, wenn es nur dem Kopfe zu Gute käme, und daß es der Güte und der Liebe bedürfe, um für ſich und Andre erſprießlich zu machen, was man geiſtig erwerbe.

Es war überhaupt mit unſerer Schule eine Wand-

lung vorgegangen. Noch als ich in der zweiten Klasse saß, waren die Knabenschule und die Mädchenschule getrennt und in verschiedene Gebäude verlegt worden. Mit der Knabenschule verband sich jetzt ein Pensionat, Madame Ulrich war also häuslich mehr beschäftigt, hatte den Unterricht in den Mädchenklassen fast ganz aufgeben müssen, und da auch Mademoiselle Aune ausgetreten war, so hatten einige neue Lehrerinnen ihre Stellen ersetzt. Es waren ein Fräulein von Derschau und eine Mademoiselle Kohlhoff, beide, eben so wie Herr von Tippelskirch, Anhänger des Prediger Ebel, der schon seit langen Jahren den Religionsunterricht in der Schule ertheilte — derselbe Ebel, der später, wie ich schon erwähnte, in dem Prozeß gegen die Mucker eine so traurige Berühmtheit erlangt hat.

Schon damals war man auf das Wesen der Ebelianer, auf ihre große Kirchlichkeit, auf die fast herrenhuthische Einfachheit mit welcher die Frauen sich kleideten, auf ihr festes Zusammenhalten, auf ihre Betstunden, auf ihre weitreichende Armenpflege aufmerksam geworden. Man nannte sie Pietisten, man nannte sie auch damals schon Mucker, und ich erinnere mich, daß es auffiel, wie unsere Schule mehr und mehr mit Lehrern besetzt wurde, welche Ebelianer waren. Man hatte

aber zu Ulrichs gesunder Vernunft großes Zutrauen, die Eltern der Schüler kannten auch Ebels Wirksamkeit an der Schule als eine durchaus vortreffliche, und wir Alle konnten keine bessern Lehrer und Lehrerinnen wünschen, als er und seine Anhänger uns waren.

Ich selbst hatte etwa von meinem achten Jahre ab den Religionsunterricht bei Ebel gehabt, und liebte ihn persönlich von ganzem Herzen. Eben als ich in seine Klasse kam, hatte er eine mir gleichaltrige Tochter verloren, und wie die Andern mir sagten, mich um deshalb noch herzlicher als gewöhnlich aufgenommen. Er war ein ziemlich großer, schlanker Mann, mit einem sehr edeln und ernsten Gesichte. Seine großen dunkeln Augen, seine bleiche Farbe und ein glänzend schwarzes Haar, das er gescheitelt und etwas länger als sonst üblich trug, gaben ihm einen besondern Ausdruck. Er hatte feine Hände, und wenn er diese gefaltet hatte und seine Augen zum Gebet erhob, sah er wirklich wie ein Apostel aus. Seine Stimme war ergreifend, sein Vortrag von großer Kraft! Man hatte immer den Glauben, daß er aus tiefstem Herzen spreche, und ich bin auch jetzt noch überzeugt, daß dieses sein Fall war.

Gleich in einer der ersten Stunden, welche wir bei ihm hatten, kam es zwischen mir und ihm zu einer

wunderlichen Erörterung. Wir hatten bis dahin bei Madame Ulrich die Bibliſchen Geſchichten von Kohlrauſch geleſen. Ebel trug uns dieſelben frei und mündlich vor, und ſei es nun daß dieſe mir neue Weiſe, mir für Unterbrechungen geeignet, oder gar wie eine Art von Unterhaltung ſcheinen mochte, — genug, als Ebel uns die Geſchichte von der Schlange erzählte, ſagte ich mitten in der Stille der Stunde ganz laut: das glaube ich nicht, Schlangen können nicht ſprechen!

Ebel ſah mich an und fragte, wer mir das geſagt habe? Ich verſetzte, das hätte mir Niemand geſagt, das wiſſe ich von ſelbſt, kein Thier könne ſprechen. — Gewiß nicht! bedeutete Ebel, wenn Gott es ihm nicht giebt! —

Ich verſtummte. Das war auch gewiß Alles, was Ebel in dem Augenblicke beabſichtigt hatte, aber meine Zweifel waren nicht beſchwichtigt, und an irgend ein Wunder geglaubt zu haben, kann ich mich überhaupt nicht erinnern.

Mein Unglaube hatte übrigens meine Neigung für Ebel, und ich denke auch ſeinen Antheil für mich, nicht vermindert. Er war immer gut und freundlich zu uns Allen. Sein Unterricht war durchaus einfach, ohne alle Ueberſpannung, ſeine Morallehren völlig unſerm Ver-

ſtändniß angemeſſen. Er muthete uns keine Art von Selbſtverläugnung zu die über unſerm Alter lag, er nahm uns nicht, wie man es ihm nachgeſagt hat, die Freude und die Luſt an den Außendingen, und die Art und Weiſe, in welcher er uns ſpäter die Geſchichte Chriſti und namentlich die Paſſionsgeſchichte erzählte, ſchwebt mir als ein Meiſterwerk feuriger, lebengebender Beredſamkeit vor. Er machte, daß wir an Allem mit dem Herzen Theil nahmen, daß wir ein menſchliches Mitgefühl mit den Perſonen der chriſtlichen Geſchichte empfanden, daß die Geburt des Chriſtkindes uns freute, daß wir den liebevollen Jeſus liebten, daß ſein Tod uns ſchmerzte, wie wenn es einen Mitlebenden gegolten hätte, und erſt als wir, ich möchte ſagen, menſchlich Eins geworden waren mit Jeſus, hob er ihn aus dem Bereich, in welchem wir ihn hatten erfaſſen können, zu einer höhern Sphäre, zum Gottmenſchen und Gottesſohn empor, unſere menſchliche Liebe in anbetende Verehrung umgeſtaltend. Es war das der Weg, den die Menſchheit ſelbſt in ihrem Verhältniß zu dem Gekreuzigten genommen hatte, und grade darum war er ſo wirkſam. In wie weit Ebel dabei ſeinem Inſtinkte oder einer Berechnung folgte, das war für uns völlig gleichgültig.

Mit dem Auswendiglernen von Geboten, Glaubensſätzen und Liedern hielt er es auch ſehr vernünftig. Wir lernten die Erſtern nur, weil das nothwendig war, aber die Erklärungen waren edel und förderlich, und von Geſängen lernten wir Nichts als die wirklich ſchönen: die Lieder von Gerhard, von Flemming, von Luther und die ihnen ähnlichen: Lieder an deren Verſen ich noch oft eine Freude habe, ſo weit meine jetzige Ueberzeugung auch von dem Standpunkte abliegt, auf welchem jene frommen Dichter ſich befanden. Mit einem Worte: Ebels Wirkſamkeit an der Schule war eine höchſt liebevolle, höchſt förderliche und ganz ungetrübte. Und dies Zeugniß werden ohne alle Frage meine ſämmtlichen Mitſchülerinnen nicht nur ihm, ſondern allen ſeinen Anhängern, ſo viel ihrer unter uns thätig waren, eben ſo dankbar geben als ich.

Was nun Herrn von Tippelskirch anbetraf, ſo hatte er nicht das fortreißende Feuer von Ebel, aber dafür, wenigſtens nach meinem Empfinden, eine noch überzeugendere Ruhe und eine Liebe für alles Gute und poetiſch Schöne, die mich feſt zu ihm hinzog. Alle ſeine Aufgaben nöthigten uns zum Nachdenken, aber es war nicht unſer Scharfſinn, den er in Bewegung ſetzte, ſondern unſer Gemüth. Bald erklärten wir einen ſinn-

vollen Schillerſchen oder Götheſchen Spruch, bald ſchrieben wir Herderſche Paramythien auf, die er uns vorgeleſen hatte, bald übertrugen wir Gedichte, die er genau ihrer Bedeutung nach mit uns durchgenommen hatte, in Proſa, und machten unſere eignen Bemerkungen dazu, und hie und da geſchah es auch wohl, daß er uns aus dichteriſchen Reiſewerken vorlas, die wir dann in Briefform oder in Form eines Berichtes wiederzugeben hatten.

Mir wurden dieſe Aufſätze zum größten Genuſſe. Ein Theil meines geringen Taſchengeldes ging darauf hin, das ſchönſte Papier und die feinſten Deckel für meine Hefte zu beſchaffen, und ich wüßte nicht, daß ich in der Zeit irgend eine liebere Beſchäftigung gekannt hätte, als deutſche Aufſätze zu ſchreiben.

Ich war Etwas über zwölf Jahre alt, als Herr von Tippelskirch uns einmal die Schilderung einer Beſteigung des Aetna und einen Sonnenaufgang auf demſelben vorlas, die wir nacherzählen ſollten. Ich machte mich, weil die Beſchreibung mir ſehr gefallen hatte, mit Eifer an die Arbeit, und da ich die Fähigkeit gewonnen hatte, ſolche Aufſätze gleich in der Reinſchrift anzufertigen, brachte ich zwölf oder vierzehn Seiten zuſammen, in denen ich allerlei Eignes dem Gehörten beimiſchte, und viel Sternenlicht und Morgenroth und Alpenblumen,

und was mir ſonſt noch an derartigem Material zu Gebote ſtand, verwendete. In der Freude an der Arbeit hatte ich aber wahrſcheinlich verſäumt ſie ordentlich durchzuleſen, und erſchrak daher nicht wenig, als ich mein Buch zurück erhielt, und mit der feinen Handſchrift unſeres Lehrers die ſündhafte Zahl von zehn Fehlern angemerkt fand, denen obenein noch eine lange Nachſchrift folgte. Sie lautet alſo: „Obſchon durch Unachtſamkeit zehn Fehler in dem Aufſatze ſind, iſt er dem Inhalte nach ſehr gut. Die Phantaſie der Verfaſſerin, dieſe eben ſo ſchöne als gefährliche Gottesgabe kann ihr einſt eben ſo viel Freude und Glück gewähren, als Schaden, wenn ſie dieſelbe nicht ſtets unter dem ſtrengſten Zügel der Vernunft und Sittlichkeit erhält!“

Herr von Tippelskirch ſprach kein Wort über dieſe Nachſchrift, ſondern tadelte mich nur über die Schreibfehler, mir jedoch lag die Cenſur den ganzen Morgen fortwährend im Sinne. In der Klaſſe machten ſie Witze über das Prädikat „die Verfaſſerin“ das ſonſt nicht gebräuchlich bei den Unterſchriften war, und ich hatte eine Mißempfindung darüber, daß mein guter Aufſatz mir eigentlich Nichts eingetragen hatte, als eine Ermahnung, zu der irgend welchen Anlaß gegeben zu haben, ich mir nicht bewußt war. Was hatte ich

denn verbrochen, daß ich beſonders zur Vernunft und Sittlichkeit ermahnt werden mußte? Was ſollte der Vater von der Unterſchrift denken, dem ich meine Cenſuren regelmäßig vorzulegen hatte?

Der Vater machte jedoch gar keine Bemerkung darüber, und die Sache ging im Augenblicke vorbei. Aber im Innern beſchäftigte mich doch die Frage, was es mit meiner Phantaſie wohl auf ſich haben möge, und ob ich, da die Aufſätze mir ſo gut gelangen, nicht auch Gedichte machen könnte? Es kam jedoch, weil wir weit mehr als billig und geſund mit Arbeit überhäuft waren, zu poetiſchen Verſuchen niemals. Wir hatten buchſtäblich an den Schultagen keine Zeit dazu, denn wir waren häufig genöthigt, auch noch eine Stunde nach dem Abendeſſen an die Beendigung unſerer Aufgaben zu wenden, und die einzigen Verſe, welche ich in meiner Kindheit gemacht habe, wurden in den Zwiſchenſtunden auf ein Blättchen des Diariums geſchrieben. Sie galten der Freude über Umſchlagetücher von Bourre de soie, welche meine liebſte Freundin und ich erhalten hatten, und ſie waren recht ſchlecht und kindiſch.

Neben den Anſprüchen, welche die Schule an uns machte, wurden im Hauſe die Anforderungen an mich ebenfalls größer, und die ganze Erziehung ernſter und

ſtrenger. Es waren nach dem Tode unſerer Brüderchen, während wir in der Vorſtadt wohnten, zu mir und meiner Schweſter Clara noch zwei Mädchen hinzugekommen, eine fünfte Tochter wurde den Eltern geboren, bald nachdem wir an den Kai gezogen waren, und obſchon meines Vaters Geſchäfte wieder aufwärts gingen, waren ſeine Sorgen und die Arbeit und Mühe meiner Mutter bei einer Familie von ſieben Kindern, bei einem Haushalt, der durch die im Hauſe lebenden Commis noch beſchwerlicher wurde, doch übermäßig groß. Meiner Mutter Geſundheit hatte durch ihre Wochenbetten, durch Sorgen und Beunruhigungen ſehr gelitten; ſie ſollte ſich ſchonen, der Vater ermahnte dazu und that für ſie was er konnte; aber bei einer ſolchen Kinderſchaar iſt für eine gewiſſenhafte Mutter an Raſt und Pflege nicht viel zu denken, am wenigſten, wenn ſie gezwungen iſt auf jede Weiſe zu ſparen, und wenn dem Hauſe und der Familie daneben das Nothwendige gewährt, und der Anſtrich der Wohlanſtändigkeit erhalten werden ſoll.

Was meine Mutter in dieſen Jahren geleiſtet hat, war bewundernswerth; was ſie meinem Vater durch ihre Bereitwilligkeit zu jeder Einrichtung, durch ihre Zufriedenheit und Genügſamkeit geweſen iſt, das kann

nur eine Frau mit einem ſehr liebevollen Herzen ſein, und es war dabei ſehr in Rechnung zu bringen, daß ſie im Reichthum erzogen, und daß Nahrungsſorgen und Entbehrungen ihr in ihrer Jugend fremd geweſen waren.

Bald nachdem wir in die Stadt gezogen, hatte mein Vater neben dem Weinhandel, den er im Großen betrieb, es für zweckmäßig erachtet, in den Souterrains unſeres Vorderhauſes eine Weinſtube zu eröffnen. Das Haus beſtand nämlich aus zwei Gebäuden, dem in der Langgaſſe gelegenen Vorderhauſe, und dem Hinterhauſe am Kai, das wir bewohnten, die durch ein langes Zwiſchengebäude voll Kammern und Remiſen verbunden waren. Während nun der Vater perſönlich auch den Detailhandel in der Weinſtube leitete, und den Fremden, wenn es ſein mußte, den Wein ſelbſt reichte, den ſie beſtellt hatten, übernahm meine Mutter es, tagtäglich die Bereitung der Speiſen zu überwachen, die Köchin zu kontrolliren, täglich mehrmals die beiden Treppen hinunter und ein Ende über die Straße zu gehen, um Alles in der Küche der Weinſtube in Ordnung zu halten, und nie — ſo beſchwerlich es ihr ſein mußte — habe ich ein Wort der Klage darüber von ihr gehört, nie auch nur die Aeußerung von ihr vernommen, daß

es ihr ſchwer oder mühvoll ſei. Eben ſo tapfer trug mein Vater ſeine Sorgen.

Dreißig Jahre lang habe ich an ſeinem Tiſche mein Brod gehabt, nie iſt ein Wort der Sorge während der Mahlzeiten, nie ein Wort von ſeinen Geſchäften im Hauſe, über ſeine Lippen gekommen. Wenn er kalt und durchfroren aus ſeinen Speichern und Lägern nach Hauſe kam, klagte er nicht über die Kälte, die er gelitten, ſondern pries die Wärme, welche ihn zu Hauſe erwartete. Wenn er müde und matt in der Sommerhitze heim kam, hatte er freundliche Worte über den Schatten in den Zimmern, und was dies Menſchenpaar einander an Liebe und Erleichterung, an Theilnahme und Freude bereiten konnte, das haben ſie einander ihr Leben lang redlich geleiſtet.

Wenn der Vater nach Hauſe kehrte, fuhr er ſich mit einer ſchnellen Bewegung durch ſein reiches, ſchon im dreißigſten Jahre ergrautes Haar und über die ſchöne Stirn, als wolle er nun Alles verſcheuchen, was ihn drückte. Dann umarmte und küßte er jedesmal die Mutter und diejenigen von uns, die ihm zunächſt waren, und dann ſetzte er ſich nieder, ſein Mahl zu verzehren. Wenn er kam, ſtand Alles ſchon bereit, er nahm alle Mahlzeiten mit uns gemeinſam ein. Für jede Mahlzeit,

ſelbſt für den Imbiß, wurde, was auch im Hauſe zu thun ſein mochte, der Tiſch in aller Form gedeckt, und wenn das Tiſchzeug auch allmählich dünn und voller Ausbeſſerungen, das Geſchirr auch geringer geworden war: in der alten formvollen Lebensweiſe wurde nicht das Geringſte geändert, ja ſelbſt die Möglichkeit Andern beizuſtehen und zu helfen, ſuchten und wußten die Eltern ſich zu erhalten.

Es hatten von jeher ein Paar unbemittelte Bekannte des Hauſes an beſtimmten Tagen bei uns zu Mittag gegeſſen. Der Eine, ein alter, ſehr braver Mann, war einſt Commis bei meinem Großvater väterlicher Seits geweſen, und lebte nun als Junggeſelle in einem beſcheidenen Stübchen, von den Zinſen ſeines kleinen Vermögens. Er hieß Götting, war aus Altona gebürtig, und ein Muſter wohlanſtändiger Dürftigkeit. Der Andere war ein Schleſier, ein jüdiſcher Student der Medicin, und Beide blieben unſere Gäſte nach wie vor, wenn auch der Tiſch nicht mehr ſo gut beſetzt war, als früher. Ich ſelbſt war damals ein ſehr mageres und bleiches Kind, hatte oftmals Kopfweh, und der Onkel Doktor, ſtatt zu rathen, daß man mich nicht ſo viel arbeiten laſſe, hatte angeordnet, daß man mich mäßig ernähre, und daß ich weder Kaffee noch Bier

genießen ſolle. Ich hatte Beides ohnehin nie gemocht, die Verordnung war mir alſo nichts weniger als unangenehm; indeß dem alten Götting, der uns Kinder alle hatte geboren werden ſehen, und der uns lieb hatte, fiel es auf. Er bot mir ein paar Mal aus ſeinem Glaſe zu trinken an, ich ſchlug es mit der Bemerkung aus, daß ich kein Bier bekommen ſolle, und er ſchwieg. An einem Nachmittage blieb er einmal länger da, als es ſeine Art war, und als der Vater ſchon wieder in das Comptoir gegangen und Herr Götting mit meiner Mutter allein war, kam er ſehr verlegen an ſie heran, küßte ihr die Hand, was er ſonſt nicht that, und ſagte: Madame! wenn ich auch nicht darüber rede, ich ſehe doch, daß Sie ſich ſehr einſchränken. Aber entziehen Sie dem mageren Kinde das Bier nicht. Ich will lieber auf meinen Tiſch verzichten, nur das Kind ſoll Nichts entbehren! — Ihm waren dabei die Augen voll Waſſer, und der Mutter liefen die Thränen herunter, als ſie ihm, gerührt von ſeiner Liebe für mich, betheuerte, daß nur des Arztes ausdrücklicher Befehl ſie bewogen habe, mir alle erhitzenden Getränke zu entziehen; und der alte Mann gab ſich damit denn auch zufrieden, und blieb Dienſtags und Freitags unſer Gaſt. Aber die Eltern haben ihm Beide den Zug nicht vergeſſen, haben

ihn mir Beide erzählt, und den alten Mann, als er krank und ſchwach wurde und es uns wieder wohl und gut ging, bis an ſein Ende treu gepflegt. — Auch dem Studenten wußte die Mutter mit der größten Rückſicht auszuhelfen, indem ſie ihm abgelegte Kleidungsſtücke meines Vaters zurecht machen ließ, und während ſie ſelbſt ſich viel verſagte, während ſie manches nicht ſchaffen konnte, was ſie gern für uns gehabt hätte, war ſie immer bereit und hilfreich, den beiden Schweſtern meines Vaters, deren Männer in derſelben Zeit wie er ihr Vermögen verloren und die ebenfalls große Familien hatten, beizuſpringen und ſie zu unterſtützen, wie es irgend anging. Die Mutter war neidlos und ſelbſtlos wie wenig Andere.

Obſchon mir nun eigentlich Nichts fehlte, was ich zu vermiſſen verſtanden hätte, wußte ich doch genau, daß wir unbemittelt waren, und der Vater hielt darauf, mich dies nicht vergeſſen zu laſſen. Bei allem was ich lernte, ſchärfte er mir ein, daß ich fleißig zu ſein habe, einmal, weil der Unterricht Geld koſte, das ihm zu erwerben ſchwer falle, und zweitens, weil ich bald anfangen müſſe, meine jüngern Geſchwiſter zu unterrichten. Das galt namentlich von der Muſik, zu der ich keine große Luſt bezeigte.

Man hatte ſchon im ſiebenten Jahre mich darin zu unterrichten angefangen, und ich hatte Anfangs ſchnelle Fortſchritte gemacht. Mein Lehrer, eben jener Herr Wiebe, deſſen ich ſchon früher als eines entſchiedenen Romantikers und eines ſehr hübſchen Menſchen erwähnt, gab ſich Mühe mit mir, und ich hatte ihn ſehr lieb, ja ich war eigentlich verliebt in ſeine Schönheit, für die Kinder ſo überaus empfänglich ſind. Er war ſchon bruſtleidend als mein Unterricht begann, und nach Jahr und Tag hatte das Uebel ſo ſehr zugenommen, daß er oft Monate lang im Winter das Zimmer nicht verlaſſen konnte. Ich ging dann alſo zu ihm meine Stunden zu nehmen. Er wohnte auf dem Königsgarten in einem alten Hauſe, aber in einer ſehr freundlichen Parterrewohnung, welche ſeine Mutter, die mit ihren ſchneeweißen Haaren noch eben ſo hübſch ausſah als ihr Sohn, wie ein wahres Schmuckkäſtchen geordnet hatte und erhielt. Ueberall hingen Bilder, immer blühten Blumen an dem Fenſter, immer duftete es nach Reſeda, und ſelbſt wenn es draußen regnete und ſtürmte, war es bei Madame Wiebe wie im Frühling.

Mein Vater gab mir, wenn ich in die Stunde ging, jedesmal die Marke für den Lehrer mit, und zugleich eilf Groſchen, die ich in eine beſtimmte Spar-

büchſe thun mußte, aus welcher dann die Mutter am Ende des Monats die ſechs Thaler für ſechszehn Unterrichtsſtunden zahlte. Es ſollte mir das, wie geſagt, den Werth der Stunden einſchärfen. Wie es aber geht, daß auch geſcheute Kinder auf Dummheiten verfallen, und wie es mir mein Leben lang im Beſondern ergangen iſt, daß wenn ich einfältig war, es immer eine große Dummheit gab, ſo hatte ſich in meinem Kopfe, als ich etwa zehn Jahre alt war, der Gedanke feſtgeſetzt, meine blaue Marke ſei eben ſo gut Geldeswerth wie etwa die Treſorſcheine, welche damals im Umlauf waren. Da paſſirte es mir, daß ich eines Tages auf dem Weg zur Stunde meine Marke verlor. Ich befand mich auf dem Königsgarten, wußte, daß ich die Marke auf dem Prinzeſſinplatz noch in der Hand gehabt hatte, und fing nun an den Weg zurückzulegen, um das blaue Schnippschen Papier — um wie ich glaubte, die eilf Groſchen zu ſuchen, welche zu erwerben dem Vater ſo ſchwer fiel. Während ich gegangen, war leichter Schnee vom Himmel gefallen und liegen geblieben, und ich wanderte nun immer hin und her, mit den Füßen den Schnee fortſchiebend, um die Marke zu entdecken, wobei mir die Thränen reichlich aus den Augen rollten. Endlich war Herr Wiebe unruhig darüber geworden, daß ich

nicht zur Stunde kam, weil die Eltern in ſolchem Falle ſonſt regelmäßig abſagen ließen. In der Beſorgniß, daß ich auf dem Wege zu Schaden gekommen ſein könne, hatte mir Madame Wiebe ihr Dienſtmädchen entgegen geſchickt, das mich denn mit ſich nahm, und halb erfroren, aufgelöſt in Thränen langte ich bei den guten Menſchen an, ihnen ſchluchzend mein Unglück zu erzählen.

Anderthalb Jahre ſpäter, im Anfang des Frühjahres, ſtarb der ſchöne, ſanfte Menſch, und ich bekam in einem Herrn Thomas, der ſich einen Eleven der engliſchen Muſikſchule nannte, und mich meiſt nur Sachen von Clementi und Field ſpielen ließ, einen neuen Lehrer. Er erklärte, mit dem hübſchen, geſchmackvollen Vortrag ſei es gar Nichts, Gründlichkeit ſei die Hauptſache. Mit Gefühl zu ſpielen, worauf Wiebe großen Werth gelegt, das erlerne jedes Frauenzimmer von ſelbſt. Geläufigkeit hätte ich mehr als mir gut ſei, aber nun ſolle ich den Ernſt der Muſik kennen lernen, und wenn ich dabei Jahr und Tag Geduld haben wollte, dann ſollten wir erleben, was damit gewonnen ſein würde.

Meinen Eltern, die von Muſik Beide Nichts verſtanden, machten ſeine Reden, die er mit einer gewiſſen Derbheit vorbrachte, einen Eindruck. Um alſo mit dem

Ernſte gleich Ernſt zu machen, wurde mir Clementi's „Einleitung in die Kunſt das Klavier zu ſpielen“ angeſchafft, und ein ganz erbarmungsloſes Tonleiter- und Etüdenſpiel wurde nun plötzlich mein täglich Brod. Langweiligere Stunden als dieſen Muſikunterricht habe ich nie ausgeſtanden. Ich nahm meine Lektionen am Mittwoch und Sonnabend von drei bis vier Uhr. Dann hatten wir Beide Mittag gegeſſen, mein Lehrer und ich, ich war unluſtig, mein Lehrer ſchläfrig, ich orgelte und dudelte gleichgültig meine Tonleitern und Etüden herunter, mein Lehrer nickte bisweilen dabei ein, und ermunterte ſich dann plötzlich, um mit ſeinen dicken Fingern ein paar Mal über die Taſten hin und her zu fahren, und mir mit hervorgeſtoßenen Worten ſeinen Tadel auszuſprechen. Ich dankte immer Gott wenn er ſeine Marke in der Taſche und ich meine Stunde beendigt hatte.

Schlimmer noch als die Stunden waren aber die Uebungen. Der Mangel an Einſicht macht wortgläubig. Mein Vater ſchwor daher unbedenklich zu des Lehrers Fahne, und ich durfte in der täglich feſtgeſetzen Uebungsſtunde jetzt auch abſolut Nichts als meine Etüden ſpielen. Weil ich dieſe nun leicht auswendig behielt, kam ich auf den Ausweg, mir ein Buch auf das

Notenheft zu legen, und die ganze Stunde hindurch seelenvergnügt und nach Herzensluſt zu leſen, während ich die Tonleitern und die Etüden abhaspelte. Kam Jemand in das Zimmer, ſo ſetzte ich mich auf das Buch, und ich habe dies Verfahren Jahre hindurch mit Beharrlichkeit durchgeführt, ohne daß man es gewahr worden wäre. Ja ich hatte es in dieſem mechaniſchen Spiel zu ſolcher Sicherheit gebracht, daß ich ſpäter auch bei größern Muſikſtücken ruhig leſen konnte, wenn die Sachen mir erſt einmal im Gedächtniß und in der Hand feſt ſaßen. Welch ein ſinnloſes Spiel das gab, brauche ich nicht erſt zu ſagen.

Wie es dabei zuging, daß ich dennoch vorwärts kam, begreife ich nicht. Ich erlangte aber allmählich die Zufriedenheit meines Lehrers, er ſchenkte mir zur Erinnerung an meine Fortſchritte eine Clementiſche Sonate, und wußte ſich ſehr viel mit ſeinem Unterricht, der mir immer läſtig blieb, weil ich den Lehrer nicht mochte. Man ſagte, er ſei früher Zimmermann geweſen, und irgend Jemand hatte in meiner Gegenwart die Bemerkung gemacht: weil Zelter, der einſt Maurer geweſen, ein großer Muſiker geworden, und dabei zufällig grob ſei, ſo halte ſich Herr Thomas, weil er Zimmermann geweſen und ungeſchliffen ſei, auch

für einen großen Muſiker. Empfänglich für das Komiſche und für den Witz, wie ich es war, verdarb der Ausſpruch die Sache vollends. Ich hatte von da ab gar kein Zutrauen mehr zu meinem Lehrer, und ohne darüber zu ſprechen, fing ich an, auf meine eigene Hand andere Dinge zu üben, als die, welche man mir aufgab. Da ich zu neuen Muſikſtücken nicht immer gelangen konnte, entſtand in mir das Verlangen, mir ſelbſt Etwas zu erfinden. Herr Wiebe hatte oftmals, wenn er bei uns geweſen war, lange im Dämmerlichte am Klavier phantaſirt, und weil mir das ſo angenehm geweſen war, wollte ich mir gern ſelbſt das Vergnügen bereiten, das ich damals empfunden hatte. Aber ſo oft ich mich auch im Dämmerlichte hinſetzen mochte, ich konnte die erſehnte Muſik nicht erzeugen; ja ſelbſt der Verſuch, gehörte Melodien wiederzugeben, ſcheiterte faſt gänzlich. Nur den eigentlichen Stock der Melodie, ſo weit er rein und ohne ſchwierige Uebergänge war, brachte ich zu Stande, für alle Modulationen, obſchon ich ſie deutlich im Sinne hatte, und ſie mir auch vorſingen konnte, vermochte ich auf dem Inſtrumente die entſprechenden Töne nicht zu finden. Es war als erlöſche urplötzlich der Ton in meinem Gedächtniß auf dem Wege nach der Taſte, und ich gewann für mein Theil

ſchon damals die feſte Ueberzeugung, daß ich keine muſikaliſche Begabung hätte. Meine Luſt am Klavierſpiel nahm dadurch noch mehr ab. Ich ſprach es auch aus, daß ich kein Talent hätte, erzählte den Eltern und ſelbſt Herrn Thomas, welche Bemerkung ich über meine mangelhafte muſikaliſche Fähigkeit gemacht, und bat, den Unterricht nicht weiter fortſetzen zu dürfen.

Mein Vater hörte jedoch auf meine Vorſtellung ganz und gar nicht. Daß man beſonders für die Muſik organiſirt ſein müſſe, ſah er, trotz ſeines Verſtandes, damals doch noch als ein Vorurtheil an. Er erzählte mir, wie die ruſſiſchen Edelleute ſich die prächtigſten Kapellen aus ihren leibeigenen Bauern zuſammenſtellten, und daß ſich nach dem ſehr richtigen ruſſiſchen Sprichwort: „was zwei Augen und zwei Hände gemacht haben, das müſſen zwei Augen und zwei Hände nachmachen können“ bei gehöriger Ausdauer Wunder bewirken ließen. Je mehr Unluſt ich hätte, das Klavierſpielen zu erlernen, um ſo beſſer und nöthiger ſei es, daß ich mich mit Selbſtüberwindung dazu zwinge. Daß ich in der Schule fleißig ſei, darin läge kein Verdienſt, denn das thäte ich, weil es mir Vergnügen mache. Wenn ich mich aber gegen meine Neigung fleißig auf die Muſik verlegte, ſo würde er erſtens darin ſehen,

daß ich gern thäte was er wünſche, — und zweitens würde ich damit nur das thun, was mir nützlich ſei, und was ſo mancher ruſſiſche Bauer auf Kommando für ſeinen Herrn gethan habe.

Dies originelle, von meines Vaters Standpunkt aus ganz logiſche Urtheil, ließ nur die Kleinigkeit außer Acht, daß die ruſſiſchen Fürſten ſich unter ihren Sklaven aller Wahrſcheinlichkeit nach die muſikaliſch begabten zu ihren Muſikern herausſuchen, und er that mir in ſo fern Unrecht, als meine Unluſt an der Muſik lediglich aus der richtigen Erkenntniß meiner unvollſtändigen Begabung hervorging. Denn ich liebte die Muſik, ich hatte große Freude daran ſie von Andern gut ausführen zu hören, ich hatte Empfindung und Gedächtniß dafür, und eben mein Verlangen ſie frei zu üben, ſelbſt Etwas darin ſchaffen zu können, und wäre es auch das Geringſte geweſen, hätte für mich ſprechen müſſen. Es blieb aber dabei, ich ſei zu bequem mich anſtrengen zu wollen, und da Herr Thomas meinem Vater mit dem Bemerken beiſtimmte, daß ich eine große Fingerfertigkeit, einen guten Vortrag hätte, und der mir fehlende Sinn ſich bei näherer Kenntniß der Muſik ſchon finden würde, ſo war die Folge der ganzen Erörterung nur die, daß zu meinen zwei Klavierſtunden

in der Woche, noch eine Dritte hinzugefügt, und es mit dem Ueben noch ſtrenger als bisher gehalten wurde.

Hatte ich in den Wochentagen, von der Arbeitslaſt bedrängt, hie und da eine Viertelſtunde an meiner Uebungszeit abzukürzen nöthig gehabt, ſo mußte ich das am Sonntage erſetzen. War ich einmal zu einer Freundin gegangen, ohne geübt zu haben, ſo mußte ich am andern Morgen, ehe ich in die Schule ging, die verſäumte Stunde nachholen. Ich entbehrte dann thatſächlich den mir nöthigen Schlaf, und das Alles nur, weil mein Vater von dem Glauben ausging, Muſik ſei etwas Mechaniſches, was jeder Menſch erlernen könne. Woher er bei dieſer Geringſchätzung der Muſik ſo dringend verlangte, ſie mir zu eigen zu machen, habe ich nicht einſehen können. Aber er ſetzte ſeine ganze Energie daran, und als ich längſt erwachſen, als ich längſt darüber im Klaren war, was ich in dieſer Hinſicht leiſten könne und was nicht, blieb bei aller Freiheit, die er mir im Uebrigen geſtattete, doch der Befehl Muſik zu treiben, über mir ſchweben. Fünf und zwanzig Jahre lang, von meinem ſiebenten bis in mein zwei und dreißigſtes Jahr hinein, habe ich unausgeſetzt Muſikunterricht nehmen, und täglich üben müſſen. Nahe zu tauſend Thaler, und eine unverantwortliche Maſſe

von Zeit ſind darauf verſchwendet worden, und nachdem ich es dahingebracht hatte Beethoven und Chopin, Hummel und Ries, und was man wollte zu ſpielen, hielt ich für meine Ueberzeugung immer nur auf demſelben Punkte, auf dem ich in meinem dreizehnten Jahre geſtanden hatte. Das heißt: ich liebte die Muſik, und hatte eben deshalb eine Betrübniß darüber, mich in derſelben nicht frei und ſchöpferiſch bewegen zu können.

Ich würde über meine muſikaliſchen Leiden ſchneller hinweggegangen ſein, hätte ich nicht die Abſicht, in ihnen und mit ihnen, eine Warnung für eine große Anzahl von Eltern zu geben, eine Fürbitte für eine Menge armer Kinder einzulegen, und eine Erleichterung für die Maſſe von Menſchen zu erbitten, die jetzt auf allen Punkten der Erde durch unmuſikaliſches Muſikmachen gemartert werden. Wer er auch ſei, und wo er ſich auch aufhalte, ſelbſt der Kinderloſe, wird es empfunden haben, was es heißt, talentloſe Kinder Muſik treiben zu hören. Drei Jahre lang habe ich in unſerer jetzigen Wohnung unter der Plage gelebt, daß ein armer Junge, deſſen Eltern unter unſerer Etage wohnten, mit aller Gewalt das Beethovenſche Septuor ſpielen lernen ſollte. Alle Tage des Jahres übte er von zwölf bis ein Uhr, recht in Mitten meiner Arbeitszeit. Alle

Tage kam unter Anderm das Septuor an die Reihe, alle Tage ſaß ich, da ich daſſelbe nur zu genau kannte, mit geſpanntem Ohre da, des Fehlers gewärtig, den er mit unfehlbarer Sicherheit an derſelben Stelle machte. Alle Tage machte er den Fehler, alle Tage fuhr ich ärgerlich dabei zuſammen, alle Tage nahm ich mir vor nicht wieder auf das Spiel zu hören, und an jedem kommenden Vormittage, wenn er ſein Septuor begann, gerieth ich in die quälende Erwartung des Adagios, in welchem der Fehler kommen mußte, und gelangte nicht eher zu Ruhe, bis ich ihn mit dem Ausruf „da!“ vernommen, und überwunden hatte.

Ich glaube, kaum einem vernünftigen Menſchen fällt es ein, ſeinen Sohn zum Maler oder zum Dichter zu machen, ohne daß irgend Etwas in demſelben zu einem ſolchen Plane ermuthigt. Muſik aber läßt man, wie jetzt unſere Sitten ſich geſtaltet haben, auf gut Glück einen Jeden lehren, und es wird in der Regel friſch darauf losgelehrt und friſch darauf losgeſpielt, bis in den meiſten Familien ein Individuum vorhanden iſt, deſſen muſikaliſche Leiſtung „Stein' erweichen, Menſchen raſend machen kann!“

Daß man, wo die Geldmittel dies geſtatten, den Verſuch macht, ob in den Kindern ein Talent vorhan-

den iſt, daran thut man wohl, obſchon man es in der Regel im Voraus wiſſen könnte, was man in dem Betrachte zu erwarten hat. Wenn man aber meint, auch eine geringe Anlage ſei der Ausbildung werth, ſo irrt man, und dies beſonders in unſern Tagen, in denen man ſich gewöhnt hat, ſo große Anforderungen an die Ausübenden zu machen.

Wenn ein Kind keinen beſondern Hang zur Muſik, kein feines Gehör dafür verräth, wenn die Muſik ihm nicht ein angeborenes Bedürfniß iſt, ſollte man von dem Gedanken es Muſik treiben zu laſſen, ohne Weiteres abſtehen. Iſt ein Menſch muſikaliſch angelegt, ſo kann er Freude haben und Freude bereiten durch das kleinſte Liedchen, durch die kleinſte Tanzmelodie, die er nach dem Gehör ſpielt, denn es kommt dadurch wirklich Muſik zur Erſcheinung, und die Freude daran wird Jedem durch alle Lebensalter bleiben. Wendet man jedoch an den Unterricht von nicht eigentlich muſikaliſchen Naturen große Pflege, ſo können ſie es, wie ich und tauſend Andere mit mir, zu einer großen Fertigkeit bringen; weil ſie aber zu ſklaviſchem Nachahmen, zu immer neuem mühſamen Erlernen verdammt ſind, hört die Geduld zu dieſer mühſamen Arbeit bei ihnen augenblicklich auf, ſobald ſie irgend einen Beruf, irgend

eine Beſchäftigung entdecken, welche ihnen eine freiere Thätigkeit verſpricht, denn nur in freier Thätigkeit, nur in einer Thätigkeit, in welcher man ſelbſt ein Gelingen wahrnimmt, findet der Menſch einen Genuß.

Man hat daher z. B. ſehr Unrecht, die jungen Frauen anzuklagen, wenn ſie ihr mühſeliges Klavierſpiel in der Ehe nicht weiter üben. Wer muſikaliſch iſt, läßt nicht von der Muſik, wer ſie aufgiebt, hat ſicher keine muſikaliſche Natur, kein muſikaliſches Bedürfniß, und thut nur das Vernünftige, indem er von ſich legt, was man ihm aufgezwungen hat. Es wäre in dieſem Falle den Frauen nur zu wünſchen, daß ſie etwas andres Geiſtiges an die Stelle jener Beſchäftigung eintreten ließen, denn irgend eine ideale Beſtrebung hat grade die Mehrzahl der Frauen äußerſt nöthig, um ſich nicht all zu ſehr von dem Kleinkram des täglichen Lebens umfangen und einſpinnen zu laſſen.

Mit einem Worte alſo: es ſinge, wem Geſang gegeben! und der Unmuſikaliſche begnüge ſich mit dem Hören. Er kommt damit auch dem Rathe des größten griechiſchen Weltweiſen, dem Rathe des Ariſtoteles am Beſten nach, der in ſeiner Politik über den Einfluß der Muſik auf die Erziehung der Staatsbürger

ausführlich gehandelt und ſich dahin erklärt hat, daß für Denjenigen, der nicht ausübender Künſtler werden könne oder werden ſolle, es eine Zeitverſchwendung ſei, ſeine Kraft auf die Erlernung virtuoſiſtiſcher Kunſtſtücke zu verwenden.

Hätte mein Vater mich die Zeit und das Geld welche mein Muſikunterricht hingenommen, auf mir angemeſſenere Gegenſtände, auf Zeichnen, auf Sprachunterricht, oder auf den Unterricht in Naturwiſſenſchaften, die freilich damals noch nicht in den Bereich der allgemeinen Bildung gezogen worden waren, verwenden laſſen, ſo würde ich ohne Zweifel mehr davon geerndtet haben, als die bei meinen Muſikſtudien gewonnene Einſicht, daß ich zu unmuſikaliſch ſei, um in meinem muſikaliſchen Muſikmachen irgend eine Befriedigung zu finden.

Aber ich kehre von dieſer Abſchweifung zu meiner Erzählung zurück.

Berichtigung: Seite 115 Zl. 2 v. o. lies Heinle ſtatt Heinlein.

Meine Lebensgeschichte.

Von

Fanny Lewald.

Zweite Abtheilung:

Im Vaterhause.

Zweiter Theil.

Berlin, 1861.

Verlag von Otto Janke.

Im Vaterhause.

Von

Fanny Lewald.

Die Verfasserin behält sich das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen vor.

Zweiter Theil.

Berlin, 1861.

Verlag von Otto Janke.

Druck von Trömner & Dietrich (früher Hotop) in Caſſel.

Zwölftes Kapitel.

Mein Vater hatte die Absicht, mich bis zum Ende meines vierzehnten Jahres in der Schule, und damit volle drei Jahre in der ersten Klasse zu lassen, was sonst nicht üblich war. Man wußte aber nicht recht, wie man mich, wenn ich früher die Schule verließe, angemessen beschäftigen sollte, und da Herr Ulrich mir und einer meiner Mitschülerinnen, bei dem früher erwähnten vortrefflichen Sprachlehrer Herrn Motherby, innerhalb der Schulstunden noch einen besondern Unterricht im Französischen, namentlich in der Conversation ertheilen ließ, und ich inzwischen auch eine große Lust zu feinen Handarbeiten bekommen hatte, die wir in der Schule erlernten, so war es gewiß das Beste, mich ruhig an den Repetitionen der Klasse meinen Theil nehmen zu lassen, während ich dabei

noch Handarbeit und Französisch lernte, und die allgemeine Förderung genoß, welche der Unterricht des Herrn von Tippelskirch uns gewährte.

Aber schon nach Ablauf des zweiten Jahres verbreitete sich das Gerücht, Herr Ulrich werde die Schule aufgeben. Man sagte, die ungünstigen Handelsjahre hätten Königsberg's Wohlstand heruntergebracht, die Kaufmannsfamilien wären nicht mehr im Stande, die hohen Schul- und Pensionsgelder zu zahlen, an welche Herr Ulrich gewöhnt war, und die er thatsächlich auch zur Erhaltung der Anstalt in seiner Weise brauchte; dazu hätten sich die Gymnasien und die städtische Mädchenschule sehr gehoben, und das Bedürfniß einer Privatanstalt sei daher nicht mehr in der frühern Art vorhanden. Wir Schulkinder glaubten aber gar nicht an eine solche Möglichkeit, denn Alles ging in der Schule ruhig seinen Weg, bis etwa im Juli des Jahres achtzehnhundert vier und zwanzig, Herr Ulrich den Eltern seiner Schüler die Anzeige zugehen ließ, daß er mit dem Schluß des Sommersemesters, also Mitte September, seine Anstalt auflösen, und selbst nach Memel übersiedeln werde, wo man ihn zur Begründung eines neuen Institutes für Mädchenerziehung aufgefordert habe.

Ich war wie aus den Wolken gefallen bei dieſer Nachricht. Der Untergang der preußiſchen Monarchie hätte mir lange nicht den erſchreckenden Eindruck hervorgebracht, als der Untergang unſerer, meiner Schule. Mein ganzes Denken und Sein war mit ihr verknüpft, ich konnte mir kaum eine Vorſtellung von dem Zuſtande machen, der für mich mit dem Austritt aus der Schule anheben mußte, und es war mir, als thue ſich eine Wüſte, als thue ſich die unendliche Ferne vor mir auf, wenn ich mir die Tage und Monate und Jahre ohne mein gewohntes Streben, ohne meine gewohnte Beſchäftigung auszumalen verſuchte.

Sonſt, wenn meine ältern Mitſchülerinnen von der Klaſſe aus den Konfirmandenunterricht beſuchten, und dann die Schule verließen, um als erwachſene Mädchen zu Hauſe in ihren Familien zu bleiben, hatte ich mir wohl auch gewünſcht, erwachſen zu ſein, und gemeint, auf Oſtern nächſten Jahres, nach meinem vierzehnten Geburtstag, da würde es ſich mit dem Erwachſenſein für mich ſchon finden, wenngleich die andern Mädchen erſt ein Paar Jahre ſpäter dazu gelangt waren. Aber nun mitten im Schuljahr, ſo viele Monate vor meinem vierzehnten Geburtstag, konnte das Alles gar nicht gehen; und es waren vielleicht nur wenig Kinder in

der Anſtalt, welche den Entſchluß des Direktors, ſo wie ich, als ein wirkliches Unglück für ſich betrachteten.

Die Paar Wochen bis zum Schluß der Schule vergingen wie im Fluge. Der Lehrer wie der Schüler hatte ſich ein erhöhter Eifer bemächtigt, und ohne zu wiſſen, wie uns eigentlich geſchehen war, ſtanden wir plötzlich an dem Trennungstage, zu welchem eine kleine Feierlichkeit veranſtaltet worden war. Es wurde ein kurzer Gottesdienſt von dem Prediger Ebel gehalten, ich und eine meiner Mitſchülerinnen überreichten dem ſcheidenden Direktor ein Paar ſilberne Fruchtkörbe, wozu wir einige, von Ebel für uns aufgeſetzte, ziemlich geſchmackloſe Worte herſagten. Herr Ulrich entließ uns mit einer aus dem Herzen kommenden Anſprache, die uns auf das Tiefſte erſchütterte, weil er ſelbſt tief erſchüttert war; Lehrer und Schüler, Alles weinte, Alles umarmte ſich, Alles nahm Abſchied, und ich kam traurig und in Thränen nach Hauſe. Ich wußte nicht, wie ich ohne Herrn Ulrich, und namentlich ohne den von mir ſo verehrten Herrn von Tippelskirch würde leben können.

Mit einem nicht zu beſchreibenden Gefühle der Verlaſſenheit und der Vereinſamung packte ich meine Hefte und Bücher in ein Schränkchen ein. Ich nahm

Abſchied von jedem Blatte, das ich aus der Hand legte, und eine Stimme in meinem Innern, die mir immer wieder die Thränen in die Augen lockte, ſagte mir fortdauernd: jetzt iſt Deine glückliche Kindheit vorbei! — Ich kam mir ununterrichtet, unfertig vor, wie nie zuvor, ich las die Unterſchriften unter meinen älteſten Arbeiten, als ſtecke die größte Weisheit darin, ich holte alle Paar Stunden mein Stammbuch hervor, um mich an den Zeilen zu erfreuen, welche meine Lehrer mir eingeſchrieben hatten, und mit einemmale, am zweiten, dritten Tage, nachdem ich die Schule verlaſſen, kam mir aus dem Erinnerungsblatte, welches Herr Motherby mir gegeben hatte, ein Gedanke, und damit auch ein Troſt. Es lautete: Tâcher de défaire notre esprit de l'erreur, notre coeur de l'égoisme, voilà la grande tâche de notre vie, voilà le but de toute éducation, de cette éducation de nous même qui commence quand nos instituteurs nous quittent, quand la main de ceux qui ont veillé sur notre enfance ne nous guide plus!

Ich wollte das befolgen, ich wollte an mir ſelber arbeiten, und vor Allem: ich wollte den Egoismus ablegen, mit welchem ich die beiden Tage hindurch mich

immer nur gefragt hatte, was ich denn jetzt beginnen ſolle, ſtatt mich an das Nächſte zu halten und im Hauſe nachzuhören, wo ich helfen und der Mutter nützlich werden könne. Je weniger dieſe Art der Dienſtleiſtung mir ſelbſt genehm ſei, um ſo beſſer! Das ſollte der erſte Akt der Selbſtüberwindung werden, von welcher Herr Motherby geſprochen hatte, und da die Jugend opferfreudig iſt, fand ich eine Beruhigung in meinem gefaßten Vorſatze.

Die Eltern hatten übrigens meinen Austritt aus der Schule, grade ſo wie ich, als einen Lebensabſchnitt angeſehen. Sie hatten mir geſagt, ich ſei jetzt kein Kind mehr, und da ich bisher alle meine Zeit ausſchließlich für mich verwendet, ſo ſei es nun doppelt meine Pflicht, ſie für Andere zu verwerthen. Ich war auch ſehr bereit dazu, nur daß Niemand recht wußte, was ich eigentlich thun ſollte. Die Paar kleinen Geſchäfte, welche meine Mutter mir übertrug, füllten den Tag nicht aus. In den häuslichen Handarbeiten beſaß ich noch nicht jene Gewandtheit, welche ſie für den Haushalt erſprießlich macht, denn ich arbeitete noch ängſtlich und langſam; das, was alſo zuerſt in Angriff genommen werden ſollte, war natürlich wieder die Muſik, und da ich immer darüber klagte, daß ich

nicht verſtände was ich ſpielte, daß ich von der Muſik die Regeln kennen möchte, wie ich ſie von den Sprachen kenne, ſo erhielt ich die Erlaubniß an einem Muſikunterricht Theil zu nehmen, welcher von einem Herrn von Zivet nach Logiers Methode in einer Art Muſikſchule ertheilt wurde. Ich hatte gehofft, dabei Generalbaß zu lernen, es halte aber, was ich hier gleich bemerken will, mit der ganzen Schule nicht viel auf ſich, und nachdem ich ſie den Winter hindurch zweimal in der Woche beſucht hatte, wurde die Sache aufgegeben. Die ganze Schule löſte ſich auch bald nachher wieder auf, und der Lehrer entfernte ſich plötzlich, wie er gekommen war.

Die erſten Paar Wochen, nach dem Verlaſſen der Schule, gingen mit allerlei Verſuchsbeſchäftigungen hin. Die Mutter wußte mich nicht recht zu verwenden, ich trieb mich alſo ziemlich planlos in den Stuben umher, bis ich irgend ein Buch erwiſchte, und mich in einen Winkel hinſetzte, um zu leſen. Das lag jedoch gar nicht in meines Vaters Abſichten, und eines ſchönen Morgens, kurz vor dem erſten Oktober, überraſchte er mich mit folgendem von ihm ſelbſt aufgeſetzten Stundenplan, den ich ſeitdem oft mit lächelnder Rührung betrachtet habe, und den ich der Originalität wegen herſetze:

Stundenzettel

für

Fanny Marcus.

entworfen Ende September, gültig bis zur veränderten Jahreszeit und bis andere Lehrstunden eintreten.

Allgemeine Bestimmung:
Des Morgens wird spätestens um 7 Uhr aufgestanden, damit um 7½ Uhr das Ankleiden völlig beendigt sei.

Montag

von 8—9 Clavierstunde. Uebung neuer Stücke.
„ 9—12 Handarbeit, gewöhnliches Nähen und Stricken.
„ 12—1 Nachlesen der alten Lehrbücher, als: Französisch, Geographie, Geschichte, Deutsch, Grammatik u. s. w.
„ 1—2½ Erholung und Mittagessen.
„ 2½—5 Uhr Handarbeit gleich oben.
„ 5—6 Uhr Clavierstunde bei Herrn Thomas.
von 6—7 Uhr Schreibeübung.

Dienstag

„ 8—9 Uhr Uebung neuer Clavierstücke.
„ 9—10 häusliche Handarbeit.
„ 10—12 Unterricht im Generalbaß.
„ 12—1 gleich Montag.
„ 1—2½ dito.
„ 2—5 dito.
„ 5—6 Uebung alter Clavierstücke.
„ 6—7 Schreibeübung wie Montag.

Mittwoch

gleich Montag; von 5—6 Uhr Uebung der alten Musikstücke am Clavier.

Donnerstag, Freitag und Sonnabend gleich den drei ersten Wochentagen.

Sonntag wird völlig der Bestimmung von Fanny anheimgestellt, mit Ausnahme der Clavierübung von 8—9 Uhr;

jedoch müſſen die wöchentlich unnöthig verſäumten Lektionen nachgeholt, und die Stunden, welche am Clavier durch Ausgehen oder durch Beſuche verſäumt worden, genau erſetzt werden.

Fanny wird durch pünktliche Erfüllung dieſes Stundenzettels und durch ſonſtiges gutes Betragen ſich bemühen, ihren Eltern den Beweis zu geben, daß ſie würdig ſei, noch anderweitigen Unterricht zu erhalten, und von ihrem Vater für ihre Erholungsſtunden gute Leſebücher zu bekommen.

Beſuch außer dem Hauſe wird wöchentlich einmal, und nur ausnahmsweiſe zweimal ſtattfinden.

Dieſe Anordnung mit ihrer befehlenden Kürze, erſchien mir weder auffallend, noch hart. Ich war von Kindheit auf an eine ſehr beſtimmte Zeiteintheilung und Zucht gewöhnt, und ich bin gewiß, daß der Stundenzettel meiner Mutter ebenſo wie mir eine Erleichterung gewährte. Er nahm ihr die Sorge, was ſie mich thun laſſen ſolle, und enthob mich dem Unbehagen, das in mir durch ihre wechſelnden Verſuche mich zu beſchäftigen, erzeugt worden war. Aber langweilig wurde dieſer Winter mir im höchſten Grade.

Fünf Stunden an jedem Tag ſaß ich in der Wohnſtube, an einem beſtimmten Platz am Fenſter, und erlernte Strümpfe zu ſtopfen, Wäſche auszubeſſern, und beim Schneidern und andern Arbeiten Hand anzulegen. Zwei Stunden brachte ich am Clavier zu, eine Stunde langweilte ich mich mit dem Inhalt meiner alten Schul-

bücher, den ich damals von A bis Z auswendig konnte, eine andere Stunde ſchrieb ich Gedichte zur Uebung meiner Handſchrift ab. Dazwiſchen ging ich Gänge aus der Küche in die Speiſekammer, und aus der Wohnſtube in die Kinderſtube, beaufſichtigte ab und zu die drei jüngſten Geſchwiſter, und hatte am Abende das niederſchlagende Gefühl, den Tag über nichts Rechtes gethan zu haben, und einen brennenden Neid auf meine Brüder, welche ruhig in ihr Gymnaſium gingen, ruhig ihre Lektionen machten, und an denen alſo lange nicht ſo viel herumerzogen werden konnte, als an mir. Ihr ganzes Daſein erſchien mir vornehmer als das meine, und mit der Sehnſucht nach der Schule regte ſich in mir das Verlangen, womöglich Lehrerin zu werden, und ſo zu einem Lebensberuf zu kommen, bei dem mich nicht immer der Gedanke plagte, daß ich meine Zeit unnütz hinbringen müſſe.

Dieſe Ideen gegen meine Eltern auszuſprechen hätte ich aber nicht gewagt, denn ſie würden darin eine Beſtätigung für die alte Anſicht meiner Mutter gefunden haben, daß mir der rechte weibliche Sinn für die Häuslichkeit und für die Familie fehle, daß ich viel mehr Verſtand als Herz hätte, und daß meine Neigung für geiſtige Beſchäftigungen ein Unglück für mich wie für

ſie ſei. Hätte ſie dieſe Anſicht nur wirklich feſtgehalten, ſo wäre für mich damit fertig zu werden geweſen. Indeß wenn ſie mir heute dieſe Vorwürfe gemacht hatte, ſo bezeigte ſie morgen wieder die alte große Freude über meine Begabung und mein Wiſſen; und wenn mein Vater, der ihrer ſonſtigen Beobachtungsgabe mit Recht großes Zutrauen ſchenkte, nun in Folge ihres Urtheils, mich mit ſeiner etwas gewaltthätigen Conſequenz häuslich und weiblich machen wollte, ſo war es grade im Gegentheil meine Mutter, die von Mitleid bewegt, mir wieder Etwas mehr Freiheit zu verſchaffen ſuchte. Ich war wirklich in dieſem Winter ſehr übel daran, und habe doch keinen von meinen Eltern deshalb anzuklagen, denn ſie handelten Beide aus Liebe zu mir und nach ihrem beſten Wiſſen. Meine Mutter hatte keinerlei Bewußtſein von der Eiferſucht, welche ſie gegen meine ganze Entwicklung fühlte und meinem Vater lag der Gedanke, eine ſolche Eiferſucht in der Mutter vorauszuſetzen, noch viel ferner. Ja ich ſelbſt erkannte damals dieſe Schwäche meiner Mutter nicht. Ich glaubte aus allerlei unvernünftigen Gründen, mich wie ſchon geſagt von ihr weniger geliebt als meine andern Geſchwiſter, und das machte das Uebel nicht geringer. Kurzſichtig, wie man es in den Familien meiſt für die Urſache der Mißſtände iſt, welche ſich unter ihren Mitglie-

dern entwickeln, errieth Niemand, was eigentlich meine Mutter und mich nie zu dem richtigen Verhältniß kommen ließ. Als viele Jahre ſpäter mein Vater dieſe Einſicht gewann, ſind doch alle Uebrigen der Anſicht geblieben, daß die Schuld nur an mir gelegen habe, und Keiner hat es einſehen wollen, wie viel Unrecht, wie viel empfindliche Verletzungen ich von der Mutter, ohne ihr Wiſſen und Wollen, grade in den Jahren erduldet habe, in denen mein Herz noch ſo weich, meine Widerſtandsfähigkeit ſo gering war, daß ich mich über Nichts mündlich auszuſprechen, geſchweige denn über mich Erklärungen zu machen, oder gar mich gegen irgend ein mir zugefügtes ſeeliſches Leid zu wehren verſtanden hätte. Man kann gegen die Jugend in dieſem Punkte nicht vorſichtig genug ſein. Sie iſt verwundbarer, je empfänglicher und je wehrloſer ſie iſt; und jede Herzensverletzung drängt ſie in ſich ſelbſt zurück, gewöhnt ſie an ein einſames Innenleben, das für gewiſſe Naturen ſehr bedenklich werden kann, wenn ſchon es für kräftige Seelen zum Heil ausſchlägt. Was es übrigens mit der Eiferſucht von Eltern gegen die größere Bildung der Kinder auf ſich hat — einem Mißverhältniß, das ſich häufiger wiederholt, als man es gewahr wird — das habe ich ſpäter in einem meiner Romane, in den Wand-

lungen, an den Figuren des alten Brand und ſeines Sohnes poetiſch darzuſtellen unternommen.

Aber nicht allein zu meiner Mutter, auch zu meinen Geſchwiſtern hatte ich grade in jenem Zeitpunkte das alte frohe Kindheitsverhältniß nicht mehr. Mädchen entwickeln ſich im Allgemeinen viel früher als Knaben, ich war noch ſchneller als gewöhnlich vorgeſchritten, und alſo den beiden zehn- und zwölfjährigen Brüdern, wie der achtjährigen Schweſter völlig entwachſen. Im Hauſe machten die andern drei kleinen Schweſtern der Mutter viel Noth und Arbeit, und es ſtand ihr ein zehntes Wochenbett bevor. Ihre Geſundheit war ſehr ſchwach, und obſchon ſie trotz aller dieſer Mühen und Beſchwerden mir grade in dieſem Winter eine Tanzſtunde arrangirte, die abwechſelnd bei uns und bei den Eltern der drei andern Mädchen gehalten wurde, welche den Unterricht mit mir gemeinſam nahmen, ſo empfand ich doch den Druck der Sorge, die auf dem Hauſe laſtete, nur allzuſchwer. Aber auch von dieſer Einſicht getraute ich mir nicht zu ſprechen, und ohne die zärtliche Freundſchaft, welche ich damals für eine meiner frühern Mitſchülerinnen hegte, wäre ich in jener Zeit wirklich recht unglücklich geweſen.

Ich hatte dieſe Freundin bald nach meinem Eintritt

in die zweite Klaſſe gewonnen. Wir waren faſt vier Jahre in der Schule zuſammengeblieben, und haben durch unſere ganze Jugend mit der größten Liebe aneinander gehangen, bis ſpäter unſere verſchiedenen religiöſen Ueberzeugungen uns allmählich von einander entfernten.

Mathilde war die jüngſte Tochter eines Major von D., und drei Jahre älter als ich. Sie hatte den Vater in ihrer erſten Kindheit verloren. Ihre Mutter, eine Frau von vortrefflichem Charakter und von einer männlichen Gradheit und Wahrhaftigkeit, hatte eine Stelle in einem der Königsberger Frauenſtifte. Sie lebte von einer mäßigen Penſion und von den Zinſen eines kleinen Vermögens. Auch ſie hielt ſich, wie ihre älteſte Tochter, die ebenfalls in dem Stifte lebte und eine unſerer Lehrerinnen in der Schule geweſen war, zu der Ebelſchen Gemeinde, aber eine gewiſſe Kernhaftigkeit ihrer Natur bewahrte ſie vor der weichlichen Weiſe ſeiner übrigen Anhänger. Ihr friſcher Sinn blieb mit dem Leben und mit der Außenwelt immer vorurtheillos in Verbindung, und ſelbſt ihre Vorliebe für die ſchöne Literatur, ſoweit dieſe die Lieblingsdichter ihrer Jugend, Schiller, Bürger und — Philippine Gatterer betraf, war durch ihre ſpätere religiöſe Richtung nicht beein-

trächtigt worden. Sie beſchäftigte ſich viel mit der Bibel und mit Erbauungsſchriften, aber ſie verſagte es ſich nicht, dann und wann einmal ihr Lieblingsſtück „Kabale und Liebe“ ſehen zu gehen, und wenn ſie auch im Geſangbuch geleſen hatte, hörte ſie es gern mit an, daß wir ihr diejenigen Schillerſchen oder ſonſtigen Gedichte vorlaſen, die unſerer damaligen Entwicklung und unſerm Hange für das Sentimale und Pathetiſche angemeſſen waren.

Mathilde ſtand im dreizehnten Jahre, als ich ſie kennen lernte. Sie hatte früher eine andere Schule beſucht, und weil das Lernen damals nicht ihre ſtärkſte Neigung war, fiel es ihr trotz ihrer glücklichen Anlagen Anfangs ſchwer, ſich in die Disciplin und in den Ernſt unſerer Anſtalt zu ſchicken. Voller Güte, voller Frohſinn, immer zum Lachen aufgelegt, mußte ſie mit ihrer frühentwickelten Wohlgeſtalt, mit ihren großen Augen, mit dem prächtigen hellbraunen Haar, das vor lauter Gelock ſich in keine übliche Friſur einfangen laſſen wollte, den Eindruck eines eben ſo reizenden als liebenswürdigen Mädchens machen. Ihre ganze Figur, ihre Hände und Arme waren ſchön, ihre Zähne, welche der lachende Mund fortwährend enthüllte, ganz unvergleichlich, und ganz im Gegenſatz von mir, der von körperlichen Uebun-

gen Nichts als das Tanzen gut gelang, war ſie Meiſter in allen körperlichen Spielen. Es war ein Vergnügen ſie laufen, ſpringen, Ball werfen und klettern zu ſehen.

Was uns Beide eigentlich zuerſt zuſammengeführt, war Mathildens Verlangen, Hilfe bei ihren Arbeiten zu finden. Aber wir faßten bald eine große Zärtlichkeit für einander, und kannten keine größere Freude als das Beiſammenſein.

Mathilde war in unſerm Hauſe heimiſch wie ich ſelbſt, und auch ich war ganz und gar eingelebt in den kleinen Stübchen ihrer Mutter. Sie fand bei uns, ſo beſchränkt unſere damaligen Verhältniſſe waren, doch mehr Leben und mehr Zerſtreuung als zu Hauſe, und mir, die immerfort in einer großen Schaar von Kindern lebte, war das Alleinſein mit Mathilde, und die Stille auf dem entlegenen Kirchplatz und in den kleinen Stuben ihrer Mutter, etwas ſehr Zuſagendes. Wir arbeiteten dann an dem Tiſche, an welchem ihre Mutter, in ihrem unwandelbaren ſchwarzwollenen Kleide, mit der ſchlichten weißen Haube, ſtrickend neben uns ſaß, wir machten Zeichnungen nach der Natur, oder entſchlüpften, wenn die ältere Schweſter ausgegangen

war, in deren Zimmer, um uns Alles mitzutheilen, was wir irgend dachten und wußten.

Alles was wir beſaßen liebten wir zu theilen, Alles was wir von unſern Eltern erhielten, erbaten wir uns wo möglich von der gleichen Art, und da man ſich in beiden Familien mit den Ausgaben auf das Nothwendigſte beſchränken mußte, waren unſere Wünſche gleichmäßig beſcheiden. Konnten wir es verabreden, ſo kleideten wir uns möglichſt gleich, und die erſten Verſe, welche wir in meinem zwölften Jahre machten, galten eben den neuen Umwerftüchern von Bourre de Soie, welche unſere Eltern uns geſchenkt hatten, und mit denen wir uns reich wie Fürſten fühlten.

Ein Hauptgenuß aber war es, wenn wir am Sonnabend mit all unſern Arbeiten abſchließen, und dann vom Sonnabend Nachmittag bis Montag früh, je nach dem, in unſerm Hauſe oder in der Stiftswohnung der Majorin beiſammen bleiben konnten. Daß daneben im Stifte Alles ſo eng, daß es im Grunde dort nicht bequem war, daß wir uns für einander kleine Entbehrungen auflegen, uns miteinander behelfen mußten, das gehörte weſentlich zu dem Vergnügen dieſes Beiſammenſeins, denn die Jugend und die Freundſchaft ſind opferfreudig; und man ſollte niemals weder über dieſe frühen

Freundſchaften noch über die frühen Herzensneigungen der Kinder ſpötteln. Es erwächſt dem Menſchen keine ſeiner Eigenſchaften, keine ſeiner Tugenden, gleich auf einmal fix und fertig, gleich in ihrer Vollendung und in ihrer Kraft. Die Eigenſchaften und die Tugenden wollen ſich durch ihre Uebung entfalten, und wo ſich in der Kindesfreundſchaft nicht Ueberſpannung, wo ſich in der Liebe der Kinder nicht Sinnlichkeit verräth, ſoll man ſie achten, und ſie gewähren laſſen.

Am Sonntag, wenn ich bei Mathilde war, ging ich mit ihr und ihrer Mutter zu Ebel in die Kirche. Wir ſaßen dann beieinander, ſangen aus demſelben Geſangbuch, hörten gemeinſam die Predigt des uns vertrauten Lehrers an, und ich glaube in jenen Tagen war ich diejenige von uns Beiden, welche dabei die meiſte Erhebung empfand. Im Sommer machten wir am Nachmittage mit ihrer Mutter einen Spaziergang, bei dem wir häufig das Grab einer Tochter beſuchten, die als erwachſenes Mädchen geſtorben war, und am Abende ſpielten wir auf dem Bleichplatz hinter dem Stifte, mit den andern im Stifte heimiſchen Kindern, unter denen die vier Söhne einer Juſtizräthin, die Alle älter waren als wir, und von denen einige ſich ſchon

in den obern Klaſſen eines Gymnaſiums befanden, unſere liebſten Genoſſen waren.

Dieſe Freundſchaft hatte ich aus der Schule mit in das häusliche Leben hinübergenommen, und ſie war je älter wir wurden, um ſo fördernder für uns Beide und um ſo herzlicher geworden. Mathildens Frohſinn und Jugendlichkeit waren für mich eine nothwendige Ergänzung, während meine Theilnahme an ernſten Dingen, meine Luſt am Leſen ihr zu Gute kamen; und wenn ich durch den Verkehr mit ihr auch noch früher als es ſonſt geſchehen wäre, mich zu den Erwachſenen zu zählen anfing, ſo war ſie ſo anſpruchlos und ihr ganzes Weſen ſo kerngeſund, daß ich keine beſſere Freundin auf der Welt hätte finden können. Alles Grübeln, Alles Nachdenken war ihr verhaßt, die Rührung läſtig, und ſie war eigentlich ihrer ganzen Natur nach nirgend weniger an ihrem Platze, als in ihrer nächſten Familie. Neben ihrer ernſthaften Mutter, neben ihrer auf kirchliches und auf inneres Leben geſtellten Schweſter, nahm ſie ſich immer wie ein Vogel unter der Luftpumpe aus. Sie hielt ſich ängſtlich ſtill, ihr fehlte das Lebenselement, und nur im Hauſe ihres Bruders, der mit einer ſchönen lebensluſtigen Frau verheirathet war, oder in unſerm Hauſe, athmete ſie fröhlich auf.

Auch war ſie bei uns der allgemeine Liebling. Meiner Mutter war ihre Natur viel verwandter als die meine, mein Vater ſchalt ſie bisweilen, wenn ſie ihm zu viel und zu laut lachte, was er nicht gut leiden konnte, aber wenn ſie über den Zuruf, den wir oftmals zu hören bekamen: lacht nicht ſo dumm! lacht nicht ſo viel, das iſt unanſtändig! nur in neues Lachen ausbrach, und dies nicht zu beenden war, bis man uns zum Zimmer hinauswies, ſo mußte er zuletzt ſelbſt über die Gutmüthigkeit und Kindlichkeit lachen, mit welcher das erwachſene ſchöne Mädchen ſeinen Tadel hinnahm; und Allen fehlte Etwas im Hauſe, wenn Mathilde einmal eine Woche nicht dageweſen war.

Nur einen Kummer trugen wir gemeinſam, den Schmerz, daß ſie ohne mich zum Religionsunterricht gehen, daß ſie ohne mich eingeſegnet werden müſſe, weil ich nicht Chriſtin war wie ſie. Dieſes Bedauern theilte meine Mutter auf das Lebhafteſte. Tauſendmal habe ich es ſie ausſprechen hören, wie ſehr ſie es bereute, aus Rückſicht auf ihre Familie, nicht zum Chriſtenthume übergetreten zu ſein, als ſich ihrer Verheirathung ſo viel Schwierigkeiten entgegenſetzten; tauſendmal habe ich es ſie beklagen hören, daß ſie keiner Kirche, keiner

Religionsgemeinde recht angehöre, und daß wir, wie sie es nannte, ohne rechte Religion aufwachsen sollten.

Sonntags, oder an den andern christlichen Feiertagen, wenn die Familien mit ihren Kindern zur Kirche gingen, that es ihr weh, daß ihr diese Erbauung fehle, und es ist mir zweifellos, daß es für unsere Mutter die größte Wohlthat gewesen sein würde, hätte der Vater sich in diesen Zeiten dazu entschlossen, zum Christenthum überzutreten. Es wäre ihrem Gemüth in dem Anlehnen an eine positive Religion, in dem Aufschauen zu einer höhern Weltführung, eine Stütze und ein Halt geboten worden.

Daß sie jemals ein solches Verlangen gegen den Vater in Bezug auf sich ausgesprochen, bezweifle ich, denn die Befriedigung eines solchen geistigen Bedürfnisses bestimmt zu fordern, war ihre eigene Empfindung ihr wahrscheinlich nicht klar genug. Für uns aber äußerte sie fortdauernd den Wunsch, uns Christen werden zu lassen, den sie immer in doppelter Weise motivirte. Sie hielt es dem Vater einer Seits vor, daß es traurig sei zwischen zwei Religionen zu stehen wie wir. Von dem Judenthum wüßten wir gar Nichts, in den Schulen hätten wir christlichen Religionsunterricht empfangen, wir hätten also doch mehr Zusammen-

hang mit dem Chriſtenthume, und es würde daher ein Segen für uns ſein, wenn man uns anwieſe, wozu wir uns zu halten hätten, denn eine Religion müſſe der Menſch haben. Daneben ſtellte ſie dem Vater vor, daß ſich ganz derſelbe Zwieſpalt wie in religiöſer Hinſicht auch für unſer praktiſches Leben herausſtelle. Uns mit den jüdiſchen Familien verkehren zu laſſen, wünſchte ſie nicht; die angeſehenen chriſtlichen Familien aber wieſen die Juden jetzt noch eben ſo wie vor zehn Jahren von ſich zurück. Ein großer Theil der Geſellſchaft, und eine Menge anderer Vorzüge wären den Juden verſchloſſen, und der Gedanke uns lebenslang in einer ſo peinlichen Lage zu wiſſen, wie die Juden ſie erdulden müßten, werde ihr äußerſt ſchwer. Sie ſei überzeugt, daß es mich glücklich machen würde, mit Mathilde zum Religionsunterricht zu gehen, und da ohnehin des Vaters Brüder und ſeine Schweſter in Breslau mit ihren Familien längſt zum Chriſtenthume übergetreten wären, würde ſie es als eine Wohlthat für uns anſehen, wenn er für die Seinen einen gleichen Weg einſchlagen wollte.

Indeß ihre Wünſche drangen in dieſem Augenblicke noch für keinen von uns durch. Mein Vater hatte für ſich nicht das leiſeſte Bedürfniß nach einer religiöſen Erhebung oder nach einer kirchlichen Gemeinſchaft; an

den geſelligen Verbindungen, die ſich ihm nicht öffneten, war ihm ſelbſt gar Nichts gelegen; er hielt obenein ſeinen Uebertritt zum Chriſtenthum, falls er ſich der Mutter zu Liebe zu einem ſolchen hätte bequemen wollen, ſeinen geſchäftlichen Beziehungen, die ihn beſtändig mit den ſtrenggläubigen polniſchen Juden in Verbindung brachten, für nachtheilig, und es blieb uns alſo vorläufig noch überlaſſen, mit unſerm Glauben, und mit unſern religiöſen Bedürfniſſen fertig zu werden, wie wir wollten und konnten.

Im Hauſe kam von Religion äußerſt wenig an uns heran. Wir beteten Abends aus Gewohnheit das Vaterunſer und damit war es abgethan. Religiöſe Geſpräche wies mein Vater, wenn hie und da die Rede ſich darauf lenkte, meiſt mit dem Bemerken von ſich, daß derlei ſich in der flüchtigen Unterhaltung nicht abthun laſſe, und kein Gegenſtand für geſellſchaftliche Beſprechung ſei. Kam es aber doch einmal zu Erörterungen über das Weſen des Menſchen, oder gar über die Unſterblichkeit der Seele, ſo machte auch dieſen der Vater meiſt mit der Bemerkung ein Ende, daß es unfruchtbar ſei, den Sinn auf Dinge zu richten, von denen wir Nichts wiſſen könnten, und thöricht, ſich Vorſtellungen von einem Zuſtande machen zu wollen, der dann eintreten ſollte, wenn

alle Fähigkeiten, mit denen wir jetzt wahrnehmen und urtheilen, erloſchen ſein würden. Jeden Augenblick, den man den Spekulationen über das Jenſeits zuwende, entziehe man dem Diesſeits. Ein „Hab' ich“ ſei aber tauſendmal mehr werth als zwei „Hätt' ich“, und da das Thun ein für allemal die Hauptſache ſei, ſo müſſe man das Rechte und das Seinige thun, und ſich weiter um das Jenſeits nicht kümmern. In ſeinen Thaten habe der Menſch ſeine geiſtige Unſterblichkeit, in ſeinen Kindern ſeine irdiſche Unſterblichkeit. Das alte Teſtament wiſſe Nichts von dem Glauben an eine Fortdauer nach dem Tode, und deshalb hielten die Juden ſo ſehr darauf, ſich früh zu verheirathen und eine Nachkommenſchaft zu haben, in der ſie und ihr Gedächtniß über ihren Tod hinaus lebendig blieben.

Neben dieſer rationellen und praktiſchen Auffaſſung von dem Weſen des Menſchen und von der Unſterblichkeit, die mir ſehr einleuchtete, hatte ſich aber in mir eine eigene religiöſe Welt ausgebildet; denn wenn mir auch die Anſchauungsweiſe meines Vaters verſtändlich und angemeſſen war, ſo ließ ſie eine Seite in meinem Gemüthe leer, die in dem Chriſtenthum ihre Nahrung fand.

Die großen Lehren von der Liebe und von der

Selbſtverläugnung, welche das Chriſtenthum in ſich trägt, begeiſterten mich, und der Ebel'ſche Religionsunterricht ſowohl, als der mehrjährige Unterricht des Herrn von Tippelskirch hatten in mir das Verlangen nach einem Ideal erzeugt, für das ich eine Geſtalt zu haben begehrte. Weder die hiſtoriſchen Figuren des Alterthums, noch die der neuen Geſchichte, boten mir was ich bedurfte. Ich konnte die Thaten, die Seelenſtärke, die Großmuth, die Hingebung einzelner Helden bewundern, indeß ſie Alle verkörperten mir die ideale Liebe, das Streben nach Selbſtvollendung nicht, nach denen ich trachtete, und hätten meine Lehrer mich nicht ſchon früher auf Chriſtus hingewieſen, ſo würde mein jetziger Umgang mit der Familie von D. hingereicht haben, mir Chriſtus den Alliebenden, der ſich für die Menſchen geopfert hat, zum Ideale zu erheben.

Es war aber nicht der Gottesſohn, den ich verehrte, denn an das Dogma von dem eingebornen Sohne Gottes hatte ich von jeher eben ſo wenig zu glauben vermocht, als an die Menſchwerdung der griechiſchen Götter, ſondern es war der Menſch Jeſus Chriſtus, der meinem Volke entſproſſene Befreier, der hiſtoriſche Chriſtus, den ich verehrte und dem ich nachſtrebte, ohne daß ich damals dieſe Bezeichnung gekannt, oder von

den über dieſe Auffaſſung obwaltenden Streitigkeiten Etwas gewußt hätte. Auf dem Boden jedoch, auf dem ich lebte, in den Verhältniſſen, in denen ich aufwuchs, gehörten weder ein beſonderer Scharfſinn noch eine beſondere Divinationsgabe dazu, um zu einer Anſchauung zu kommen, welche ohnehin in der Zeit lag.

Da ich von früh auf gewöhnt worden war, meine Vernunft zu brauchen, war ich zum urtheilsloſen Glauben nicht gemacht, und je an ein Wunder geglaubt, je einen andern als einen mythologiſchen Eindruck von den chriſtlichen Wundern gehabt zu haben, kann ich mich nicht erinnern. Ich verſuchte hie und da einmal ſie mir natürlich zu denken, wenn mir das aber nicht gelang, ſo ſagte ich mir, alle alten Völker hätten an Wunder geglaubt, und ließ es dabei, als an etwas Abgethanem bewenden. Aber die Geſchichten des alten Teſtaments, mit den abenteuerlichen Fahrten und Thaten ſeiner Völker und Helden, zogen mich lebhaft an. Die Züge der Juden durch die Wüſte, die Epiſode von Joſeph und ſeinen Brüdern, von Saul und David und Jonathan, die Erzählungen von Ruth, von Eſther, die Pracht der Bundeslade und des Tempels von Jeruſalem, der Verrath von Abſalon, und die Geſchichte der heldenmüthigen Makkabäer, hatten ihrer Zeit meine Phan-

taſie lebhaft beſchäftigt, bis endlich Chriſtus den Sieg über ſie Alle davon trug, und mir zum Ideal erwuchs.

Dieſe letztere Verehrung hatte ſich bei mir aber erſt in beſtimmter Form herausgebildet, nachdem ich die Schule verlaſſen hatte, und mein Trieb zum Geſtaltgeben hatte ſich dieſer Verehrung zugeſellt. Ich erinnere mich noch des Tages, an dem ich zum erſtenmale darauf verfiel, mir „die Geſchichte des Heilandes deutlich vorzuſtellen.“

Ebel hatte ſeine Gemeinde, einen oder zwei Tage vor Weihnachten, zu einem Nachmittagsgottesdienſt in der Altſtädtiſchen Kirche verſammelt, und ich war mit der Familie von D. zur Kirche gegangen. Es war ein trüber Tag, Regen und Schnee wechſelten miteinander ab, und noch während der Predigt fing es zu dunkeln an, ſo daß man den am Altare hängenden Kronleuchter anzündete, deſſen Licht jedoch nur ſtrichweiſe Helle verbreitete. In ſeiner ergreifenden Weiſe hatte Ebel von der Geburt Chriſti, von dieſem zweiten: „es werde Licht!“ geſprochen, das über der Erde ertönt war, und da er ein Mann voller Phantaſie, und in der Darſtellung höchſt plaſtiſch war, hatte ſich mir, deren Sinn dieſem plaſtiſchem Vermögen entgegen kam, die heilige Familie, die Maria mit ihrem Kinde und

dem heiligen Joſeph, faſt ſinnlich deutlich auferbaut, wie ſie in dem Stalle zu Bethlehem ihr Lager gefunden, wie das Licht erſchienen in dem Dunkel, wie der Herrlichſte der Menſchen in der Niedrigkeit geboren worden war, und beſonders hatte mich das Bild des Sterns beſchäftigt, dem die Könige nachzogen aus dem fernen Morgenlande, bis er ſtille ſtand über der Stätte, an welcher ein noch hellerer Stern für die ganze Menſchheit aufgegangen war.

Sehr gerührt und in mich verſunken ſaß ich da, während zu den Tönen der Orgel das Hoſiannah der Gemeinde durch die Kirche klang, und als ich den Blick einmal zu dem mir gegenüberliegenden Fenſter erhob, flimmerte plötzlich ein leuchtender Stern vor meinen Augen. Daß dies nur ein Wiederſchein des Lichtes vom Altare war, daß durch die trüben Scheiben der alten Kirchenfenſter kein Sternſchein dringen, daß an dem umwölkten Himmel kaum ein Stern hervorleuchten konnte, das fiel mir gar nicht ein. Ich faltete unwillkührlich die Hände, ich fühlte eine große freudige Bewegung in meinem Herzen, und ohne einem Menſchen ein Wort davon zu ſagen, denn über ſtarke Empfindungen zu ſprechen, trägt die wahrhaftige Jugend Scheu, weil ihr die Kraft und die Selbſtbeherrſchung dazu

fehlen, hatte ich die Ueberzeugung, daß erſt mit dieſem Tage Jeſus auch für mich lebendig geworden ſei.

Von da ab begannen die chriſtlichen Feiertage für mich eine eigene Bedeutung zu gewinnen, und meine Verehrung des Heilandes bekam etwas Enthuſiaſtiſches, das ſeinem Heroismus und ſeiner Selbſtverläugnung galt. Ich ſtaunte ihn an, weil er mit der Vorausſicht aller der Schrecken, die ihm bevorſtanden, doch aus Pflichtgefühl hingegangen war, ſie über ſich zu nehmen, um der Menſchheit das Beiſpiel der Liebe und der Opferfreudigkeit zu geben.

Vornehmlich war es die Zeit von dem Palmſonntage bis zum Pfingſtfeſte, an denen die Phantaſie und das Gemüth ſich ergötzten. Von Tag zu Tag verfolgte ich nach beſtem Wiſſen die bibliſche Tradition; von Stunde zu Stunde ſuchte ich mir in der Zeit vom Palmſonntage bis zum Oſtermorgen die Paſſionsgeſchichte vorzuſtellen, und mir auszumalen, wo Chriſtus eben jetzt geweſen ſei, und was er jetzt gethan habe. Nun zog er nach Jeruſalem ein, und ſie breiteten Palmen auf ſeinen Weg und ſangen Hoſiannah. Nun verſpotteten ihn die Juden. Nun war er auf dem Oelberge und betete. Nun genoß er mit ſeinen Jüngern das Abendmahl. Nun führten ſie ihn vor Pontius Pilatus,

und ſo weiter fort. Und das Alles belebte ſich mir nach der Weiſe der wenigen Kupferſtiche, die ich geſehen hatte, und es ſchien darüber eine Sonne, und es war in einem Lande, die beide ſchöner waren, als Alles, was ich kannte. — Dann kam der Charfreitag, deſſen Feier in der Kirche ich nicht verſäumte. Und wenn dann das Charfreitagsevangelium verleſen wurde, in ſeiner ganzen tragiſchen Majeſtät, wenn die Kunde von der Kanzel heruntertönte, daß der Himmel ſich verfinſtert und die Erde gebebt habe, bei dem Tode meines Helden, ſo erbebte mir ſelbſt das Herz in der Bruſt, und ich hatte eine ſtolze Genugthuung darüber, daß ihm alſo geſchehen war, daß bei dem Untergange des edelſten der Menſchen, daß bei dem Untergange eines gerechten Helden, Gott die Welt erzittern laſſen.

Danach wurde es am Sonnabende ſtill in meiner Seele, bis ich mir am Oſtermorgen ſagen durfte: Chriſtus iſt erſtanden! und damit eine volle Freude in mir erwachte.

Ich glaube die Myſterien, welche man im Mittelalter der gläubigen Menge zur Erinnerung aufführte, können ihr nicht mehr Genügen bereitet haben, als ich mir ſelbſt verſchaffte. Alles war mir lebendig, die heiligen Geſtalten waren mit mir, was auch ſonſt um mich

her vorgehen mochte. Ich belebte mir die Scenerie mit Allem, was ich von der Bibel, von dem Orient, und von der Zeit der Römer wußte. Jede Stunde war mir voller Handlung.

Es lag ein großer Genuß in dieser Anschauungsweise, in welcher sich vielleicht zuerst die mir angeborne plastische Kraft ein Genüge that, während sich zugleich die Bedeutung der historischen Gestalt des Heilandes und die erhebende Gewalt des rein historischen Christenthumes darin kund gaben. Und ich bin gewiß, daß das Christenthum nicht weniger wirksam, ja daß es in unsern Tagen auf viele junge Seelen im Gegentheil wirksamer werden würde, wenn man die dogmatischen und mythischen Elemente desselben hinter die historischen stellen, und statt für Christus göttliche Anbetung zu fordern, für ihn die höchste menschliche Verehrung der Jugend in Anspruch nehmen würde. Denn es ist der Jugend leichter möglich und förderſamer, einem großen Menschen mit allen ihren Kräften nachzustreben, als sich im Glauben auf die erlösende Liebe eines schuldlos geopferten Gottes zu verlassen; auch wenn der Begriff eines sterbenden Gottes nicht dem Christenthum widerspräche, und den Erlöser der Menschheit der ganzen übrigen Reihe menschgewordener mythologischer Gestalten

einverleibte, die für Gebilde der Phantaſie zu halten und an die nicht zu glauben, man uns von unſerer Kindheit an gewöhnt.

Später, etwa von meinem ſechszehnten, ſiebzehnten Jahre ab, trat die Lektüre der Götheſchen Oſterfeier im Fauſt, an die Stelle meines innerlichen Oſterkultus. Ich hatte den Fauſt ſchon geleſen, als ich noch in die Schule ging, und er war mir ſeitdem eine Art von Lebensgefährte geworden, von dem ich mehr und mehr zu gewinnen vermochte, je nachdem ich vorwärts kam. Als dann meine Brüder heranwuchſen, haben wir durch eine lange Reihe von Jahren eine Art geiſtiger Frühlingsfeier darin gehabt, daß wir am Oſtermorgen gemeinſam die Schlußſcene des erſten Aktes vom Fauſt laſen, und uns das Herz erquickten an dem jubelnden: Chriſt iſt erſtanden!

Ich habe eigentlich in dieſer Epoche meines Lebens die Erzählungen der Bibel überhaupt bei weitem den homeriſchen Erzählungen vorgezogen, an denen die Wiederkehr der Beiwörter, und auch der Ereigniſſe, mich ermüdeten. Dazu ſtießen die Schilderungen von Mord und Kampf mich ab, und ich erinnere mich, daß mein Vater mich nur mit einer Art von Zwang, indem ich täglich ein beſtimmtes Penſum leſen und erzählen mußte,

zur Lektüre der Ilias bewegen konnte. Mein Vater wurde einmal ganz verdrießlich über die Hartnäckigkeit, mit welcher ich behauptete, es sei mir ganz gleich, ob sie dem Einen ihren Spieß durch die Zähne, oder dem Andern den Spieß durch den Leib stießen. Es würde doch Nichts weiter gethan, als gemordet, und zwar für Nichts und wider Nichts gemordet. Denn daß zwei Völker einander zerfleischten, und eine Stadt zerstört würde, nur weil eine Frau von ihrem Manne fortgelaufen, das sei unvernünftig, und dafür könne ich mich nicht begeistern. Wäre nicht hie und da eine Geschichte wie die von Hektor und Andromache, so würde die Ilias abscheulich und das Morden und Sterben, ohne eine Idee, für die die Menschen stürben, nicht zum Aushalten sein. Mit solchen Aussprüchen, die der Vater als Eigenwilligkeiten verdammte, und ohne Weiteres streng zurückwies, zog ich mir immer harten Tadel zu; und doch konnte ich sie nicht unterdrücken, denn ich empfand es ganz so, wie ich es sagte, und ich konnte keine Bewunderung erheucheln, für Etwas, das meinem innerste Wesen widersprach. Es lag das wohl in meiner Abneigung gegen das Grausame überhaupt, und war ein Vorbote der Mißempfindung, welche ich später bei der Darstellung der Danteschen Höllenqualen und aller ge-

malten Martyrien erlitten habe. Heute noch koſtet mich der Anblick der Laokoon's Gruppe Ueberwindung, und in Rom war es mir ſtets ein Troſt, daß im Vatikane der belvedereſche Apoll ſein nächſter Nachbar war, bei dem ich zu verweilen pflegte, wenn meine Freunde ſich in das Studium des Laokoon verſenkten.

Dreizehntes Kapitel.

Einige Wochen nach meinem vierzehnten Geburtstage wurde meinen Eltern ihr letztes Kind geboren, und dieſes Ereigniß machte zugleich den Merkſtein für meinen Eintritt in das praktiſche Leben.

Bei den frühern Entbindungen meiner Mutter hatte man eine Haushälterin angenommen, diesmal ſollte ich das Amt einer ſolchen verrichten, und ich übernahm es mit Zagen. Meine Mutter hatte mich in der vorhergehenden Zeit zu dem Nothwendigen angewieſen, aber ſie hatte immer gefürchtet, daß ich nicht mit meinen Obliegenheiten zurechtkommen würde, und es war mir daher in doppeltem Sinne ſehr bange, als ſie ſich eines Morgens niederlegen ging, und ich nun daſtand mit der Angſt um ſie, mitten in einer großen Familie, mitten in einem Hauſe, in welchem Jeder an die Sicherheit und Erfahrung einer reifen Frau gewöhnt war, und in dem jetzt Alle plötzlich auf mich allein angewieſen ſein ſollten.

Mein Vater brachte mir aus der Schlafſtube der

Eltern den Schlüſſelkorb meiner Mutter heraus, und während ihm ſelbſt gewiß nicht leicht um's Herz war, ſagte er freundlich ermuthigend: „habe nur Courage! wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch Verſtand. Vor Allem halte die Kinder ruhig!“ — Er küßte mich dabei auf die Stirne, und mir kam damit die Zuverſicht, daß es gehen werde, weil es gehen müſſe. Und es ging auch, obſchon die Leitung eines ſolchen Hausweſens damals keine leichte Aufgabe für mich war.

Unſer Hausſtand umſchloß in jenem Augenblicke ſiebzehn Menſchen: die Eltern, acht Kinder, von denen die vier Jüngſten einander faſt Jahr auf Jahr gefolgt, und alſo noch Alle völlig hilfsbedürftig waren, drei Commis, einen Lehrling, eine Köchin, die alte Kinderfrau, welche zur Wartung der kleinen Schweſtern wieder zu uns zurückgekehrt war, und endlich eine Amme. Das war ein Perſonal, welches eine Menge von Bedürfniſſen hatte, und das um ſo ſchwerer zu verſorgen war, als man damals in den bürgerlichen Haushaltungen, die ſich wie wir einzuſchränken, und genau über ihre Ausgaben zu wachen hatten, noch eine Art von Wirthſchaft führte, die in großen Städten nicht anwendbar iſt, und auch in Königsberg vielleicht jetzt nicht mehr üblich ſein mag. Sie war in ſo fern ſehr vernünftig, als ſie den

Grundsatz festhielt, daß es vortheilhaft sei, im Großen und Ganzen zu kaufen, wo die Billigkeit des Raumes Aufspeicherung gestattet; aber man hegte daneben das unzweckmäßige Verlangen, Alles, was irgend möglich war, im Hause selbst zu fabriziren. Man richtete sich ein, als lebte man auf dem Lande, und nahm alle Mühen über sich, welche die Entfernung von der Stadt der Landwirthin auferlegt, während man die Dienstboten und Lebensmittel mit städtischen Preisen bezahlen mußte.

Freilich waren der Lohn der Dienstboten und die Preise der Lebensmittel damals verhältnißmäßig noch sehr gering. Eine Köchin erhielt je nach ihren Leistungen achtzehn bis vier und zwanzig, ein Stubenmädchen nicht über zwanzig Thaler, und daß die Eltern der Kinderfrau, um sie für ihre langjährigen Dienste zu belohnen, und sich die treue und verläßliche Person für die Kinder zu sichern, dreißig Thaler zahlten, das wurde von der Familie als eine in unsern Verhältnissen fast unerhörte Ausgabe betrachtet. War das Jahr gut, so zahlte man für den Scheffel Kartoffeln zehn Silbergroschen, hatten wir Theurung, so konnte er bis zu vierzehn steigen. Kaufte man ein fettes halbes Kalb, so galt das Pfund im Durchschnitt ein zwei drittel, bis zwei ein

halb Groſchen, der Werth der übrigen Fleiſcharten war entſprechend. Ein Huhn bezahlte man mit fünf bis ſieben ein halb Groſchen, junge Hühner im Sommer, wenn man ſie noch eine Weile füttern wollte, mit zwei ein halb, Gänſe mit vierzehn Groſchen. Zum Preiſe von zwei ein halb Groſchen konnte man durch die Sommerzeit auch eine Mandel Eier haben, ein Pfund Butter galt fünf Groſchen und die Fiſche und das Obſt waren ſehr billig. — So allein war es aber auch möglich, daß ein Hausſtand wie der unſere durch das ganze Jahr mit ſiebenzig Thalern monatlich, welche mein Vater dafür ausgeſetzt hatte, ſeinen völligen Bedarf an Lebensmitteln und Beleuchtung, den Zucker abgerechnet, beſtreiten konnte, während doch ab und zu Gäſte in das Haus kamen, und noch eine Menge kleiner Ausgaben und Reparaturen von der ausgeſetzten Summe gedeckt werden mußten.

Eine ordentliche Königsberger Familie legte ſich alſo im Herbſte ihre zehn, zwanzig Scheffel Kartoffeln in den Keller. Einige Scheffel Obſt wurden im Sommer geſchält und aufgereiht und bei dem Bäcker getrocknet, Pflaumen- und Kirſchmus im Hauſe gekocht. Von allen Gemüſearten wurde der nöthige Vorrath im Herbſte für das ganze Jahr angeſchafft, und in Beeten

von grobem Sand, je nach ihrer Art, in den Kellern untergebracht, was man Einkellern nannte. In gleicher Weiſe wurden ganze Fäſſer voll Sauerkohl und Gurken, Töpfe voll rother Rüben und marinirter Häringe eingemacht, der feinern Früchte und der für Krankheitsfällen nöthigen Gelees und Fruchtſäfte nicht erſt zu gedenken. Selbſt Kamillen, Hollunder und Kalmus, wurden für vorkommende Fälle im Sommer von den Kräuterleſerinnen gekauft, und als Vorrath für den Winter aufbewahrt.

Aber das genügte noch nicht. Allwöchentlich wurde das Roggenbrod zu Hauſe angeteigt, mußte zu Hauſe ſäuern und beſonders bei dem Bäcker gebacken werden. Gab es einen Geburtstag oder ein Feſt, ſo wurde der Kuchen im Hauſe gebacken. Die Milch kaufte man, wie ſie von der Kuh kam, um ſelbſt die Sahne abzuſchöpfen, das Bier ließ man in Fäſſern kommen und füllte es ſelbſt auf Flaſchen. Wurſt wurde, wenn man es haben konnte, wenigſtens einmal im Jahre im Hauſe gemacht, Schinken und alle Pöckel- und Rauchfleiſchwaaren galten für beſſer, wenn ſie nicht vom Schlächter beſorgt waren. Um ſich vortheilhafter einzurichten, kaufte man je nach der Jahreszeit halbe Hämmel, halbe Kälber und halbe Schweine. Daß bei ſolchen Anſichten

alles Federvieh im Hauſe gemäſtet, im Hauſe gerupft wurde, daß man die Federn ſammelte und ſie ſchleißen ließ, und daß alſo natürlich auch Alles was irgend möglich war, im Hauſe geſtrickt, genäht und geſchneidert wurde, braucht nicht erſt erwähnt zu werden. Die Grille der Selbſtfabrikation ging ſo weit, daß man die Töchter nicht nur im Schneidern und Putzmachen unterrichten ließ, was in ſo fern ſehr vernünftig war, als es uns geſchickt und unabhängig machte, ſondern man ließ eine Zeit hindurch auch Schuhmacher in die Familien kommen, um das Schuhmachen zu lernen, um die Damen- und Kinderſchuhe im Hauſe verfertigen zu können.

Wahr iſt's, ſolch ein Haushalten im Großen und Ganzen hatte ſeine Reize. Es lag ein Vergnügen in dem weiten Vorausſorgen, wenn man die Mittel hatte, ihm zu entſprechen. Die gefüllten Speiſekammern und Keller mit ihren Steintöpfen, Fäſſern, Kaſten und Schiebladen, waren hübſch anzuſehen. Das Backobſt auf den Schnüren, der Majoran und die Zwiebeln verliehen, im Verein mit den Gewürzen, der Speiſekammer einen prächtigen Duft, das ausſproſſende Gemüſe in den Kellern roch vortrefflich. Man hatte ein Gefühl des Behagens, wenn nun Alles beiſammen war.

Nun konnte der Winter in Gottes Namen kommen! Der Beſuch eines unerwarteten Gaſtes genirte auch nicht im Geringſten. Wie überall, wo man aus dem Vollen wirthſchaftet, war man eher geneigt, einmal Etwas daraufgehen zu laſſen; und für die Kinder gab es bei all dem Backen und Obſttrocknen, Einkellern, Einkochen und Wurſtmachen, vielerlei Vergnügen, auf das man ſich im Voraus freute. Die Männer bezahlten in vielen Fällen dieſe Art der Wirthſchaft nur mit mehr Geld als nöthig, die Frauen mit einem Aufwande von Kraft, der oft weit über ihr Vermögen ging, und zu irgend einem nicht auf den Haushalt und die Familie bezüglichen Gedanken, blieb Denjenigen, die wie wir bei Allem ſelbſt Hand anlegen mußten, wenn ihr Sinn nicht entſchieden auf Höheres gerichtet war, kaum noch Zeit übrig. —

Daß nach dieſen Angaben eine Königsberger Familie viel Raum haben mußte, daß Keller, Boden, Kammern und ein Hof unerläßlich, daß mehr Dienſtboten dafür nöthig waren, verſteht ſich von ſelbſt. Rechnet man nun noch die fanatiſche Reinlichkeit meiner Landsmänninen dazu, für die es damals ein Dogma war, alle Zimmer wöchentlich einmal ſcheuern zu laſſen, eine Gunſt, welche den Fluren und Treppen zweimal

in der Woche wiederfuhr; rechnet man dazu, daß die Spiegel und ſogar die Fenſter, ſo lange die Kälte dies bei den Letztern nicht unmöglich machte, wöchentlich geputzt, die Stuben jeden Morgen feucht aufgewiſcht, und nach dem Mittageſſen, wo es thunlich war, noch einmal gekehrt und abgeſtäubt wurden, ſo entſtanden mit dem nothwendigen Reinhalten der Küche, der Kammern und des vielen für alle dieſe Vorräthe nöthigen Geſchirres, eine nicht endende Arbeit und Unruhe, und eine Athmoſphäre feuchter Reinlichkeit, in welcher Orchideen und Waſſervögel, je nach der Jahreszeit, eigentlich beſſer an ihrem Platze geweſen wären, als wir Menſchenkinder.

Raſtlos wie die Frauen es auf dieſe Weiſe wurden, waren es die weiblichen Dienſtboten noch viel mehr, und alle Theile klagten gelegentlich darüber. Indeß wer es den damaligen Hausfrauen — ich ſpreche von einer Zeit, die ein Menſchenalter hinter uns liegt — zugemuthet hätte, irgend einer ihrer wirthſchaftlichen Gewohnheiten zu entſagen, wer ihnen zugemuthet hätte, ihr Brod vom Bäcker, ihr Backobſt vom Kaufmann, ihren Bedarf an eingeſalzenem Fleiſche von einem Schlächter zu beziehen, den hätten ſie als einen Ketzer angeſehen, als einen Frevler, der ihre hausfraulichen Pflich-

ten beſchränken wolle, um ihrer Würde und Bedeutung damit Abbruch zu thun, und ſo das Glück der Ehen und der Familien allmählich zu untergraben.

Sie gaben zu bedenken — und dies mit einem Schein von Recht — daß außer dem Hauſe Alles ſchlechter und theurer ſei als in dem Hauſe, aber ſie brachten dabei die Koſten der großen Wohnung, des Dienſtperſonals, der Feuerung, und den Werth der Zeit nicht im Detail in Anſchlag, die im Hauſe auf die fraglichen Gegenſtände gewendet worden waren. Sie vergaßen ferner, daß ihre Vorurtheile es den Verkäufern unmöglich machten, ſich auf einen Verkauf im Großen einzurichten, und daß keine Konkurrenz den Preis der Waare ermäßigen kann, wo man entſchloſſen iſt, keine Nachfrage nach Waare zu machen. Erleben wir doch jetzt nach dreißig weitern Jahren ganz daſſelbe, wenn man es der Mehrzahl der Frauen begreiflich machen will, daß es für den Unbemittelten nicht zweckmäßig ſei, an ein ſpärliches Mittagbrod ein eigenes Feuer und die Arbeit eines beſonders dafür bezahlten Mädchens zu wenden, und — war ich doch ſelbſt, ſo lange ich in meinem Vaterhauſe haushielt, von dem Glauben an die nicht zu übertreffende Zweckmäßigkeit unſerer Königsberger Einrichtungen überzeugt. Es giebt aber frei-

lich auf der Welt nichts Beſchränkteres, und alſo auch nichts Eigenſinnigeres als die Frauen, wenn ſie, ſtatt ſich ihrer Vernunft zu bedienen, ſich hinter die Schranken der geheiligten Gewohnheit zurückziehen. Sie machen dann die Gewohnheit zur Sache der Empfindung und des Herzens, ihre Vorurtheile zum Symbol des Familienglückes, ja zum Palladium der ganzen ſozialen Lebensordnung; und ſo lieb mir auch heute das hausfrauliche Walten und Sorgen im eigenen Hauſe und am eigenen Heerde iſt, weil unſere Vermögenslage mir geſtattet, einen Theil meiner Zeit dafür zu verwenden, ſo bin ich doch froh darüber, daß der häusliche Heerd mir nicht mehr ein weſentlicher Beſtandtheil des Familienglückes, und der Kochlöffel in der Hand der Hausfrau nicht mehr als das Symbol ihrer Würde, oder gar als das Scepter erſcheint, mit welchem bewaffnet, das Weib allein ſeine Stelle als Gattin, Mutter und Hausfrau behaupten, und ſeine Pflichten erfüllen kann. Es iſt aber keine Frage, daß die Frauen ihren Pflichten auch genügen können werden, wenn wir einmal zu guten und allein vernunftgemäßen allgemeinen Kochanſtalten kommen ſollten, wie wir ja zu den Bäckern, Brauern, Conditoren u. ſ. w. ſchon gelangt ſind.

Ich habe mein Leben hindurch eine Luſt darin gefunden, Schwierigkeiten zu bekämpfen, denen ich mich gewachſen glaubte. Ehrgeiz und Thätigkeitstrieb kamen mir dann zu Hilfe, und ich fühlte mich dabei munter und zuverſichtlich. Zu dieſer Stimmung, welche ſich bei mir einſtellte nachdem meine jüngſte Schweſter geboren, und die Noth und Gefahr für meine arme Mutter überſtanden war, geſellte ſich damals die Freude, für die Mutter zu ſorgen, dem Vater, den Geſchwiſtern und den Hausgenoſſen es an keinem Nothwendigen fehlen zu laſſen, und die Genugthuung, es den Eltern beweiſen zu können, daß ich nicht unpraktiſch und nicht unnütz ſei.

Ich war mit Bangen und mit Zagen an mein Amt gegangen, nach den erſten acht Tagen aber fühlte ich mich bei der Arbeit friſcher und glücklicher als je zuvor, obſchon ſie mir ſo körperlich als geiſtig ſchwer fiel. Mein Vater hat mich in ſpätern Tagen gern damit geneckt, daß er mich eines Tages in ſtillen Thränen vor dem großen Wäſchſchrank gefunden, weil ich auf einem Stuhle ſtehend, mit dem Heben der ſchweren Tiſchgedecke nicht fertig werden konnte, und doch Niemand rufen wollte, um meine Schwäche und mein Ungeſchick nicht den mir untergebenen Dienſtboten zu verrathen.

Aber die Kraft übte ſich allmählich, ich war dazu

plötzlich meinen trocknen Stundenplan los geworden, meine Mutter war mit mir zufrieden, mein Vater hatte sichtliche Freude an meinem Gelingen, und meine kleinen Schwestern, die mir bis dahin, trotz aller meiner Liebe für sie, doch oft recht unbequem gewesen, wuchsen mir anders als vorher in's Herz, seit sie die Gegenstände meiner Sorge und Mühe waren.

Dazu war es Frühjahr, das Wasser floß funkelnd unter unsern Fenstern hin, Schiffe kamen und gingen, die ersten gelben Glockenblumen und Himmelschlüsselchen konnten meiner Mutter in ihre Wochenstube getragen werden, mit dem ersten kleingeschnittenen Kalmus, mit den ersten frischen Tannensprossen, konnten wir ihr, die diesen Duft liebte, Guirlanden um die Schränke und Tische legen, das Kind in der Wiege trug das Häubchen und das Jäckchen, das ich vor seiner Geburt für dasselbe gemacht, und wie oft ich an jenes Frühjahr denke, immer erscheint es mir als ein besonders angenehmes. Das hat aber seinen guten Grund: ich genoß in demselben zum ersten Male die Freuden einer werkthätigen Liebe, zum ersten Male die Kräftigung, welche selbstständiges Handeln uns mit seiner Verantwortlichkeit auferlegt.

Dadurch fühlte ich mich aber auch als ein erwach-

ſenes Frauenzimmer, und als nähmen mit dieſem Bewußtſein meine körperlichen Kräfte ebenmäßig zu, ſo fing ich an ſchnell zu wachſen, wurde ſtärker, bekam Farbe, und ſah, wie man das bei uns mit dem Volksausdruck bezeichnet, bald ſo vollſtändig aus, daß es nicht mehr möglich war, mir die Rolle eines halberwachſenen Mädchens aufzudringen, die mir, wie alle Halbheit, immer unbequem geweſen war.

Auch der Sommer, welcher dieſem Frühjahr folgte, iſt mir in der Erinnerung lieb geblieben. Die mir zuſagende Thätigkeit im Hauſe hörte zwar mit der Geneſung meiner Mutter faſt gänzlich auf, obſchon mein Vater ſie mir zu belaſſen wünſchte, und obſchon dies für die Mutter, die ihre Kräfte ſehr zu ſchonen, und für mich, welche die ihren zu entwickeln und zu verarbeiten nöthig hatte, gleich vortheilhaft geweſen wäre. Indeß die Mutter, welche in der Bewältigung des Haushaltes ihre eigentliche Stärke und ihr eigentliches Element beſaß, konnte den Gedanken nicht ertragen, daß ſie, wenn ſie mich die Wirthſchaft weiter ſelbſtſtändig fortführen ließ, ihre Ueberlegenheit über mich auch in dieſem Punkte allmählich verlieren könnte. Sobald ſie es daher im Stande war, nahm ſie mir das Regiment wieder ab, und da ſie obenein die Gewohnheit hatte, Alles, was

Andere in ihrem Auftrage gemacht hatten, der Sicherheit wegen noch einmal nachzusehen, so verdarb sie mir die Luſt, irgend Etwas zu thun, weil ich mich des Gedankens nicht erwehren konnte, daß sie es auf diese Weise eben so gut hätte selbſt machen können. Dies ängſtliche Mißtrauen in die Leiſtungen Anderer iſt aber ſowohl bei Männern als bei Frauen ein ſehr gewöhnlicher Fehler, dem natürlich der Glaube an die unerreichbare Vortrefflichkeit der eigenen Leiſtungen zum Grunde liegt. Alle jene Klagen über die Unanſtelligkeit und Unzuverläßigkeit von Untergebenen, denen man in ſo vielen Verhältniſſen begegnet, ſind in der Regel darauf zurückzuführen. Beſtimmt zu befehlen, ſich auf die Ausrichtung der Untergeordneten zu verlaſſen, und dieſe verantwortlich zu machen für das Verſäumte und Fehlende, ſcheint etwas ſo Natürliches für Jeden zu ſein, der einer Geſammtheit vorzuſtehen hat, und doch verſtehen dies ſo Wenige, weil eben in den meiſten Fällen — die Eiferſucht ſie verhindert, ſich für erſetzbar anzuſehen.

Hätte ich mit vierzehn Jahren die Einſicht und die Duldſamkeit gehabt, welche ich zwanzig Jahre ſpäter beſaß, ſo würde ich überall bereitwillig geholfen haben, wo meine Hilfe irgend Etwas nützen konnte, ohne eine

Anerkennung dafür zu begehren. Aber ich hielt damals meine kleinen Hilfsleiſtungen, die auch wirklich nur Handlangerdienſte waren, für einen Zeitverderb. Ich wollte, wie ſchon geſagt, Nichts thun „wobei Nichts heraus kam“, und weil ich es doch thun mußte, that ich es unluſtig, ſo daß meiner Mutter immer wiederkehrende Klage, ich ſei verdrießlich, ſobald ich Etwas leiſten ſolle, vollkommen begründet war — wenn ſchon ich mich heute wie damals lange nicht ſo ſchuldig daran fühlte, als ich ihr erſchien. Was aber die Sache noch verſchlimmerte, war, daß mein Vater jetzt, wie früher, der Mutter in ihrem Tadel gegen mich Recht gab, während ich deutlich empfand, daß er mit ſeiner Ueberzeugung durchaus auf meiner Seite ſtand.

Dadurch bildete ſich ſchon in jener Zeit eine Art von ſchweigendem Einverſtändniß zwiſchen mir und meinem Vater, und grade dieſes verletzte und verſtimmte meine Mutter, die das bald herausfühlte, nur noch mehr. Sie wußte, wie ſehr mein Vater ſie liebte, ſie liebte auch mich ſehr, aber die Ahnung, daß mein Vater eine Seite in ſeinem Weſen habe, der ſie nicht entſpräche, die wachſende Vermuthung, daß ich dieſe Lücke einſt ausfüllen könne und werde, machten ſie unglücklich, und gaben ihrem Verhalten gegen mich oft eine Gereiztheit,

die ich ungerecht fand, und die mir durch meine ganze Jugend, ja durch mein ganzes Leben das Verhältniß zu meiner Mutter getrübt hat, zu der alle meine fünf jüngern Schwestern und meine Brüder ein volles Zutrauen und eine volle Kindesliebe beſaßen und beſitzen konnten.

Wenn ich mich amüſirte, wenn ich an Vergnügungen, an Putz, an Menſchenverkehr Freude zeigte, war die Mutter immer mit mir zufrieden. Sie fand mich dann mädchenhaft und natürlich; und ich hätte ihr und mir manche trübe Stunde ſparen können, wäre ich klug oder unwahr genug geweſen, die ernſtere Seite meiner Natur, welche ſie als „männlich und ſchroff“ bezeichnete, vor ihr mehr zu verbergen.

Im Ganzen aber hatte ich, ſeit dem ich einmal den Haushalt geführt, doch mehr Freiheit für die Wahl meiner Beſchäftigung gewonnen, wenn ich meine Näh- und Strickarbeit für das Haus und meine Muſikübungen erſt abgethan hatte. Ich brauchte nicht mehr in beſtimmten Stunden „die alten Schulbücher“ durchzuſtudiren, ich konnte von hiſtoriſchen und ähnlichen Werken in meinen Mußeſtunden leſen, was ich mir verſchaffen konnte, und ich hatte eben ſo freie Wahl unter den Ro-

manen von Scott, die mein Vater gleichzeitig mit mir, und mit eben ſolcher Spannung las, als ich.

Nun wir wieder im Kneiphof wohnten, und ich auch eher allein ausging, kam ich öfter zu meiner jüngſten Tante, der Schweſter meines Vaters, hin, die gegen ihre Neigung mit einem vermögenden aber ungebildeten Kaufmann verheirathet, und ſehr unglücklich in ihrer Ehe war. Sie hatte eben ſo viel Verſtand als Bravheit und Herz, und viel Empfindung für Poeſie; und da ſie daneben eine hübſche Bibliothek beſaß, aus der ich, wenn ich ſie beſuchte, ſelbſt wählen konnte, was ich ihr vorleſen wollte, ſo ging ich gern zu ihr, und ihr Andenken knüpft ſich für mich an manchen poetiſchen Eindruck aus jener Zeit.

Mein Vater hatte unter den Göthe'ſchen Dramen eine beſondere Vorliebe für die natürliche Tochter. Es war daher auch eines der erſten, welche ich geleſen, und zwar ihm ſelbſt zum großen Theile vorgeleſen hatte. Er hatte mich die hohe und einfache Schönheit der Sprache bewundern laſſen, die ich ſelbſt empfand, aber er hatte meine Aufmerkſamkeit auch bei dem Stoffe und bei dem Ausgang der Dichtung feſtgehalten, und mir den Charakter Eugenien's als einen ſolchen gerühmt, der ſich zu entſcheiden und zu beſcheiden wiſſe, was für

Frauen doppelt unerläßliche Eigenſchaften, und recht eigentlich Tugenden wären.

Mich ließ das Drama damals gänzlich kalt. Die langen Geſpräche, bei denen nach meiner Meinung Alles nur darauf hinaus lief, daß ein unglückliches Mädchen ſich ohne ſeine Neigung verheirathete, zogen mich nicht an, und da die Jugend und das reife Alter ſehr verſchiedene Ideale haben, und die Jugend ſich glücklicher Weiſe noch nicht auf ſittliches Tranſigiren verſteht, ſo flößte mir meines Vaters Ideal von Weiblichkeit, ſo flößte mir Eugenie mit ihrer Reſignation eigentlich nur Widerwillen ein. Ich hätte es viel natürlicher gefunden, daß ſie ihr Vaterland verließ, als daß ſie ſich ohne Liebe verheirathete, und zwar auf die ungewiſſe Möglichkeit hin, einmal im Vaterlande den Verwandten nützen zu können, welche ſie verſtoßen hatten.

Als ich das gegen den Vater ausſprach, tadelte er mich, indem er mir ſagte, er bedaure es, daß er mich das Drama habe leſen laſſen, ich verſtände es offenbar noch nicht. Aber die Einſicht in den hohen Werth deſſelben werde mir mit den Jahren kommen, und er könne ſich deßhalb vorläufig die Erklärung ſparen. Er hatte offenbar damit die Abſicht gehabt, meine Wißbegier anzuregen, und mich zu wiederholtem Leſen

der Dichtung zu veranlaſſen. Indeß ſie mißfiel mir ſo gründlich, daß ſeine Abſicht fehl ſchlug. Und der heimliche Gedanke, meines Vaters Vorliebe für Eugenie rühre hauptſächlich von ſeiner Anſicht her, daß jede Frau ſich verheirathen müſſe, und daß eine Frau, je gebildeter ſie ſei, ſich auch um ſo würdiger in eine ihr nicht angemeſſene, ja unerwünſchte Ehe ſchicken könne, machte mir die Reſignation der natürlichen Tochter noch viel widerwärtiger.

Eines Tages, als ich bei meiner Tante war, brachte ich das Geſpräch auf Eugenie, und darauf, daß der Vater ſie und ihren Entſchluß ſo erhaben fände. Die Tante hörte mir mit ihrem freundlichen und traurigen Geſichte zu, und ſagte dann ganz kurz: laß Dir doch nichts einreden! Das ſagen ſie ſo, weil es ihnen bequem iſt!

Das hatte ich eigentlich zu hören erwartet, aber die Tante brach plötzlich ab, als ihr Mann hereintrat, der, in Erſcheinung, Sprache und Manier gleich unangenehm, irgend Etwas von ihr begehrte. Als er fortgegangen war, ſagte ſie: Es iſt Unſinn zu behaupten, daß eine Frau ſich an Etwas gewöhnen könne, was ihr abſtoßend iſt. Habe ich mich denn an mein Loos gewöhnt? Ich wußte, daß ich mein Todesurtheil unterzeichnete, als ich mich verheirathete, und ich habe es ihnen geſagt.

Aber ſie haben mir Alle zugeredet, Alle — nun bedauern Sie mich Alle!

Sie hatte das mit einer ihr ganzen fremden Bitterkeit geſprochen, und die Anklage, welche ſie mit ihren Worten gegen ihre von ihr ſehr geliebten Brüder, gegen den verſtorbenen Onkel und gegen meinen Vater ausſprach, von denen ſie, wie ich wußte, mit dringenden Ueberredungen zu ihrer Heirath genöthigt worden war, fiel mir ſchwer auf das Herz. Mehr noch erſchreckte mich der plötzliche deutliche Blick auf das Unglück meiner Tante, das übrigens kein Geheimniß war, ſo geduldig ſie es auch trug; und der Gedanke, daß man mir einſt Aehnliches zumuthen könne, beſtürzte mich vollends.

An jenem Tage aber, in meinem fünfzehnten Jahre, faßte ich den feſten Entſchluß, mich nie zu einer Heirath überreden zu laſſen, und mich nie anders als aus voller Ueberzeugung und Liebe zu verheirathen. An jenem Tage entwickelte ſich mir zum erſten Male ganz vollſtändig die Vorſtellung, daß das Kind auch ſeinen Eltern gegenüber Rechte habe, es entwickelte ſich in mir der Begriff meiner angebornen Selbſtſtändigkeit auch meinem Vater gegenüber, den ich vorher nie zu denken gewagt haben würde, und meine Ideen richteten

ſich damit, wie mit einem Zauberſchlage, über die Schranke des Hauſes und der Familie, weit hinaus in eine eigene Zukunft und in eine weite Welt.

Auch die Ueberzeugung, welche das Motiv zu manchen meiner Dichtungen geliefert hat, erwuchs in jener Stunde; wie denn überhaupt die Kindheit und die Jugend darum der Betrachtung ſo werth ſind, weil in ihnen alle jene Keime verſchloſſen liegen, aus denen ſpäter die Ueberzeugungen und der Charakter eines Menſchen ſich entwickeln und zuſammenſetzen. Denn Welt und Menſchenverkehr und Leben erzeugen in uns nicht ſo wohl ein Neues, als ſie vielmehr nur entwickeln und feſtigen, was in uns beim Austritt aus der Kindheit ſchon erſchaffen und vorhanden war.

Vierzehntes Kapitel.

Im Sommer dieſes Jahres ließ ſich in Königsberg ein Schnellläufer ſehen. Meine Eltern erzählten uns, wie in früheren Jahren alle vornehmen Herrſchaften vor ihren Karoſſen Läufer gehabt hätten, die ihnen vorangeeilt wären; und während mein Vater dieſen alle Menſchlichkeit verſpottenden Luxus tadelte, wurde doch beſchloſſen, daß wir den Schnelllauf mit anſehen ſollten, um einen Begriff von der dem Menſchen möglichen Schnelligkeit zu bekommen.

Wir waren zu dem Zwecke auf einem Stellwagen nach einem Gaſthof auf dem Below'ſchen Gute Kalgen gefahren, der an der Chauſſee und ungefähr auf der Hälfte des Weges gelegen war, welchen der Läufer zurücklegen ſollte. Draußen vor dem Gaſthof war Alles voll von Menſchen aller Stände, und da die Studenten ſich in Königsberg damals überall ſehr bemerklich machten, ſo waren auch an dem Tage ihrer

eine Anzahl zu Pferde und zu Wagen in Kalgen anwesend.

Es währte denn auch nicht lange, bis von der Stadtseite her einige Offiziere herangesprengt kamen, welche den Läufer zu Pferde begleiteten, und zwischen ihnen wurde ein mittelgroßer, magerer junger Mann sichtbar, der in einem flatternden Pagenanzug von verblichenem blaßblauem und weißem Atlas, pfeilschnell vorüberrannte, während der Wind die hohen Federn auf seinem Barett hin und her jagte. Ich hatte mit den Andern und mit Mathilde, die bei solchen Anlässen immer mit uns war, unten vor der Thüre des Gasthofes gestanden, und war, als der Ruf der Menge die Ankunft des Läufers verkündete, auf den etwa zwei Fuß hohen Seckel einer der hölzernen Säulen gestiegen, welche den Balkon vor dem oberen Stockwerk stützten. Kaum aber befand ich mich auf der geringen Erhöhung, als aus dem Kreise der dabei stehenden Studenten sich Einer umwendete, und, nach mir hinsehend, zu seinem Gefährten sagte: hat das Mädchen schöne Augen! wird die hübsch werden!

Ich rutschte von meinem Piedestal herunter, denn mir flammte das Gesicht, aber nicht vor Schaam, sondern vor unaussprechlichem Vergnügen. Der Läufer

hätte noch zehnmal an mir vorüberjagen können, sie hätten — mein Vater und ein anderer Herr — noch viel lebhafter darüber sprechen können, ob es Recht sei oder nicht, solche Produktionen, wie den Schnelllauf zuzulassen, da sich doch immer Menschen fänden, die mit ähnlichen Dingen ihr Brod verdienen wollten, es war mir in dem Augenblicke äußerst gleichgültig! Die Gewißheit, daß Jemand mich hübsch fand, die Möglichkeit, daß ich noch hübscher werden könnte, machten mich gar zu glücklich. Als Kind hatte man mich in der Schule wegen meiner Blässe und Magerkeit geneckt, und neben Mathilde war ich selbst mir immer so unschön erschienen, daß ich mich allmählich, wenn auch mit schwerem Herzen, dazu beschieden, durch geistige Eigenschaften gefallen zu müssen, während ich in diesem Zeitpunkte gar kein lebhafteres Verlangen kannte, als groß, schlank und schön zu sein, wie ich mir die Heldinnen aller Dichtungen vorstellte, wie ich es je zu werden auch nicht die geringste Aussicht hatte.

Der junge Student, welcher mir damals diese Freudenbotschaft verkündete, und der jetzt, ein anerkannt tüchtiger Mann, im fernen Masuren auf seinem Gute lebt, hat sicherlich nie eine Ahnung davon ge-

habt, welche Wohlthat er mir an jenem Nachmittage mit seinem Ausrufe erwies. Er war mir ein Befreier von der Pedanterie, welche sich aus meinen, auf das Ernste gerichteten Anlagen, in mir zu entwickeln drohte. Eine Bibliothek von Büchern hätte ich an dem Nachmittage hingegeben für einen Strohhut, der mich gut gekleidet hätte, und all mein bischen Wissen für das Vergnügen, es noch einmal aussprechen zu hören, daß ich hübsch werden könne.

Die Stimmung blieb nun auch die vorherrschende in mir, und machte mich sehr heiter. Zum Lernen hatte ich von da keinen so ausschließlichen Trieb, ich wollte nur gefallen, und statt des wissenschaftlichen Ehrgeizes, den ich als Kind gehegt, statt der Sehnsucht nach einem Doktortitel und einem Lehrstuhl in Bologna, hatte ich jetzt nur den einen Wunsch, bald möglichst in die Welt zu kommen, das hieß auf einen Ball zu gehen, oder eigentlich, recht bald Befriedigung für diese neu erwachte Eitelkeit zu finden. An einen Ball aber war für mich noch nicht zu denken, denn mein Vater hatte es festgesetzt, daß ich in diesem Jahre noch keinen Ball besuchen sollte, und das um so weniger, als sich mir allmählich ein Umgangskreis eröffnet hatte, der mir Vergnügungen mancher Art be-

reitete, und mir genugsam Gelegenheit bot, mit Mädchen und mit jungen Männern zusammenzukommen, deren Besuche auch in unserm Hause nicht fehlten.

Noch während ich in die Schule ging, hatte ich die Kinder der angesehensten jüdischen Familie von Königsberg, der Familie Oppenheim, kennen lernen. Das Haupt derselben, der alte Banquier Oppenheim, lebte mit seiner Gattin, einer sehr schönen Matrone, in einem ansehnlichen und für die damalige Mode prächtig eingerichteten Hause, in der Kneiphöfischen Langgasse, grade über dem Hause, welches meine Großeltern mütterlicher Seits, sechs und dreißig Jahre inne gehabt hatten. Die älteste Tochter, an einen Herrn Friedländer verheirathet, wohnte mit ihren Söhnen und Töchtern in dem Hause ihrer Eltern. Zwei andre Töchter, die Eine an einen Banquier Warschauer, die Andre an einen Consul Schwarz verheirathet, und der einzige Sohn der Familie, der eine sehr schöne und liebenswürdige Frau hatte, waren Alle in Königsberg in großem Wohlstande ansässig, und bildeten einen Familienkreis und eine Geselligkeit, wie sie mir nicht häufig wieder begegnet sind.

Die Frauen waren in demselben, wie das damals in den jüdischen Familien häufig der Fall zu sein

pflegte, den Männern an Bildung weit überlegen, und dabei zum Theil Meisterinnen der geselligen Form. Da das Haus weit verzweigte Handelsverbindungen hatte, kamen fortwährend Fremde in dasselbe, alle bedeutenden Künstler, welche Königsberg besuchten, wurden dorthin empfohlen, und weil die Frauen angenehm, und die Gastfreiheit der Familie sehr groß war, so suchten auch manche der Beamten und Gelehrten der Stadt die Bekanntschaft derselben auf, während die christliche Kaufmannsaristokratie sich in ihrem Judenhasse damals von der Oppenheim'schen Familie ebenso fern, als von allen andern Juden hielt. Nur zu den Bällen der christlichen jungen Kaufmannschaft, und zu den andern Bällen, welche die Kaufmannsaristokratie, die Beamten und der Adel gemeinsam veranstalteten, zu den sogenannten Korporations- und zu den Combinationsbällen, ließ man die Oppenheim'sche und vielleicht noch eine oder zwei andre reiche Judenfamilien zu — ein Vorzug, den ich ihnen damals sehr beneidete, obschon er nur den Ausspruch Lessings bewahrheitete: der reichere Jude war Euch stets der Bessere!

In allen den vier Familien, welche die Kinder des alten Banquier Oppenheim gegründet hatten, gab es tüchtige junge Gelehrte als Hauslehrer, und überall

auch franzöſiſche Gouvernanten. Die dritte Generation war in ihrem Alter ſehr verſchieden. Der älteſte Enkelſohn hatte ſchon den Feldzug von achtzehnhundertfünfzehn, als ſiebenzehnjähriger Jüngling mitgemacht, ein Bruder und eine ſehr geiſtvolle und liebenswürdige Schweſter ſtanden ihm in Jahren nahe, und um dieſe drei jungen Perſonen zunächſt bewegte ſich eine ganze Schaar jüngern Volkes, die theils ein Paar Jahre älter als ich, theils gleichaltrig mit mir oder auch jünger waren. Mittwoch und Sonnabend Abends und Sonntag den ganzen Tag über, waren alle Stämme der Familie, bis auf die jüngſten Kinder herab, im Vaterhauſe verſammelt. Die Hauslehrer und Gouvernanten, die Privatlehrer, die Freunde der verſchiedenen Söhne, Töchter und Enkel, und eine Anzahl Fremder fehlten dann ſelten, und es war an ſolchen Tagen wirklich originell, durch das Haus zu gehen, und nachzuſehen, wie die verſchiedenen Geneſſenſchaften ſich die Zeit vertrieben, wie die alte Frau Oppenheim in ihrem nach altem Schnitte gemachten ſeidenen Oberrock, mit ihrer Spitzenhaube und ihrem weißen Perlenſchmuck, mit ſchwarzſeidenen Schuhen und weißſeidenen Strümpfen, die ſie ſelbſt als Greiſin auch im kälteſten Winter trug, durch die Zimmer ging,

und leiſe, mit dem Kopfe zitternd, überall nach dem Rechten ſah.

Oben in des Großvaters Stube, der Winters tief in den Filzſtiefeln des Podagriſten ſteckte, ſpielten einige alte Leute ihre Partie, in dem Zimmer der einen Enkelin las man geſellſchaftlich, und in den großen Hinterſtuben trieben wir Jüngern unſer Weſen, ſpielten wir als Kinder mit unſern Puppen, ſpielten wir ſpäter ſogenannte jeux d'esprit, oder tanzten wir mit unſern männlichen Altersgenoſſen, ſeit wir der Kinderſpiele müde geworden waren. Ich habe ſehr frohe Stunden und Tage in dieſem Kreiſe verlebt.

Im Sommer zogen die ſämmtlichen Familien nach einem großen Landſitz, nahe vor der Stadt, nach Karlsruh hinaus, deſſen Gärten drei, vier Häuſer und Häuschen umſchloſſen. Man mußte alſo zuſammenrücken, man wohnte enge, und da die Gaſtfreiheit im Sommer in noch größerem Umfange geübt wurde als in der Stadt, ſo konnten wir Jungen uns kein fröhlicheres Leben wünſchen, als es ſich uns in dem Landſitze eröffnete, auf dem ich mitunter ein Paar Wochen ganz als Gaſt verweilte.

Bei einem dieſer längern Beſuche ſah ich zum erſten Male die Schröder Devrient, und ſie war zugleich

die erſte Bühnenkünſtlerin, der ich außerhalb des Theaters begegnete. Ich denke, es muß achtzehnhundertſechs- oder ſieben und zwanzig geweſen ſein, und ſie konnte ſomit nicht viel über zwanzig Jahre zählen. Ich hatte ſie ein paar Tage vorher, unter dem Schutze meines Onkels, der damals Theaterarzt war, als Emmeline in der Schweizerfamilie gehört, und mit dem ganzen Publikum heiße Thränen vergoſſen, als ſie mit unterdrücktem Schluchzen und mit lächelndem Munde, mit bezaubernder Miene, die Arie: „Ich bin ja ſo fröhlich“ geſungen. Wie der Inbegriff aller kindlichen Sanftmuth, aller Güte und Unſchuld war ſie mir vorgekommen, und ich kannte ſie kaum wieder, als ich ſie in ihrer blendenden und ſieggewiſſen Schönheit, in dem Kreiſe der ſie bewundernden Männer und Frauen wiederſah. Strahlender in den Farben, vollendeter an Geſtalt, und von einnehmenderen Zügen, als es Wilhelmine Devrient damals war, wüßte ich mir keine Frau zu denken. Ihr goldblondes Haar leuchtete förmlich um ihre Stirne, ihre Arme und ihr Hals glänzten aus dem ausgeſchnittenen Kleide von weiß und roſa geſtreiftem Tafft hervor, und wir jüngern Mädchen ſtanden in der Ferne und ſahen ihr wie geblendet, und doch erſchrocken zu. Sie gefiel uns gar nicht, weil ſie

nicht Emmeline war, als welche auch die andern Mädchen sie gesehen hatten, und wir nahmen es ihr übel, daß sie jetzt nicht weinte, daß sie uns jetzt nicht rührte. Wir besaßen noch den vollen Egoismus der Jugend, die es verlangt, daß die Menschen dasjenige sein sollen, was sie an ihnen liebt, was sie an ihnen bewundert. Von Wehmuth und Rührung war aber an der lebensvollen Frau jetzt keine Spur zu finden. Sie erzählte ganze Reihen komischer Geschichten, sie sang zum Clavier Liederchen im Wiener Dialekt, und als irgend Jemand ihr ein Compliment machte über das reizende Grübchen in ihrem Kinn, sagte sie: als Gott mich fertig gemacht hatte, gefiel ich ihm nicht. Da hat er mir mit dem Finger einen Stoß gegen das Kinn gegeben, hat mich auf die Seite geschoben, und gesagt: nun mach' Mädel, das Du weg kommst, und sieh zu, wie Du Dich durch die Welt schlägst! davon kommt das Grübchen! Es ist ein schlechtes Merkmal, sonst Nichts. Sie lachte dazu, die Gesellschaft fand die kleine Erfindung reizend, aber wir blieben in der Opposition, und als sie dann vollends nach all dem Scherz und Lachen, ganz so unschuldig und rührend wie an den verwichenen Abenden die Emmelinen-Arie sang, da erlitten wir eine Art von Schmerz, denn es wurde

uns eine Illuſion zerſtört, Emmeline hörte auf, uns ein wirklich exiſtirendes Weſen zu ſein, und die Künſtlerin um der Kunſt willen zu bewundern, waren wir noch nicht reif genug. Vielleicht aber ſind die Triumphe mit die reinſten, welche die Künſtler der Jugend gegenüber erringen, die in ihnen noch wirklich ihre Ideale ſieht und liebt, und es ganz vergißt, daß der Künſtler auch außerhalb ſeiner Rolle noch ein Daſein hat.

In dem Oppenheim'ſchen Hauſe war es auch, daß ich die Familie des Konſiſtorialrath Kähler kennen lernte. Er war Profeſſor an der Univerſität, erſter Prediger an der Löbenicht'ſchen Kirche, Konſiſtorialrath, und ſo aufgeklärt und freiſinnig, als es für einen Geiſtlichen irgend möglich, der mit Ueberzeugung ſein Amt als Lehrer und Prediger des proteſtantiſchen Chriſtenthums verwalten ſollte. Ohne Vorurtheile irgend einer Art, von der höchſten allgemeinen Bildung, hatte er, ehe er nach Königsberg kam, ſich viele Jahre in einem kleinen Pfarramte mit einer großen Familie durchbringen müſſen, und da er ein Mann voll Phantaſie und des Wortes durchaus Meiſter war, hatte er ſich in jenen Zeiten als Dichter verſucht, und mehrere Romane anonym erſcheinen laſſen. Zwei derſelben: Herrmann von Lobeneck, und Bruder Martin der Mörder, wurden, da man den

Verfaſſer jetzt in Königsberg kannte, viel geleſen; und der bloße Gedanke, daß Konſiſtorialrath Kähler ein Dichter ſei, hätte mir ſeine ganze Familie anziehend gemacht, wäre ſie es nicht ſchon durch ſich ſelbſt geweſen. Denn ich liebte die Dichter und hatte doch nie einen ſolchen geſehen, mit Ausnahme des unglücklichen, ſpukhaften Raphael Bock, der meinen Vorſtellungen von einem Dichter nicht im Entfernteſten entſprach.

Der Vater, die Mutter und alle Kinder des Kähler'ſchen Hauſes waren ſchöne Menſchen. Sie hatten, ſo verſchieden ſie in ihrem Aeußern waren, alle etwas Leuchtendes in Blick und Farbe; und eine ganze Reihe gut gemalter *Portraits* ihrer verſtorbenen Großeltern und Urgroßeltern zeigte eben ſo ſchöne Geſichtsbildungen und eben ſo viel intelligenten Ausdruck. Ein Geiſt edler Bildung ging durch das ganze Haus. Man lebte reichlich, aber doch ohne allen Luxus, man ſah Fremde, gab aber wenig Geſellſchaften, und der kluge Sinn der trefflichen Hausfrau, wußte die Anſprüche, welche ein weit verzweigter Umgang und die Lebensluſt der Kinder machten, auf das Beſte mit den etwaigen Anſprüchen orthodoxer Gemeinde-Mitglieder zu vereinigen, welche von dem Leben einer Predigersfamilie Zurückgezogenheit und Stille forderten. Zwei Söhne und zwei Töch-

ter waren außerhalb Königsberg bereits verheirathet und versorgt, drei Töchter und ein Sohn, der damals Medizin studirte, lebten noch bei den Eltern, und es kamen theils als Freunde des Sohnes, theils als Zuhörer des Vaters, viel junge Männer, wenn auch nur zu kurzen Besuchen, in das Haus.

Dazu war mir noch ein neuer Zuwachs an häuslicher Geselligkeit geworden, als eine uns verschwägerte Familie unser Vorderhaus bezog. Es waren das die Eltern des schon früher von mir erwähnten Eduard Simson, der mir von da ab ein lieber Jugendgenosse wurde, wie unsere Mütter und Väter es einander gewesen waren. Eduard hatte, als seine Eltern unsere Miether wurden, eben mit fünfzehn Jahren sein Studenten-Examen gemacht, und geistvoll und strebsam, wie er es war, fand er eben so viel Freude daran, mir von seinen Collegien und Arbeiten zu sprechen, als mir die Bücher mitzutheilen, die ihn beschäftigten. Er lernte mit Leidenschaft, er lehrte eben so gern, so daß unser Umgang uns Beiden gleich erfreulich und angenehm war, und wie er meiner Lust am Aufnehmen gewiß manche eigene Aufklärung verdankt, so danke ich ihm eine Menge von Anregungen und von vereinzelten Kenntnissen und Belehrungen, die den großen Vortheil für

mich hatten, mir, eben weil ſie vereinzelt waren, immer neuen Stoff zum Denken zu geben. Auf dieſe Weiſe kamen, als Simſon die philoſophiſchen Collegia von Herbart beſuchte, die erſten philoſophiſchen Begriffe, und in derſelben Zeit ebenfalls durch ihn, einzelne Schriften von Friedrich Jacobs an mich heran, die mir neue Vorſtellungen und Bilder aus dem klaſſiſchen Alterthume zuführten.

Seit die Familie Simſon das nach der Kneiphöfiſchen Langgaſſe gelegene Vorderhaus unſeres Hauſes bezogen hatte, während wir immer noch das Hinterhaus am Kai bewohnten, hatten wir ein Paar Stuben und Kammern des Vorderhauſes zu unſerer Wohnung mit hinzugenommen, und ich war dadurch aus der Kinderſtube, und in den Beſitz eines beſondern Zimmers gekommen, das ich jedoch mit meiner Schweſter theilte. Es war ein ſehr finſterer, kalter, völlig ſonnenloſer Raum, der nur ein Fenſter nach dem Hofe, dafür aber drei Thüren hatte, die alle in kalte Kammern führten. Ueber mir — die Stube lag in dem langen, ſchmalen Zwiſchengebäude, das eine Straße lang, das Vorderhaus mit dem Hinterhauſe verband — hatte ich ein flaches Dach, auf dem ein großer Balkon, ein ſogenannter Schauer war; — unter meiner Stube befand ſich einer

von meines Vaters Wein-Lagerräumen, deſſen Geruch immer in meine Stube drang. Aber der Beſitz dieſes Zimmers machte mich doch ſehr glücklich, und ich trug in daſſelbe zuſammen, was ich nur an kleinen Zierrathen habhaft werden konnte. Das war freilich nicht viel, und meine eigenen, ſehr mittelmäßigen eingerahmten Kreidezeichnungen und meine noch ſchlechter gemalten Fruchtſtücke, die über dem höchſt unbequemen Sopha hingen, bildeten die Hauptverſchönerung.

War es nun das eigene melancholiſche Zimmer, das mir ſolch ein Gefühl von Wichtigkeit gab, oder war es die Lektüre von Roſaliens Nachlaß von Friedrich Jacobs, die mich dazu begeiſterte, genug, ich kam ganz plötzlich auf den Gedanken ein Tagebuch zu führen. Bis dahin hatte ich mich begnügt, mir einzelne Stellen aus den Büchern, welche ich las, zu excerpiren, aber nun befriedigte mich das nicht mehr. Die jungen Mädchen und Männer in dem Jacobs'ſchen Romane, den ich mit Mathilde zuſammen geleſen, hatten mir gar zu gut gefallen. Das ſanfte Gemiſch von edeln Empfindungen und blaßblauen Schleifen, von Bällen und Religiöſität, von Liebe, Schwindſucht und frommer Todesempfindung, war ſehr nach meinem Geſchmack geweſen, und da man mich in dieſer Zeit, Dank einer

eben graſſirenden Thorheit, ſyſtematiſch krank gemacht hatte, und ich alſo wirklich mancherlei Leiden und Beſchwerden zu erdulden hatte, ſo wurde es mir noch leichter, mich in die Stimmung Roſaliens hineinzuphantaſiren.

Das hing aber ſonderbar genug mit dem Aufſehen zuſammen, welches in jenen Tagen die Fortſchritte auf dem Gebiete der Orthopädie zu machen angefangen hatten. Bis dahin waren wir Alle, eben ſo wie unſere Mütter und Großmütter, aufgewachſen, ohne daß man beſonders daran gedacht hätte, unſer eigentliches körperliches Wachsthum zu überwachen. Wer nicht verwachſen war, galt ohne Weiteres für grade, und ich wüßte auch nicht, daß aus der großen Zahl meiner Alters- und Schulgenoſſen irgendwie gebrechliche oder verwachſene Frauen hervorgegangen wären. Wir ſaßen Alle freilich in der Regel mehr als nöthig war, man ließ uns auch ganz unnütze feine Handarbeiten, namentlich viel Stickarbeiten in ſogenannten Petit-Points am Rahmen ausführen, und wir ſelbſt hatten den Ehrgeiz, für dieſe Arbeiten den feinſten weißen Cannevas auszuſuchen, wodurch ſie die Augen noch mehr anſtrengten, und für die Haltung am Stickrahmen noch bedenklicher wurden. Indeß Alles in Allem genommen befanden

wir uns, da der Körper ſich in der Jugend viel bieten läßt, vortrefflich, als mit einem male, durch die Zeitungen, oder Gott weiß durch welche Mittheilungen angeregt, ſich über unſere Mütter die epidemiſche Angſt vor dem Verwachſen ihrer Kinder zu verbreiten begann.

Daß wir grade gingen und uns nichts Uebles anzuſehen war, beruhigte unſere Mütter ganz und gar nicht, und half uns nichts. In allen Familien wurden Hausſuchungen nach beginnenden Verkrümmungen gehalten, es war ein wahres Mißgeſchick über uns hereingebrochen, und ehe wir es uns verſahen, beſtanden wir aus lauter Gebrechlichen, und wurden Behufs der mit uns zu beginnenden Kuren dezimirt. Drei Couſinen von mir, die Töchter eines Hauſes, kamen in die neuerrichtete Königsberger orthopädiſche Anſtalt, ein Paar Mädchen aus der Oppenheimſchen Familie wurden zu Blömer nach Berlin gebracht, dieſe und jene von meinen Freundinnen bekamen in ihren Familien fabelhafte Maſchinen zu tragen, und wurden Nachts zu Hauſe auf Streckbetten geſchnallt; kurz es ſchien als könnten unſere Mütter erſt zur Ruhe kommen, wenn ihnen irgend ein Arzt die Gewißheit gegeben hatte, daß ſie auch ſo unglücklich wären, angehende Krüppel unter ihren Kindern zu haben.

Ich für meinen Theil hatte ſo gut wie alle Andern viel geſeſſen, hatte die Thorheit des Stickens ſo weit ausgedehnt, auf feinem Linon in Petit-Point zu arbeiten, aber Dank der Sorgfalt meiner Mutter, hatte ich mich immer ſehr grade gehalten, und da ich eines der glücklichſt organiſirten Augen habe, keine Art von Nachtheil von meinen unnützen und mühſeligen Handarbeiten gehabt. Indeß dieſe Sorgfalt meiner Mutter machte ſie auch geneigt, von der orthopädiſchen Epidemie mit angeſteckt zu werden. Sie fing an mich auszukleiden und zu betrachten, und machte dann eines Tages die unglückliche Entdeckung, daß auch ich ſchief ſei. Ihr Bruder, eben unſer Onkel Doktor, und ein Medizinalrath Ungher, der Direktor der chirurgiſchen Klinik, wurden herbeigerufen, ich wurde hin- und hergedreht und gewendet, und es wurde dann endlich feſtgeſtellt, daß ich zwar einen tadelloſen Knochenbau hätte, daß aber meine rechte Schulter doch ſtärker ſei als die linke, daß ich alſo täglich eine Weile an einer Art von Reck hängen, täglich eine Stunde auf der harten Diele auf dem Rücken liegen, und alle vierzehn Tage vier bis ſechs Blutegel an die verdächtige Schulter geſetzt bekommen ſolle.

Mein Vater freilich ſah das Alles als eine große Thorheit an, indeß dem Urtheil gewiegter Aerzte war

nicht zu widerſprechen, eine Verantwortung mochte er vielleicht auch nicht übernehmen wollen, genug ich mußte am Reck hängen, wovon ich Blaſen und für Jahr und Tag eine harte Haut in den Händen bekam, mußte eine ſchöne Stunde täglich unnütz an der Erde liegen, was mir Schmerz machte und mich tödtlich langweilte, und nachdem man Jahr und Tag die noch viel unnützeren und mir höchſt nachtheiligen Blutentziehungen fortgeſetzt hatte, fing man an ſich ſehr zu wundern, daß ich fortwährend über Kopfſchmerzen, über Schwindel und Herzklopfen klagte, die wahrſcheinlich nur die nothwendige Folge der Blutentziehungen geweſen ſind. Man war aber weit entfernt, ſie dafür zu halten, ſondern man verordnete mir ſtarke Bewegung — mein Vater ließ mich täglich im Hofe eine halbe Stunde Waſſer in die Anker und halben Anker pumpen, die dort zum Spülen lagen — und ſtatt mich ordentlich zu ernähren, weil ich mager geworden war, ließ man mich während der Sommermonate eine rein vegetabiliſche Koſt genießen, um, wie es hieß, mein Blut zu verdünnen.

Daß ich auf dieſe Weiſe es glücklich zu einem Anſatz von Bleichſucht und zu ſehr feinen Empfindungen brachte, war nur natürlich. Ich war noch leichter als vorher zu rühren, verrieth einen mir bisher ganz fremden

Hang zum Elegiſchen, und dachte viel an meinen Tod. Mathilde, die ein paar Geſchwiſter in unſerm Alter verloren hatte, half mir dabei nach beſten Kräften, obſchon ſie wie das Leben ſelbſt ausſah, und an ihrer ſchönen Geſtalt keine orthopädiſchen Strapazen zu erdulden hatte; und was ich von Schwärmerei am Tage mitten in dem Spektakel der Kinder und mitten im Haushalt nicht hatte fertig bekommen können, das vertraute ich Abends beim Schimmer eines ſpärlichen Talglichtes, in der eiskalten Stube, den verſchwiegenen Blättern meines Tagebuches an, das ich, beiläufig bemerkt der guten Ulrich'ſchen Schulordnung getreu — hübſch in blaues Deckelpapier eingenäht, und mit dem feſtgenähten reglementsmäßigen Löſchblatt verſehen hatte.

Das trieb ich mit großem Selbſtgenuß eine ganze Zeit ſo fort. Fror mich Abends bei dem Schreiben, was in dem kalten Zimmer ſehr natürlich war, ſo „fühlte ich die Schwingen des Todes über mir wehen.“ War ich ſchläfrig und ſah ich bei dem ſpärlichen Lichte ſchlecht, ſo „ſchloß ſich mein Auge vor dem trügeriſchen Schein der Welt“. Kurz jedes Wort, das ich ſchrieb, war eine leere Phraſe oder eine Affektation. Während meine Putzſucht recht groß, mein Hang zum Vergnügen ſehr geſund waren, während jede Galanterie, die man

mir erzeigte, mir ein wirkliches Vergnügen bereitete, und während ich im Grunde ſehr wohl mit mir und meinen Erfolgen zufrieden war, hatte ich, als mir der zweite Herbſt in meinem eigenen Zimmer herankam, zwei ſaubere Quartbücher voll geſchmachtet und voll gewinſelt, und ſaß eines Abends wieder da, um „meine Gedanken zu ſammeln, ehe ſich mein Auge wieder über einem meiner Tage ſchloß.“ Dabei kam ich auf den glücklichen Einfall, einmal im Zuſammenhange überſchauen zu wollen, was ich erlebt und empfunden hatte. Ich wollte doch wiſſen, wie meine hinterlaſſenen Bekenntniſſe auf die Ueberlebenden wirken würden, und äußerſt gerührt, mit Thränen in den Augen, fing ich an zu leſen, und las und las — und es fiel mir wie Schuppen von den Augen.

Nicht ein Wort war wahr von allen dem, was ich ſeit fünf Viertel Jahren zuſammengeſchrieben hatte. Ich hatte von Seelenleiden geredet, die ich gar nicht kannte, von einer Sehnſucht, die ich nie gehegt. Ich war ganz benommen, ganz verdutzt über mich ſelbſt. Ich war mir widerwärtig und lächerlich zugleich. Ich beſann mich, was mir denn eigentlich gefehlt habe? Ich hätte mich wirklich gefreut, hätte ich auch nur gefunden, daß ich in irgend Jemand verliebt ſei. Aber ich befand

mich in dem erwünſchteſten Gleichgewichte, und meine Rechtſchaffenheit hielt es mir bitter vor, wie unwürdig es ſei, ſich ſo mit erborgtem Gefühlsplunder aufzuputzen. Mein Verſtand ſagte mir dazu, wie undankbar es ſei, ſich ohne Grund unglücklich zu nennen; und ich kann nicht anders als den Ausdruck brauchen, mit dem ich damals meinen Zuſtand in mir ſelbſt bezeichnete: ich kam mir wie ein Falſchmünzer und im höchſten Grade malhonnette vor. Das war ein Wort, welches mein Vater für ſolche Unredlichkeiten brauchte, und ich hatte, nun ich mich einmal auf mich ſelbſt beſonnen, auch nicht eher Ruhe, bis das letzte Blatt dieſer Lügenchronik im Ofenfeuer verkohlt war.

Damit endeten meine Selbſtbeſpiegelungen ein für alle Mal, und ich hatte gegen allen Selbſtbetrug eine ſolche Abneigung bekommen, daß ich nie wieder ein regelmäßiges Tagebuch geführt habe. Schrieb ich ſpäter hie und da einmal eine Notiz für mich auf, ſo war es, um mir die Erinnerung an etwas, das ich geleſen hatte, an eine augenblickliche Lage, oder auch, um mir eine Bemerkung über Dritte feſtzuhalten, und ſelbſt dieſe faſt ſachlichen Aufzeichnungen begann ich erſt wieder im Jahre achtzehnhundert vier und dreißig, als ich zum

drei und zwanzigsten Geburtstage von einem meiner Verwandten ein Tagebuch geschenkt bekam, und meiner innern Wahrhaftigkeit ziemlich sicher sein durfte.

Ich habe aber aus dieser an mir selbst gemachten Erfahrung das Bedenkliche der Tagebücher für junge Personen erkennen lernen, und eigentlich, so oft mir regelmäßig geführte Tagebücher von Mädchen oder Frauen zu Gesichte kamen, immer die Bemerkung gemacht, daß sie unwahr und ein Unsegen für ihre Besitzerinnen waren. Das Leben der meisten Frauenzimmer ist einförmig, ihr Gedankenkreis in der Regel sehr beschränkt, und ihr Sinn daher auf das Kleinleben in ihrer Nähe gerichtet, das möglichst einfach und leicht genommen werden muß, wenn es erfreulich und vernünftig fortentwickelt werden soll. Hat man sich aber einmal vorgenommen, täglich Etwas aufzuschreiben, fängt man erst an, in sich hineinzublicken und auf die Andern zu achten, um etwas Besonderes zu finden, so gewöhnt man sich bald, das, was man einfach als seine Obliegenheit zu thun hat, als eine Pflichterfüllung, das, was die Andern uns Angenehmes oder Widerwärtiges bereiten, auch als äußerst bedeutende Dinge anzusehen, und es kommt dann regelmäßig darauf hinaus, daß sich sehr

gewöhnliche Frauenzimmer in den allergewöhnlichsten Lagen zu unverstandenen Seelen und edlen Dulderinnen hinaufschwindeln. Ein frohes, fröhliches, gesundes Frauentagebuch ist mir nie vorgekommen; sie waren alle nichts nutz, und wie das meine zu nichts Weiterm gut, als den Ofen damit zu heizen. Mütter, die ihre Kinder zu ähnlichen Aufzeichnungen anhalten, begehen daher nach meiner Ueberzeugung einen großen Fehler, während es der Jugend und den Frauen sehr heilsam ist, sich Excerpte des Gelesenen zu machen, und so ihren geringen Gedankenvorrath mit den Gedanken großer und reifer Denker zu erweitern und zu bereichern.

Für mich war es eine eigene Erfahrung, daß mir, so oft ich mich innerlich auf einem falschen Wege befand, jedesmal die Worte einfielen, welche unser früherer Lehrer Herr Motherby, bei dem Abgang aus der Schule mir in das Stammbuch geschrieben hatte. Sein Zuruf: tâcher de défaire notre esprit de l'erreur et notre coeur de l'égoisme, voilà la grande tâche de notre vie, voilà le but de toute éducation; de cette éducation de nous même, qui commence quand nos instituteurs nous quittent, quand la main de ceux, qui ont veillés sur notre enfance ne nous guide

plus! — iſt mir oft, ſehr oft im Leben ernſthaft mahnend in den Sinn gekommen, und ich habe dieſer Sentenz vielmal ernſtes Inmichgehen und große innere Fortſchritte zu danken gehabt.

Fünfzehntes Kapitel.

Während ich ſo mich geiſtig auszubreiten und meinen beſtimmten Platz in dem Kreiſe meiner Jugendgenoſſen einzunehmen begann, blieb die ſtrenge häusliche Zucht und des Vaters eiſerner Wille immer über mir ſchweben. Ich konnte denken und empfinden, was und ſo viel ich wollte, aber ich mußte thun, was mir oblag; und je freier ich mich innerlich zu entwickeln geneigt ſchien, um ſo unerbittlicher und ſtrenger wurden die Forderungen, welche mein Vater an meinen Gehorſam und an meine Pflichterfüllung ſtellte.

Nicht die kleinſte Läſſigkeit wurde mir jemals nachgeſehen, Nichts, was ich mir einmal vorgenommen hatte, durfte ich unausgeführt laſſen, und ich erinnere mich dabei an ein Paar Vorfälle, welche meines Vaters Weiſe, mich zu behandeln, charakteriſiren.

Ich hatte ſeit Jahren gewünſcht, meiner Mutter, wie es damals Mode war, einen Pompadour in petit point zu ſticken, hatte aber vom Vater weder die

Erlaubniß, noch das Geld dazu erlangen können. Endlich im Sommer von sechs und zwanzig, als ich vor der Mutter Geburtstag meine Bitte erneuerte, mußte ich einen „Kostenanschlag“ des Kannevas, der Stickseide, der Muster, Borten, Schnüre und des silbernen Schlosses machen, der sich zusammen auf sechs, sieben Thaler belief, was damals in unsern Verhältnissen allerdings eine sehr große Ausgabe für einen Luxusgegenstand war. Weil ich aber eine förmliche Ehre darein setzte, die Mutter mit solch einer Handarbeit zu überraschen, erhielt ich das Geld, und machte mich an die Arbeit, an der ich jedoch nur Morgens, ehe die Mutter aufstand, und Nachmittags von zwei bis vier Uhr nähen konnte, wenn sie schlief.

Unglücklicher Weise hatte ich jedoch, um meinen Pompadour recht schön zu machen, den Kannevas so fein gekauft, daß sich Muster, die für große Rückenkissen ausreichend gewesen wären, auf den kleinen Raum eines Pompadours zusammenzogen, und während ich in dem Gedanken schwelgte, daß die Taube, welche auf Rosen und Vergißmeinnicht lag, und der Kranz von Sommerblumen auf der andern Seite, wie gemalt aussehen würden, sah ich einen Tag um den andern verstreichen, und an jedem Tage die Unmöglichkeit wachsen, diese

Arbeit bis zum zwanzigſten Auguſt, dem Geburtstag meiner Mutter, auch nur zur Hälfte fertig zu bekommen.

Mit einer vorgeſetzten Arbeit nicht fertig zu werden, war aber etwas, was mein Vater „nicht ſtatuirte;“ und obſchon ich mir nicht klar machen mochte, was geſchehen würde, wenn ich im Rückſtand bliebe, ſo hatte ich doch die Ahnung eines mir drohenden Unheils, das ich um jeden Preis zu vermeiden wünſchte. Ich ſtand, was mir immer ſehr ſchwer wurde, in der größten Frühe auf, ich nahm meinen Stickrahmen mit, ſo oft ich einen Beſuch außer dem Hauſe machen durfte, meine ganze Seele war auf die Taube mit ihren Roſen geſtellt, und mein Vater, der wohl ſah, in welcher Noth ich mich befand, ſchwieg ganz ſtill. — Endlich, etwa acht Tage vor dem Geburtstag, kam er eines Nachmittags, als ich auch wieder an meinem Rahmen ſaß, in meine Stube, und fragte, wann ich fertig ſein würde? —

Sehr beklommenen Herzens ſteckte ich die Arbeit auf, bekannte, daß ich nicht einmal die erſte Hälfte beendet hätte, betheuerte, daß ich Alles gethan, was in meinen Kräften geſtanden habe, aber ich hätte die Arbeit unterſchätzt und es werde mir nicht möglich ſein, auch nur die eine Seite bis zum Geburtstag herzuſtellen.

Mein Vater verzog keine Miene. Wenn dieſe erſte Hälfte nicht zum Zwanzigſten fertig iſt, ſagte er, ſo werde ich ſie zerſchneiden, damit Du einen Denkzettel daran haſt, daß ein vernünftiger Menſch Nichts anfängt, was er nicht durchführen kann. Danach richte Dich! —

Nun ſaß ich da! — Daß der Vater Wort halten würde, daß ihm an der zerſtörten Arbeit, an meinem Kummer, an der unnützen Geldausgabe gar Nichts gelegen ſei, wenn es galt ſeinen Willen durchzuſetzen, und mir eine Lektion zu geben, darauf kannte ich ihn, und wollte ich dem angedrohten Schickſal entgehen, ſo blieb mir Nichts übrig, als die Nacht für meine Arbeit zu Hilfe zu nehmen, was ich denn auch that, obſchon es wirklich eine Sünde gegen meine Augen war. — Ich hatte aber am beſtimmten Tage wenigſtens die erſte Hälfte meiner Arbeit fertig, und die Genugthuung, daß die Mutter ſich freute, und der Vater mir ſagte, es ſei ihm lieb, daß ich mich zuſammengenommen hätte.

Um dieſelbe Zeit hatte ich mir angewöhnt, die Stubenthüre ſchlecht zuzumachen, oder ſie, wenn ich eilig war, auch aufzulaſſen, und mehrfache Erinnerungen waren

vergeblich dagegen geweſen. Da befand ich mich eines Abends ſehr heiter in einer Geſellſchaft bei einer meiner Tanten, man tanzte, und ich fühlte mich ſehr als Dame, als plötzlich das Dienſtmädchen mit der Meldung hereintrat, unſer Hausknecht ſei unten, und der Vater laſſe mir ſagen, gleich nach Hauſe zu kommen. Sehr erſchrocken, und überzeugt, daß meiner Mutter, die damals ſchon viel kränkelte, etwas zugeſtoßen ſein müſſe, eilte ich fort. Der Hausknecht wußte mir nicht zu ſagen, was geſchehen ſei, und in der größten Sorge kam ich die beiden Treppen hinauf, und in das Wohnzimmer. Da ſaß mein Vater ruhig leſend auf dem Sopha, die Mutter mit dem Strickzeug neben ihm, die Geſchwiſter mit ihren Schularbeiten an dem Tiſche; und ohne mir Zeit zu einer Frage zu laſſen, ſagte mein Vater mit völliger Gelaſſenheit: Du haſt, als Du fortgegangen biſt, wieder die Thüre aufgelaſſen; mache die einmal zu! — Ich ſtand wie angenagelt, die Thränen kamen mir in die Augen, und ich wollte ſtill Mantel und Hut ablegen, um zu Hauſe zu bleiben; aber auch das gab mein Vater nicht zu. Ich mußte mich wieder zurecht machen, der Hausknecht begleitete mich abermals, und mit einer nicht zu beſchreibenden Empfindung kehrte ich in die Geſellſchaft zurück, wo dann freilich nach ei-

ner Stunde die Luſt an Spiel und Tanz die Oberhand über meine innere Demüthigung gewann.

Alle ſolche Gewaltmaßregeln entſprangen aber bei meinem Vater nicht aus Launen, ſondern aus dem Grundſatz, mich verläßlich, feſt und ſelbſtſtändig zu machen. Hatte ich gegen irgend Etwas eine Abneigung, ſo mußte ich grade das thun; war im Hauſe Etwas zu leiſten, wogegen weibliche Empfindlichkeit ſich ſträubt, ſo mußte ich es übernehmen, und ich erinnere mich noch, wie ſchwer es mir wurde, als ich meinen jüngern Schweſtern die Ohrlöcher einſtechen mußte, nachdem eine alte Frau es mir an ein paar armen Kindern vorgemacht hatte. Wagte ich es einmal, irgend etwas Derartiges von mir ablehnen zu wollen, ſo hieß es: ich habe in Dir das Vorbild für ſieben Geſchwiſter zu erziehen. Gebe ich Dir nach, ſo habe ich mit jedem Einzelnen von vorn anzufangen, und da Du das Glück haſt, die Aelteſte zu ſein, haſt Du auch die Pflicht, uns Eltern in Dir die Erziehung für die Andern erleichtern zu helfen. — Hundertmal habe ich in ſolchen Momenten das Glück meiner Erſtgeburt verwünſcht. Wollte ich keine Fiſche eſſen, die mir damals wirklich widrig waren, ſo mußte ich ſie des Beiſpiels wegen genießen; — wehrte ich mich einen Froſch, eine Spinne zu berühren,

ſo bekamen die Brüder die Anweiſung, ſie mir in die Hand zu drücken; — ſah mein Vater, daß gewiſſe Töne, wie das Quitſchen von Meſſern auf Porzellan, mich unangenehm berührten, ſo erhielten die Brüder Erlaubniß mir ſolch ein Tellerkonzert vorzumachen. Und wie mit dieſen äußern Dingen, verfuhr der Vater unerbittlich, ſo bald ich eine Gemüthsſchwäche, einen Schreck, ein Zeichen von Unüberlegtheit oder von Faſſungsloſigkeit verrieth. Seine eigenen Schweſtern tadelten ihn deshalb, und ich hörte einmal, wie die Aelteſte ihm ſagte, man müſſe mit weiblichen Schwächen Nachſicht haben, und er werde mich mit ſeinen Abhärtungs-Experimenten für mein ganzes Leben nervenſchwach machen. — Sei ſo gut und überlaß das mir! antwortete er ganz kurz; und heute noch, ſo ſchwer mir damals häufig ſeine Strenge wurde, ſegne ich es, daß er kein unnützes Mitleid mit mir, daß er kein Erbarmen mit jenen Weichlichkeiten hatte, welche die Frauen in ſich als weibliche Zartheiten kultiviren, und daß er nicht ſowohl daran dachte, mir die Tage der Jugend leicht, als mich für das Leben zu meinem und zu anderer Menſchen Nutzen brauchbar zu machen. —

Daß mein Vater übrigens ſtreng oder ungerecht gegen mich ſei, das zu denken fiel mir bei dem unbe-

dingten Zutrauen, das ich in seine Einsicht, bei der Verehrung, die ich vor seiner ernsten Selbstbeherrschung und seiner unermüdlichen Thätigkeit hatte, gar nicht ein; und seine Güte und seine milde Gerechtigkeit waren auf der andern Seite so überwiegend und so überwältigend, daß ich die Empfindung, mit welcher ich und alle Geschwister an ihm hingen, nur mit der Bezeichnung einer anbetenden Liebe zu charakterisiren weiß.

Nie ist es ihm begegnet, einer heftigen Aufwallung gegen uns Raum zu geben oder ein schmähendes Wort gegen uns zu sprechen; nie habe ich, seit ich erwachsen war, ihn einen Tadel oder einen Vorwurf gegen mich anders als unter vier Augen aussprechen hören. Selbst die Gegenwart der Mutter suchte er dabei zu vermeiden, weil deren nervösere Natur leicht gereizt wurde, und Tadel oder Vorwürfe herbeizog, die mit dem vorliegenden Falle Nichts zu schaffen hatten. Bei allen seinen Ermahnungen waltete immer der ausgesprochene Grundsatz vor: der Mensch kann nicht zurückleben! Ueber das, was geschehen ist, ist also nur in sofern zu sprechen, als es in Zukunft vermieden werden soll! —

Thränen, Reue, Zerknirschung waren Dinge, die ihm im höchsten Grade zuwider waren; und wie er die Meinung hatte, daß jeder Mensch sich täglich im

Spiegel betrachten müſſe, um Herr und Meiſter über ſich und ſeine Mienen zu bleiben, ſo führte er uns an den Spiegel, wenn wir weinend uns gedemüthigt zeigten. —

Sieh wie Du ausſiehſt! Verdirb Dir das Geſicht nicht! Die Sache iſt abgethan, mache es künftig beſſer! Das waren die Worte, mit denen er uns faſt immer entließ, wenn er uns nach einem Verweiſe die Hand gab, und uns küßte. Sein ganzes Verlangen war darauf gerichtet, uns zu beſonnenen Menſchen heranzubilden, denen ihre eigene Vernunft der Geſetzgeber, ihr Bewußtſein der Richter, und das Gute und Rechte üben weil es das Gute und Rechte ſei, der Beweggrund der Handlungen ſein ſollte. Dabei ſuchte er unſer Selbſtgefühl auf das Endſchiedenſte zu kräftigen. Als kleine Kinder durften wir ſogar von unſern Onkeln und Tanten nicht das geringſte Geſchenk an baarem Gelde annehmen. Geld, hieß es, dürfe man nur von ſeinem Vater erhalten, ſonſt müſſe man Nichts annehmen, was man nicht verdient habe. Du haſt Dich gut benommen! Du haſt vernünftig gehandelt! Das waren aber die höchſten Lobſprüche, die wir je von ihm erhalten haben.

Auf dieſe Weiſe, und das iſt die Hauptſache bei

aller Erziehung, waren die Erörterungen, welche ſich auf dieſelbe bezogen, ungemein kurz und ſelten. Jenes keifende Tadeln, das immer die Gegenrede, die Vertheidigung hervorruft, und damit zu dem ganz verwerflichen Parlamentiren zwiſchen Eltern und Kinder führt, das unter dem Titel der zutrauensvollen Ueberlegung mit den zu erziehenden Kindern, nur zu ſehr Mode geworden iſt, waren bei uns eine Unmöglichkeit. Es fiel dem Vater nicht ein, unreife Menſchen als ſeines Gleichen anzuſehen. Selbſt als er uns in ſpätern Jahren in ſeinem Herzen wohl mündig ſprechen mochte, hielt er uns an dem Gedanken feſt, daß wir Nichts thun dürften, was wir vor ihm nicht vertreten könnten.

Neben dem ernſten Verkehr, den er mit uns Allen hatte, gab er mir ſehr früh auch ernſte Bücher in die Hand. Ich war im ſechszehnten Jahre, als ich zum erſten male und mit der größten Erbauung die Kant'ſche Anthropologie las. Mein ganzes Leben, meine ganze Erziehung hatten mich darauf vorbereitet, mir die einfachen Begriffsbeſtimmungen einleuchtend und werth zu machen, und mehr noch, als mein Vater es vielleicht erwarten und wiſſen mochte, wirkten Capitel, wie die vom Begehrungsvermögen, vom Charakter der Perſon, vom Charakter des Geſchlechtes, auf mich ein. Sich

frei zu machen von üblen Eigenſchaften, um in ihnen den Andern keine Handhaben für ihre Herrſchaft über uns zu bieten; ſich zu überwachen und zu veredlen, um frei und ſelbſtherrlich zu werden, das waren Lehren, die meinem innerſten Weſen begegneten. Die beſtimmte Definition der Charaktereigenſchaften und der Charakterfehler brachten mich zu einem Nachdenken über mich ſelbſt, das mir förderlich war, und zu dem feſten Vorſatz, nach allen Seiten Herrſchaft über mich ſelbſt zu erlangen, damit Andere ſie nicht über mich gewinnen könnten.

Einzelne Auseinanderſetzungen, wie die über das Weſen der Frauen, machten mich am meiſten betroffen. Es hieß z. B. „die Weiblichkeiten heißen Schwächen. Man ſpaßt darüber; Thoren treiben damit ihren Spott, Vernünftige aber ſehen ſehr gut, daß ſie grade die Hebezeuge ſind, die Männlichkeit zu lenken, und ſie zu jener ihrer Abſicht zu gebrauchen. Der Mann iſt leicht zu erforſchen, die Frau verräth ihr Geheimniß nicht, obgleich Anderer ihres (wegen ihrer Redſeligkeit) ſchlecht bei ihr verwahrt iſt. Er liebt den Hausfrieden und unterwirft ſich gern ihrem Regiment, um ſich in ſeinen Geſchäften nicht behindert zu ſehen. Sie ſcheut den Hauskrieg nicht, den ſie mit der Zunge führt, und zu welchem Behuf die Natur ihr Redſeligkeit und

affektvolle Beredtheit gab, die den Mann entwaffnet. Er fußt ſich auf das Recht des Stärkern, im Hauſe zu befehlen, weil er es gegen äußere Feinde ſchützen ſoll; Sie auf das Recht des Schwächern: vom männlichen Theile gegen Männer geſchützt zu werden, und macht durch Thränen der Erbitterung den Mann wehrlos, indem ſie ihm ſeine Ungroßmüthigkeit vorrückt."

Das gab mir eine große Abneigung gegen die ſogenannte ſchwache Weiblichkeit. Ich wollte einmal, das nahm ich mir feſt vor, bei den Männern weder durch meine Schwäche Mitleid erregen, noch über ſie durch Schwächen herrſchen, welche ihnen läſtig fielen; und ſtatt des Verlangens meiner Kindheit, ſo viel zu lernen wie die Knaben, ward nun das Streben in mir wach, in meinem Kreiſe ſo tüchtig zu werden, wie die Männer in dem ihren, und nicht ihren Schutz und ihre Galanterie, ſondern ihre Anerkennung und ihre Achtung zu gewinnen. Da aber in einem jungen Kopfe vernünftige Anſichten meiſt einige kleine unvernünftige Schößlinge erzeugen, ſo bekam ich einen Widerwillen gegen gewiſſe Arten der gewöhnlichen männlichen Höflichkeit. Ich mochte es nicht leiden, wenn man mir anbot, meinen Schirm oder meinen Schawl zu tragen, oder mir einen ähnlichen Dienſt zu leiſten.

Es kam mir das wie eine den Männern nicht geziemende Dienſtbarkeit vor, zu der ſie ſich nur verſtänden, weil ſie uns wie hilfloſe Kinder betrachteten; und je mehr meine ganze Seele voll war, von einem Ideal von männlicher Würdigkeit, das ich mir aus den Eigenſchaften meines Vaters erbaut und mit der jugendlichen Liebenswürdigkeit verſchiedener Romanhelden geſchmückt hatte, um ſo mehr wollte ich werth werden, die Liebe eines ſolchen Mannes zu verdienen, und eine ihm zupaſſende Frau zu werden.

Mein Vater nährte dieſe Ideen, ſo weit ſie ihm im Leben zufällig ſichtbar wurden, auf das Entſchiedenſte. Er fand die Stellung der Frauen traurig, und kam man bei uns darauf einmal zu ſprechen, ſo pflegte er zu ſagen, die Juden wüßten wohl, weshalb ſie ihrem Gotte täglich dafür dankten, als Männer geboren zu ſein. Er wies uns dann wohl auf die Goethe'ſchen Verſe hin:

Der Frauen Zuſtand iſt beklagenswerth.
Zu Hauſ' und in dem Kriege herrſcht der Mann
Und in der Fremde weiß er ſich zu helfen.
Ihn freuet der Beſitz; ihn krönt der Sieg!
Ein ehrenvoller Tod iſt ihm bereitet.
Wie eng-gebunden iſt des Weibes Glück!
Schon einem rauhen Gatten zu gehorchen,
Iſt Pflicht und Troſt; wie elend, wenn ſie gar
Ein feindlich Schickſal in die Ferne treibt!

Aber er that das nur, um uns damit Fügſamkeit in das Unvermeidliche zu predigen, um danach ſeinen Grundſatz auszuſprechen, daß jede Frau ſich verheirathen müſſe, daß die verheirathete Frau, auch wenn ihr ein beſchränktes Loos und ein ihr nicht zupaſſender Mann zu Theil geworden ſei, immer noch ein beneidenswerthes Schickſal neben der unverheiratheten habe, weil ſie ſich in dem ihr naturgemäßen Berufe bewege, und daß eine Frau, die in ſich ſelbſt gefeſtigt ſei und neben ihrem naturgemäßen Berufe ein eignes inneres Leben habe, immer glücklich ſein könne, wenn ſie ihre Pflicht gegen ihren Mann erfülle, und ihre Kinder gut erziehe. Sie beſitze dann alle Elemente der Zufriedenheit, ſei vollkommen was ſie ſein ſolle, und außerdem ſtehe es feſt, daß die Frau die Beſte ſei, von der man außerhalb ihres Hauſes gar Nichts wiſſe und Nichts ſpreche.

Er ſagte das immer mit rühmendem Bezug auf unſere Mutter, aber er bedachte nicht, daß alle Anleitung, welche ich von ihm erhielt, darauf hinauslief, mich in vielem Betrachte zu dem Gegenſatz von ihr zu machen. Während er mir unabläſſig vorhielt, daß ich beſtimmt ſei, eine fügſame, häusliche, von ihrem Manne abhängige Frau zu werden wie ſie, hatte er

mir längſt eine Selbſtſtändigkeit und Charakterfeſtigkeit eingeflößt, die er unterſchätzte, weil meine Liebe und Verehrung vor ihm mich ihm in blindem Gehorſam unterwarfen. Seine Anſichten nicht zu theilen, fühlte ich mich bereits durchaus berechtigt; und ich theilte ſie z. B. in Bezug auf die Pläne, welche er für meine einſtige Verheirathung hatte, ganz und gar nicht. Aber, wenn ich mir auch immer vorhielt, daß ich mich nie zu einer mir nicht zuſagenden Heirath zwingen laſſen würde, ſo kam mir doch nicht der Gedanke, daß ich es wagen könnte, jemals eine Heirath oder ſonſt irgend einen Schritt, ohne meines Vaters Zuſtimmung zu thun. Ich fühlte mich in dieſer Beziehung durchaus als ſein Eigenthum, — nur mich an einen Andern fortzugeben, wenn ich es nicht wollte, das Recht geſtand ich ihm nicht zu.

Sechzehntes Kapitel.

In dieser Zeit war es, daß ich die Bekanntschaft eines jungen Mannes machte, der auf meine nächsten Jahre und auf meine Entwicklung überhaupt, einen großen Einfluß gewann. Ich hatte eine Tanzstunde mit fünf von den jungen Mädchen aus der Oppenheim'schen Familie und zwei von den Töchtern des Konsistorialrath Kähler. Unsere Tänzer waren, mit Ausnahme eines jungen Auskultators, Studenten, und da die Stunden nur einmal in der Woche, und zwar in den verschiedenen Häusern der Oppenheim'schen Familie gehalten wurden, waren es immer kleine Tanzgesellschaften, zu denen nach den Stunden sich die Gäste einstellten, und die man uns durch allerlei Veranstaltungen noch zu beleben und noch angenehmer zu machen wußte. Man stellte lebende Bilder, man improvisirte Sprichwörter und führte im Laufe des Winters auch drei oder viermal Lustspiele auf, bei denen die Theilnehmer der Tanzstunde und einige der

ältern Mädchen und Männer der Oppenheim'ſchen Familie die Akteure machten. Ich ſelbſt hatte an dieſen Komödienſpielen gar keinen Theil, weil mein Vater mir dergleichen Verkleidungen und Schauſtellungen nicht geſtattete. Ich mußte, weil meine Mutter den Winter leidend und der Stille wegen zu mir in meine Stube gezogen war, auch in der Regel früher als die Uebrigen die Geſellſchaft verlaſſen, aber das Alles ſtörte mich in meinem Vergnügen nicht. Die Tanzſtunden waren der Gedanke meiner Tage, und ſo ſehr der Traum meiner Nächte, daß ich im Schlafe davon ſprach, und meiner Mutter dadurch oft beſchwerlich fiel.

Gegen das Frühjahr hin, als die Stunden ſich ihrem Ende näherten, gab man in dem Kähler'ſchen Hauſe eine Geſellſchaft, in welcher unſer froher Kreis noch einmal zuſammenkommen ſollte. Es waren Freunde des Sohnes, der auch Student und einer unſerer Tänzer geweſen war, Freundinnen der Töchter, einige Verwandte des Hauſes und einige von den jungen Männern geladen, welche die Collegia des Conſiſtorialraths beſuchten, ſo daß die Anzahl der Perſonen, welche ich nicht kannte, recht groß war. Da man in dem Hauſe nicht tanzte, wurden Spiele

geſpielt, und der Abend verging uns, weil der ganze Ton in der Familie ein geiſtig gehobener war, ſehr angenehm. Ich hatte Mathilden, die nicht mit dabei geweſen war, am andern Tage viel zu berichten, und erzählte ihr, daß, als ich bei dem Fortgehen in den Wagen meiner Freundinnen eingeſtiegen ſei, ein großer junger Mann den Bedienten fortgeſchoben habe, um mir hineinzuhelfen. Sie fragte mich, wer es geweſen ſei, ich wußte aber ſeinen Namen nicht.

Einige Tage darauf beſuchte mich eine der Kähler'ſchen Töchter, eines der lieblichſten Geſchöpfe, das man ſich denken konnte. Ihr goldblonder Lockenkopf, ihre hellblauen Augen, gaben ihr bei einer ſtarkgebogenen, kühnen Naſe und dem blendendſten Teint einen unwiderſtehlichen Reiz, und ihre große Lebendigkeit ließ ſie, da ſie klein war, leicht wie einen Vogel erſcheinen. Sie kam lachend zu mir in das Zimmer, und kaum befanden wir uns allein, als ſie mich in ihrer fröhlichen Weiſe fragte: haſt Du nicht Luſt zu heirathen? —

Ich ſah ſie verwundert an, obſchon man an ihr, ſie war auch nur ſiebenzehn Jahre, und alſo nur ein Jahr älter als ich, alle Arten von Uebermuth gewohnt war; aber ſie nahm eine ernſthafte Miene an,

und ſagte: nein! ich ſcherze nicht. Du haſt doch unſeren Verwandten, den Leopold ... geſehen? Der hat feſt erklärt, er werde Dich heirathen, oder nie eine Andere, und das iſt Einer, der ſo Etwas hält. Du weißt nun, wonach Du Dich zu richten haſt!

Wir lachten Beide immer auf's Neue darüber, und amüſirten uns vortrefflich damit. Es wurde beſprochen, daß Leopold in den nächſten Tagen ſein theologiſches Lizentiatenexamen machen würde, daß er Hauslehrer in einer Kaufmannsfamilie ſei, und am meiſten erluſtigten wir uns mit dem Witze meiner Freundin, daß ich als ſeine Frau ihn niemals würde „unterfaſſen“ können, weil ich viel zu klein ſei, ihm auch nur bis an den Arm zu reichen. Wir behandelten den Gegenſtand nicht anders, als wir fünf, ſechs Jahre vorher beim Spielen unſere erfundenen Familien-Verhältniſſe behandelt hatten, denn wir waren im Grunde unſeres Weſens doch noch völlige Kinder, trotz der mancherlei Dinge, die wir gelernt hatten, und trotz der ernſten Gedanken, die wir zu denken vermochten, wenn wir dazu angeregt wurden; und ich meine, es iſt gut, daß es ſo war. Es laſſen ſich in dem Entwickelungsgange eines Menſchen keine Stufen ungeſtraft überſpringen, es will Alles gelernt und ent-

faltet ſein, am meiſten aber die Kraft der Liebe. Denn was man von der Gewalt der erſten Liebe in den Herzen ſehr junger Perſonen ſpricht, davon habe ich niemals einen Beweis erlebt, obſchon ſolche jugendliche Zuneigungen bisweilen zu ganz glücklichen Ehebündniſſen führen. Daß aber unfertige Menſchen nicht in ſich die höchſte Blüthe ihrer Natur, eine große, bewußte Liebe erzeugen können, das hat meine Beobachtung mir faſt zu einem Dogma erhoben.

Einen Eindruck machte mir die Mittheilung meiner Freundin dennoch, ſo muthwillig wir auch darüber ſprachen, und ich konnte mir es nicht erklären, weshalb ich nicht einmal wüßte, wie der junge Mann ausſah, der ſich freilich mehr zu den Eltern meiner Freundin als zu uns gehalten, und nur hie und da an unſerm Zeitvertreibe Theil genommen hatte. Auch in den folgenden Wochen und Monaten ſah ich ihn nur hie und da von fern mit andern jungen Männern, die ich kannte; aber die Neckereien meiner Freundinnen dauerten fort, und ich erfuhr von ihnen, daß Leopold aus dem Harz gebürtig, daß er der Sohn eines Landpredigers, und daß er ein ſehr reiner und idealiſtiſcher Charakter ſei. Alle ſeine Studiengenoſſen ſchätzten ihn hoch, und ich war ebenſo neugierig ihn kennen zu

lernen, als beschäftigt und geschmeichelt durch den Gedanken, einem solchen jungen Manne durch ein ganz oberflächiges Begegnen einen so großen Antheil eingeflößt zu haben.

Endlich gegen das Ende des Frühlings machten die Eltern einmal mit uns eine Nachmittagspartie vor das Thor, zu der einige Mädchen meiner Bekanntschaft und mehrere junge Leute eingeladen waren. Die Gegend um Königsberg ist eine Meile im Umkreise sehr flach und sandig. Außer den Dämmen am Pregelufer, die sich bis zum Ausfluß des Pregels in das Haff hinziehen, findet man nur vor dem Steindammenthor, ein etwas gewelltes Terrain, und hie und da, wie in der neuen Bleiche, im Julchenthal und weiter hinaus im Juditherwalde, einige Punkte, die freundlich und einladend, und zum Verweilen angethan sind. Wer wie wir nur selten einen Stellwagen benutzen konnte, mußte sich mit diesem bescheidenen Naturgenuß genügen lassen, und glücklicher Weise ist es nicht die Schönheit der Gegend, sondern die Empfänglichkeit des Menschen, durch welche seine Freude an der Natur und Welt um ihn her bestimmt wird. Das Julchenthal mit seinen schattigen Bäumen, mit dem kleinen Quell im Grunde, mit seinem Finkenschlag

und Nachtigallengeſang iſt mir ebenſo lieb und lieber in der Erinnerung, als manche große Scenen der erhabenſten Gebirgswelt, die ich ſpäter nicht mit dem ruhigen Sinn jener frühen Tage auf mich einwirken zu laſſen vermochte.

Mit meinen jungen Freundinnen, mit meinen ſämmtlichen Geſchwiſtern, von denen die Jüngſten noch hinausgetragen werden mußten, hatten wir in ländlichen Spielen den Nachmittag heiter verlebt, und uns eben niedergelaſſen, um das mitgebrachte Abendbrod zu verzehren, als plötzlich Leopold in unſerer Nähe erſchien, und ein Paar von den jüngern Männern, die mit uns waren, aufſtanden, ihn zu begrüßen. Einer derſelben, der uns verwandt war, bat meinen Vater, ihm den Angekommenen vorſtellen zu dürfen, und gaſtfreundlich wie die Mutter war, lud ſie ihn ein, an unſerm Abendbrode Theil zu nehmen, ohne daß ſie freilich wußte, was ſie ihm damit gewährte, und was ich dabei empfand. Wie er nicht zufällig, ſondern von den andern jungen Leuten benachrichtigt, gekommen war, ſo machten ihm dieſe auch an meiner Seite Platz, und ich ſah und ſprach ihn damit eigentlich zum erſten male.

Er war ſehr groß und ſchlank, und hatte jene bräunliche, friſche Geſichtsfarbe, welche man, trotz ihrer

blauen Augen, bei den dunkelhaarigen Harzbewohnern häufig findet. Sein Organ war äußerſt wohlklingend, ſein Weſen über ſeine Jahre ernſthaft. Auch überraſchte mich in der Befangenheit, die über mich gekommen war, am meiſten der Ernſt, mit welchem er zu mir ſprach, ja er erſchreckte mich eigentlich, weil er mir die Freiheit und die Zuverſicht benahm, welche ich ſonſt allen Andern gegenüber empfand. Von der Zuvorkommenheit, von der Galanterie, welche ſonſt junge Männer einem Mädchen beweiſen, dem ſie zu gefallen wünſchen, war in ſeinem Betragen keine Spur. Ich wußte mir ihn nicht zu deuten. Als wir dann, weil wir die Kinder mit uns hatten, früh aufbrachen, und durch den ſchönen Abend in die Stadt zurückkehrten, begleitete er uns, indem er abwechſelnd mit mir und mit meinem Vater ging. Und als er vor unſerer Thüre um die Erlaubniß nachſuchte, einen Beſuch zu machen, wurde ihm dies ohne Weiteres gewährt, weil er in dem Hauſe eines Mannes Hauslehrer war, den mein Vater ſchätzte, und der ſeine Kinder nur einem tüchtigen und verläßlichen Menſchen anvertraut haben konnte.

Leopold mußte an dem Abende den ganzen Weg, den er mit uns gemacht hatte, wieder zurück, und noch eine Strecke weiter hinaus in das Land gehen, weil

die Familie, in welcher er lebte, im Sommer einen ziemlich entlegenen Landsitz bewohnte, und dieſe ſeine Entfernung von der Stadt machte es, daß ich ihn bis zum Herbſte nicht häufig ſah. Ich hörte aber von den Bekannten um ſo öfter von ihm ſprechen, und traf ich ihn ſelbſt, kam er einmal zu uns, ſo befragte er mich über Alles, was ich gethan hatte, und über das was ich trieb und beabſichtigte, als habe er ein Recht dazu. Die weibliche Natur hat aber ſo ſehr den Inſtinkt ihrer Abhängigkeit von dem Manne, daß ſie ſich namentlich in der erſten Jugend unwillkührlich Demjenigen zum Eigenthum fühlt, der den Willen hat, ſie als ſein Eigenthum anzuſprechen. Ich wenigſtens war völlig beherrſcht, lange ehe ich es wußte, und wenn ich hie und da mich gegen dieſe Herrſchaft aufzulehnen ſuchte, ſo geſchah das ebenfalls nur aus dem inſtinktiven Bedürfniß, meinen Willen nicht völlig zu verlieren, mir ſelbſt nicht ganz und gar verloren zu gehen.

Im Herbſte verließen wir unſere Wohnung an dem Pregel, und zogen, weil wir mehr Raum bedurften, da die heranwachſenden Brüder doch auch ein beſonderes Zimmer haben mußten, in das Vorderhaus, nach der Langgaſſe. Es war das auch für meinen Vater viel bequemer, der uns nun aus ſeinem Comptoir und aus

ſeinen Kellern und Lägern leichter erreichen konnte, und außer dem großen ſchönen Wolm, dem Balkon vor der Hausthüre, der uns Allen zu ſtatten kam, gewannen ich und meine eilfjährige Schweſter damit ein äußerſt freundliches, kleines Stübchen im Entreſol, eine ſogenannte Hangelſtube, die ich bis achtzehnhundert fünf und vierzig inne behielt, ein Jahr vor meines Vaters Tode, als ich mein Vaterhaus zum letzten Male beſuchte und bewohnte.

Dieſe Hangelſtube bildete die Ecke des Eckhauſes, in welchem wir nun lebten. Ein Fenſter ging in die Seitenſtraße hinaus, welche nach dem Pregel hinunterführte, zwei andere lagen an der Frontſeite in der Langgaſſe, und ich konnte mit meinem ſcharfen Auge die ganze Brodbänkengaſſe überſehen, bis hin zu dem Domplatz, an deſſen Eingang Leopold in der Familie ſeiner Zöglinge wohnte. Mein Nähtiſch ſtand am Fenſter, und alle Mittage, wenn Leopold mit ſeinen Eleven die lange Brodbänkengaſſe hinunter kam, um ſie ſpazieren zu führen, ſahen und grüßten wir einander. Das war nun für mich der eigentliche Mittelpunkt des Tages.

Er ſelbſt war damals ſehr fleißig, ſeine Freunde ſagten, er wolle eilen ſein zweites theologiſches Examen zu machen. Er ſelbſt ſagte Nichts davon. Er kam aber

ein paar Male in der Woche zu uns, und war durch ſeinen reinen Sinn, durch ſeine Begeiſterung für alles Große, durch die kindliche Einfachheit, welche den Ernſt und die Strenge ſeines Charakters milderte, den Eltern und den Geſchwiſtern allen bald eben ſo werth geworden als mir. An ihm konnte man es erkennen, welches die Frucht jener Studentenverbindung war, die unter dem Namen der deutſchen Burſchenſchaft, ſo ſchwere Verfolgungen erlitt, und der doch grade die tüchtigſten Charaktere ſich angeſchloſſen hatten. Eine tiefe Liebe für das Vaterland, eine eben ſo tiefe Hingebung an die im Chriſtenthume enthaltene Menſchheitsidee, die ſtrengſte Sittenreinheit, eine wahre Heilighaltung des Weibes, ein Gefühl der Brüderlichkeit für die Mitmenſchen, waren ſo feſt in ſein Herz geprägt, daß Geringes, Leichtfertiges oder gar Unwürdiges ihn nicht berühren konnte. Gut und ſanft, wo er vertraute und verehrte, konnte er in die größte Heftigkeit oder in den kälteſten Zorn gerathen, wenn Unedles oder Frivolität ihm entgegentraten.

Was ihn auf mich aufmerkſam gemacht, was ihn ſo plötzlich an mich gekettet hatte, iſt mir in ſpätern Jahren oft ſelbſt ein Räthſel geweſen. Von den Eigen-

ſchaften, welche er in dem Weibe ſuchte, beſaß ich an dem Tage, an welchem ich ihn kennen lernte, wirklich ſo gut wie Nichts. Ich war in hohem Grade auf äußerlichen Erfolg geſtellt, hatte ein großes Verlangen nach einem geräuſchvollen Leben in der Welt, und ein Ball mit recht brillanten Tänzern ſpielte damals in meinen Phantaſien eine ganz andere Rolle, als das zurückgezogene Leben in einer einſamen Landpfarre. Ich verſtand eine Liebe, wie ſie mir zu Theil wurde, kaum zu ſchätzen, und ich habe ſie Anfangs gewiß nicht verdient.

Indeß eben dieſe Liebe, eben dieſer Glaube an mich, erhoben mich allmählich; und was die, Jahre hindurch fortgeſetzte Bemühung meines Vaters doch nicht in dem nöthigen Maaße erreicht hatte, mir — abgeſehen von der Entwicklung des Verſtandes — einen wahrhaft ſittlichen innern Halt und meinem Gemüthsleben die rechte Entfaltung zu geben, das vollbrachte die vertrauende Liebe eines reinen Männerherzens in ſehr kurzer Zeit. Wie das geſchah? Wer könnte das ſagen. Alles Werden iſt und bleibt ein Myſterium ſelbſt da, wo man den Prozeß verfolgen kann, durch den es ſich vollzieht. Wie ſollte man es vermögen, den leiſen Wandlungen mit

beobachtendem Blicke zu folgen, die ſich in unſerm Herzen vollziehen, wenn die männliche Liebe es aus der Selbſtſucht der Kindheit für die Hingebung an den Mann zu befreien beginnt?

Wir ſahen einander niemals allein. Wir hatten einander auch Nichts zu ſagen, was nicht alle Uebrigen hätten hören können. Leopold tadelte mich, wenn ich Freude an Heine's kecken und leichtfertigen Schriften, oder an franzöſiſchen Romanen zeigte, die ſeinem reiferen und edlern Sinne widerſtanden, und tadelte meine leidenſchaftliche Luſt am Tanze, weil er ſelbſt den Tanz nicht liebte. Er erzählte von dem Pfarrhauſe ſeines Vaters im Harz, er ſchilderte mir mit großer Wärme das Leben in ſchöner Natur, er ſprach von ſeinen Eltern, die er verehrte, von ſeinen Brüdern, die alle älter waren als er, von dem Wunſche ſeines Vaters, ihn zum Nachfolger zu haben, von der ganzen häuslichen Einrichtung ſeines Vaterhauſes, ja ſelbſt von den beiden weißen Spitzhunden, welche ſeines Vaters Haus bewachten; und wenn ich dann ſagte, daß ich Hunde nicht möge, und Spitze vollends nicht, weil ſie ſo ſchrecklich kläfften und gleich die Zähne wieſen, ſo tröſtete er mich damit, daß ſie klug wären, und ſehr freundlich zu Allen,

die zum Hauſe gehörten, und das beruhigte mich nicht nur, ſondern es machte mich glücklich — weil er mich damit als zu ſeines Vaters Hauſe gehörend anſah.

Allmählich gewann Leopold die ganze Leitung meiner Lektüre, und das war ein großer Vortheil für mich. Sie wurde nicht ernſter dadurch, denn ernſte Sachen hatte mein Vater mir ſelbſt gegeben, aber ſie wurde einem jungen Mädchen angemeſſener. Ich hatte immer eine große Vorliebe für Körners Leier und Schwert und für ſein Heldendrama Zrinh gehabt, die man mir auch früh geſchenkt hatte. Nun lernte ich Körner in ſeinen Liebesgedichten kennen, und die Ideen der Liebe und des deutſchen Vaterlandes begannen ſich in mir zuſammen zu ſchmelzen, wie ſie in Körner verſchmolzen geweſen waren, wie ſie in Leopold's Herzen als Eines lebten. Bis dahin hatte ich gewußt, daß Tugend, daß Sittlichkeit recht und nothwendig wären. Jetzt fing ich an zu empfinden, daß ſie ſchön und heilig ſeien, und die Erinnerung an die Freiheitskämpfe des Vaterlandes, die mir ſonſt nur als große, heldenhafte, hiſtoriſche Momente vorgeſchwebt, und in denen die Geſtalt Napoleons immer, gleichviel ob ſiegreich oder beſiegt, den Mittelpunkt für meine Theilnahme gebildet hatten, gewannen für mich eine neue Bedeutung, eine verſitt-

lichende und erhebende Kraft, weil ich ſie als die Erhebung eines ganzen Volkes gegen eine entſittlichende Tyrannei zu erkennen begann. Mein Gemeingefühl für ein einiges deutſches Vaterland danke ich jenen Tagen der erſten Jugendliebe.

Statt Roſaliens Nachlaß, der meine thörichten Tagebuchblätter hervorgerufen hatte, las ich das Leben der Pfarrerin von Meinau und ähnliche Schriften, und es kam mir vor, als wachſe ich unter ſeinen Augen, wenn Leopold mir deutlich machte, welch einen weithinreichenden und fortzeugenden Wirkungskreis eine Frau innerhalb einer kleinen Dorfgemeinde, innerhalb der Grenzen ihres Hauſes und ihrer Familie gewinnen könne. Er verlachte mich, wenn ich ihm erzählte, welch ein Streben nach Gelehrſamkeit ich in meiner Kindheit gehabt, und weil er mir zutraute, daß ich Alles das ſei, oder doch werden könne, was ſeine idealiſtiſche Liebe in mir erblickte, machte er mich ihm gegenüber ſehr demüthig, während er mich förderte. Es waren ſchöne Tage!

Siebenzehntes Kapitel.

Meine Brüder zählten etwa dreizehn und fünfzehn Jahre, als mein Vater mich und ſie eines Tages in das Wohnzimmer kommen lies, um uns die Anzeige zu machen, daß er beſchloſſen habe, die beiden Söhne zum Chriſtenthume übertreten zu laſſen. Wir waren Alle gleichmäßig davon überraſcht: ich, weil ich von dem Uebertritte ausgeſchloſſen werden, die Brüder, weil derſelbe vor ſich gehen ſollte, ohne daß davon mit ihnen zuvor die Rede geweſen. Meine Mutter, der ein heißer Wunſch damit erfüllt wurde, und die ihren vollen Antheil an dem Beſchluſſe hatte, ſchien ſehr erfreut. Als wir Kinder aber die erſte Beſtürzung überwunden hatten, erklärte der eine Bruder ſehr beſtimmt, er wolle nicht zum Chriſtenthume übergehen, wenn die Eltern und Geſchwiſter es nicht auch thäten. Er wolle geiſtig nicht von ihnen getrennt leben, wolle die äußere Gemeinſchaft mit ihnen nicht verlieren, und da er der Mutter ſchon damals näher ſtand als wir andern Alle, waren ſie

Beide gleich erſchüttert und bewegt. Mein anderer Bruder, eine ſtarke und leidenſchaftliche Natur, bei der jedoch all dieſe Kraft ſich damals mehr in körperlicher Gewaltſamkeit als in geiſtiger Unabhängigkeit äußerte, nahm die Sache, wie alle ſolche Dinge, höchſt gleichgültig auf. Sein Sinn war auf große Reiſen in ferne Länder, auf Kämpfe mit wilden Völkern und mit wilden Thieren geſtellt, er hatte ein Verlangen zur See zu gehen, die Schule war ihm, trotz ſeiner glänzenden Faſſungsgabe durchaus zuwider; aber ob er dieſer oder jener Kirche angehörte, ob er hier oder dort begraben würde, war ihm völlig einerlei. Dazu kam, daß mein Vater, da der leidenſchaftliche Sinn dieſes Sohnes ſich ſchon in früheſter Kindheit kundgegeben, denſelben, ſtatt ihn in die rechte Bahn zu lenken, zu brechen verſucht hatte. Moritz fürchtete den Vater alſo, obſchon er ihn mit Leidenſchaft liebte, und bei der größten Zärtlichkeit von beiden Seiten, iſt dieſes Bruders Verhältniß zu meinem Vater nie ein völlig freies geworden, iſt die Gewalt, welche ſeinem Charakter als Kind angethan worden, ihm durch ſein ganzes, nur zu kurzes Leben, nachtheilig geblieben. Es iſt aber ein Irrthum, der in hunderten von Familien immer wieder auf das Neue begangen wird, daß man ſich für die Kinder halbwege

im Voraus Schemata zurecht macht, in denen ihr Lebensweg ſich halten ſoll. Will eine Ausnahme-Natur ſich nicht danach bequemen, ſo legt man ſie auf das Prokruſtesbett, und wundert ſich nachher, wenn ſie ſich in die aufgezwungene Beſchränkung trotz alle dem nicht fügen lernt, daß ſie auch für die von ihr erſtrebte Freiheit nicht die volle, ungebrochene Kraft beſitzt, nachdem man ſie gelähmt hat. Erzieher müſſen Leiter, nicht Herren des Menſchen ſein wollen der ihrer Pflege zu Theil geworden iſt, wenn ſie nicht ſchaden, ſondern fördern wollen.

Auch ich hatte ſonſt meinem Vater gegenüber keinen rechten Muth, und die Erklärung, daß ich von dem Uebertritt zum Chriſtenthume ausgeſchloſſen bleiben ſollte, erſchreckte mich doppelt, weil ſie mir einen langgehegten Wunſch verſagte, und weil ſie mir gleichzeitig als ein böſes Omen für die Zukunft meiner Liebe erſchien. Von dieſer getrieben und ermuthigt, wagte ich die Frage, warum der Vater mich nicht auch die Taufe empfangen laſſen wolle?

Weil Dich die Taufe bindet, die die Brüder frei macht! antwortete der Vater feſt. Ich habe Alles überlegt, macht Ihr Euch alſo keine Gedanken darüber! Es bleibt wie ich geſagt habe. Wenn ich die Knaben Chri-

ſten werden laſſe, mache ich ſie zu freien Herrn über ihre Zukunft. Sie können jeden Beruf wählen, der ihnen anſteht, ſie treten als Gleichberechtigte in das Staatsleben ein, können ſich mit Jüdinnen oder Chriſtinnen verheirathen, wie ſie wollen; und glauben in ſich, thut zuletzt jeder vernünftige Menſch, was ihn gut dünkt. Frauenzimmer aber, die weder ihren Beruf noch ihren Mann wählen können, bleiben am Beſten in den Verhältniſſen, in denen ſie geboren ſind, und wenn die Neigung eines Chriſten einmal auf eine Jüdin fällt, ſo kann man dann überlegen, was man thun will. Für mich und die Mutter, fügte er endlich hinzu, paßt es mir nicht, uns taufen zu laſſen, und daß ein ſolcher Akt keine Trennung der Familie, und für die Familienliebe ohne ſtörenden Einfluß iſt, davon wird die Zukunft Euch überzeugen.

Er küßte uns darauf, unſere Mutter, die ſo gern Chriſtin geworden wäre, und mein älteſter Bruder, waren ſehr gerührt, ich aber, in der jenes Gefühl der Iſolirung von der angebornen Familie rege geworden war, das die Liebe in dem Weibe erzeugt und erzeugen muß, weil es einſt naturgemäß in eine neue Famlie überzugehen beſtimmt iſt, ich nahm von dieſer Unterredung die beglückende Gewißheit mit, daß von des

Vaters Seite mir in dieſem Punkte für meine Zukunft mit Leopold kein Hinderniß in den Weg gelegt werden würde.

Die Taufe meiner Brüder erfolgte denn auch bald darauf, im Hauſe des Konſiſtorialrath Kähler, und der Winter ging uns ruhig hin, nur daß die Mutter wieder häufig kränkelte, und der Arzt darauf drang, daß ſie für die Sommermonate eine Wohnung auf dem Lande nehmen ſolle.

Es war das die erſte derartige Trennung, welche der Familie bevorſtand, und die Eltern entſchloſſen ſich ſchwer zu derſelben; denn man war es damals noch nicht ſo wie heut zu tage gewohnt, die Familien zu ihrer Erholung im Sommer auseinanderſtieben zu ſehen. Man dachte mit Sorge an des Vaters Einſamkeit, an die Brüder und an die zehnjährige Schweſter, welche der Schule wegen in der Stadt zurückbleiben mußten, und die Mutter war ſo traurig darüber, den geliebten Mann, die drei Kinder, ihren Haushalt, ihre gewohnte Pflichterfüllung aufgeben zu müſſen, und dem Vater eine erhöhte Ausgabe zu veranlaſſen, daß er ihr, um ſie zu tröſten, die Worte „zum Wohl der Deinen!“ ſchön in großer Schrift geſchrieben, in ihrer Sommerwohnung an die Wand

heftete, damit ſie ſich daran erinnere, daß dieſe Erholung für ſie zugleich eine Pflichterfüllung ſei.

Das Dorf Neuhauſen, in welchem wir einige Zimmer in dem Hauſe eines Gutsbeſitzers gemiethet hatten, iſt anderthalb Meilen von der Stadt gelegen und einer der ſchönſten Orte in ihrer Umgegend. Ein altes, noch aus den Zeiten des deutſchen Ordens ſtammendes Schloß, mit ſtarken Mauren und runden Thürmen, ein ſchöner Park in hügliger Waldgegend, ein anſehnliches Pfarrhaus, eine freundliche Kirche an einem kleinen Teiche, reinliche Häuſer für die Pfarrwittwe und den Küſter, und eine Anzahl von Höfen, in deren größtem wir wohnten, boten vielerlei zu ſehen und zu betrachten, beſonders für uns, die wir noch niemals auf dem Lande gelebt hatten.

In dem Schloſſe, das Friedrich Wilhelm der Dritte nach den Freiheitskriegen dem Grafen Bülow von Dennewitz geſchenkt, lebte die gräfliche Wittwe mit ihren Kindern und mit ein Paar adeligen Geſellſchaftsfräulein, welche ich mit dem Hauslehrer oft in fliegenden Reitkleidern durch die Gegend reiten ſah. Die Pfarre hatte ein Sohn des Konſiſtorialrath Kähler, der Bruder meiner Freundinnen inne, der mit ſeiner Frau ſehr ſegensreich auf die allgemeine Kultur des Dorfes wirkte,

den wir aber nicht kannten. Die Pfarrwittwe, unſere nächſte Nachbarin, war eine freundliche Greiſin; die Kantorsfrau, die Schweſter unſerer Wirthin, eine tüchtige und von Herzen fröhliche Perſon; und da der Gutsbeſitzer, bei dem wir wohnten, kinderlos, und ſeine Frau eben ſo gut als ihre Schweſter war, ſo gewann die Freundlichkeit unſerer Mutter dieſe Menſchen Alle für ſich, und ihre Geſundheit beſſerte ſich ſchnell, da Ruhe und Stille und der Verkehr mit einfachen Menſchen ihr im hohen Grade zuſagten. Sie war alſo ſehr zufrieden mit ihrem neuen Aufenthalte. Ich ſelbſt aber denke an dieſe Zeit noch heute mit großer Befriedigung zurück als an die Zeit, in welcher ich es zum erſten Male kennen lernte, was Stille, was Muße und was Freiheit ſei.

Zu den unſchätzbarſten Gütern, welche die Natur einem Menſchen auf ſeinen Lebensweg mitgeben kann, gehört jene Art des Gedächtniſſes, welche man das Gedächtniß der Empfindung nennen könnte. Es iſt ſchon ein Gewinn, ſich nach langen Jahren deutlich der Menſchen erinnern zu können, denen man begegnet iſt, der Gegenden, welche man geſehen, der Dinge, welche man erlebt hat. Aber es iſt ein Glück, wenn uns mit dieſen aus der Vergangenheit heraufbeſchworenen Bildern,

zugleich die volle Empfindung jener Tage wiederkehrt. Es liegt darin ein Troſt gegen die Vergänglichkeit der Zeit, eine Art von ewiger Jugend, ein Zuſammenfaſſen und Beherrſchen des Entfernten und Getrennten, und eine dauernde Verklärung deſſen, was uns einſt flüchtig Genuß und Glück gewährte. Die Gabe ſolchen Gedächtniſſes iſt mir in hohem Grade zu Theil geworden.

Während ich dieſe Zeilen niederſchreibe, ſehe ich ihn wieder vor mir, den einfachen Garten, in welchem das zweiſtöckige, anſehnliche Haus gelegen war. Ich ſehe aus den geöffneten Thüren unſeres Wohnzimmers hinaus durch die gegitterte Pforte, auf den Grasplatz am Teiche, hinter dem ſich die Kirche erhob. Ich ſehe die Aeſte der beiden Pflaumenbäume vor unſerm Fenſter ſich auf- und niederwiegen, auf denen ſich Schaaren von Vögeln ſchaukelten; die Bienen und Weſpen fliegen ſummend durch unſere Stube, die Sonnenſtrahlen des Mittags dringen bis in ihre entlegenſte Ecke — und nun Alles ſo ſtill! — Die Mutter ſchlief am Nachmittage immer ein paar Stunden, die kleinen Schweſtern ſpielten irgendwo im Schatten unter der Aufſicht der Kinderfrau. Ich hatte kein beſtimmtes Geſchäft, Niemand brauchte mich um die Zeit, und ich konnte ſtill da ſitzen, und an den Entfernten denken, der in jenem Sommer mit ſei-

nen Zöglingen am Oſtſeeſtrande war; oder ich konnte umhergehen im Dorf, in den Schloßgarten, in die Felder, in die verſchiedenen Höfe hinein, ich konnte allein umhergehen, ohne die Eltern, ohne die Geſchwiſter. Es war mir, als athme ich anders, freier, wenn ich mich einmal ſo als eignes, ſelbſtſtändiges Weſen empfand, wenn ich für mich ſelbſt, und nicht als Glied der Familie, als Kind vom Hauſe exiſtirte. Und wie das Kind, wenn es einmal die Bezeichnung des Ich, mit dem Worte Ich, gefunden hat, von dieſer Bezeichnung niemals wieder abläßt, ſo hörte in mir das Verlangen nach einer geſonderten Selbſtſtändigkeit nie wieder auf, nachdem ich es in meinen ſtillen Nachmittagsſpaziergängen hatte empfinden lernen, wie unfrei bis auf die geringſte Bewegung das Leben der Mädchen in den Familien gemacht wird, oder wie völlig unfrei ich ſelbſt bis dahin geweſen war.

Dazwiſchen träumte und dachte ich mich immer tiefer in mein einſtiges Leben als Frau eines Landgeiſtlichen, als Leopolds Frau hinein. Was ich that und trieb, bezog ſich auf ihn. Ich ſelbſt war außerordentlich heftig, leicht aufgeregt, und hatte, weil ich den Eltern gegenüber dies beherrſchen mußte, mich oft um ſo rückhaltsloſer gegen Untergebene gehen laſſen. Aber

auch Leopold war heftig, und um ſeinetwillen, um ihn nicht in der Zukunft durch meine Erregbarkeit und Maaßloſigkeit unglücklich zu machen, begann ich nun nach jener Faſſung zu ringen, die mir ſpäter oft ſo ſehr zu Statten gekommen iſt. Ich habe einmal irgend wo die Worte geleſen: der Mann iſt das Unterſchickſal des Weibes! — Ob das eine Wahrheit, für alle Frauen eine Wahrheit ſei, das möchte ich nicht behaupten; aber die Erziehung der Frauen wird zum großen Theil, wenn nicht durch die Männer ſelbſt, ſo durch unſere Liebe für ſie bewirkt; und es iſt mir oft vorgekommen, als brauchte man die Mädchen nur dahin anzuleiten, daß ihre Neigung ſich keinem unedeln oder geringen Manne zuwenden könne, um ihrer befriedigenden Entwicklung gewiß zu ſein.

Wir lebten faſt ohne Abwechslung auf unſerm Dorfe. Sonnabends kamen mein Vater und eines der Kinder mit einem der heimkehrenden Milchpächter auf deſſen Wagen zu uns heraus, und ſie blieben dann bis Montag in der Frühe bei uns. Hie und da gingen wir durch den ſchönen Wald nach einem nahegelegenen Luſtorte, an dem ſich Sonntags viele Städter einfanden; einmal kam Mathilde auf acht Tage zu uns heraus, und in dieſer Woche befand ich mich eines Abends

grade in der Speiſekammer, um das Abendbrod herzurichten, als Mathilde mit dem Ausruf bei mir eintrat: Leopold iſt da, zu Pferde mit einem Freunde!

Ich wußte mich vor Ueberraſchung, vor Freude kaum zu faſſen. Alles Blut ſtieg mir nach dem Kopfe, und wäre ich meiner Aufwallung gefolgt, ſo würde ich, wie ich da ſtand, mit der Küchenſchürze hinausgelaufen ſein, ohne mich um das zu bereitende Abendbrod weiter zu bekümmern. Unglücklicher Weiſe kam mir aber der Gedanke, daß ich mich ja beherrſchen lernen, daß ich gefaßt und ruhig werden wolle, und ſo ſagte ich, Mathilde möge nur zur Mutter und zu den Gäſten gehen, ich würde gleich mit dem Abendbrode nachkommen. Mit fliegender Haſt putzte ich die Radieschen, ſetzte ich noch ſchnell mehr Eier zum Kochen auf, ſchnitt Schinken, ſtrich Butterbrode, und hatte eben Alles fertig, hatte mir eben, höchſt zufrieden mit meiner Selbſtbeherrſchung und froh ihrer nun ledig zu ſein, die Schürze abgebunden und die Hände gewaſchen, als ich Pferdegetrappel auf den Steinen hörte, und zur Thüre eilend, die beiden Reiter davon traben ſah.

Benommen, verwirrt und traurig blickte ich ihnen nach. Ich zürnte auf mich und meinen unglückſeligen Verſuch der Selbſterziehung, ich zürnte auf meine

Freundin, weil ſie mich nicht noch einmal rufen gekommen war, ich zürnte auf Leopold, weil er nicht auf mich gewartet hatte, die ihm doch nur ein gutes Abendbrod bereiten wollte. Daß mein Ausbleiben ihn ungeduldig gemacht, daß er es als eine Kälte, als eine Koketterie von mir betrachtet hatte, und daß er, im Zorne gegen mich, ſchnell aufgebrochen und davon geritten war, das zu denken, war ich nicht geſcheut genug. Man iſt aber nie unglücklicher, als wenn man die Folgen einer Dummheit erträgt, die man mit dem beſtimmten Bewußtſein begangen hat, etwas ganz beſonders Gutes und Vernünftiges zu thun.

Den ganzen Sommer hörte und ſah ich Nichts von Leopold, und die Erinnerung an jenen Abend laſtete fortan wie ein Vorwurf und wie ein Schmerz auf mir, bis eine andere ſchwere Sorge mich davon abzog.

Wir hatten einen Sonntag ganz heiter mit dem Vater und mit den Brüdern verlebt, die Mutter hatte ſie mit mir noch eine Strecke begleitet, da ſie ſich wohler als ſeit Jahren fühlte, und wir gingen ruhig zu Bett, wobei ſie, als ſie ſich entkleidete, die Bemerkung machte, ſie müſſe ſich in der linken Hand eine Sehne verdreht haben, die Hand ſchmerze ſie bei der Bewegung. Früh als der Tag dämmerte, weckte ſie mich plötzlich mit

der Frage: ob ich das Schießen nicht höre? — Ich richtete mich auf, es waren oftmals Militair-Manöver in der Gegend, und das Schießen nichts Ungewöhnliches, aber ich hörte Nichts, und ſagte das. Höre doch! Höre doch! rief die Mutter mit ſolcher Heftigkeit, daß ich erſchrocken aufſprang; und an ihr Bett eilend, fand ich ſie mit wirrem Blicke, völlig ohne Bewußtſein, in wilden Fieberphantaſien.

Anderthalb Meilen von der Stadt, ohne Fuhrwerk, ohne männliche Bedienung, war die Lage, in der ich mich befand, ganz furchtbar. Ich mußte umherlaufen, mir nur erſt einen Boten zu ſchaffen, um den Vater und den Arzt benachrichtigen zu können, und als dieſer am Nachmittage mit dem Vater herauskam, und das Leiden der Mutter für Gicht erklärte, die ſich auf den Kopf geworfen habe, war damit für uns Nichts gebeſſert. An einen Transport in die Stadt war nicht zu denken. Der Vater, deſſen Geſchäfte ihn gerade während der Zeit der Schifffahrt vollſtändig in Anſpruch nahmen, konnte weder bei uns bleiben, noch uns täglich ſehen kommen, und ſo blieb ich denn mit der kranken Mutter und mit den Kindern in Neuhauſen zurück, darauf angewieſen, durch meine Berichte dem Arzt ſo viel Auskunft zu geben, daß er, wenn er ſpät

am Abende herauskam, womöglich die nöthigen Arzneien mitbringen konnte, die wir uns ſonſt erſt am folgenden Tage aus der Stadt zu verſchaffen vermochten.

Nachdem ich alſo die Reize des Landlebens ein paar Wochen gekoſtet hatte, lernte ich nun gleich auch eine ſeiner Schattenſeiten kennen, und ich denke noch mit Entſetzen an die Angſt und an die Haſt, in welcher ich einmal in brennender Mittagshitze nach dem nächſten Dorfe lief, um mir von dort Blutegel zu holen, da diejenigen, welche man aus der Stadt geſchickt hatte, den Dienſt verſagten. Man muß Tage und Nächte ſo hilflos an einem einſamen Krankenbette zugebracht haben, um zu wiſſen, was Angſt und Sorge ſind!

Endlich, nach faſt drei Wochen, erlaubte es der Zuſtand meiner Mutter, daß man ſie in Betten gepackt, in Begleitung des Vaters und des Arztes, nach der Stadt bringen konnte. Am folgenden Tage kam ein großer Packwagen und noch ein Fuhrwerk heraus, ich ließ all unſer Mobiliar aufladen, und fuhr dann mit unſerer alten Kinderfrau und mit den Kindern, bang und beklommen, nach dem erſten Aufathmen in Gottes freier Natur, in die Heimath zurück, wo Wochen voll Sorge und Arbeit meiner warteten. Denn die Mutter kam nur ſehr langſam wieder zu Kräften, und es war ſchon

Herbſt und ſchlechtes Wetter, ehe die gewohnte Lebensweiſe ſich im Hauſe wieder herſtellte.

Mit dem Herbſte kehrte auch die Familie, in welcher Leopold lebte, in die Stadt zurück, und gleich am Abende ſeiner Ankunft ſahen wir einander wieder.

Warum ſind Sie nicht hinausgekommen, als ich in Neuhauſen war? fragte er mich, ſobald ſich die Gelegenheit dazu darbot. — Ich dachte, daß Sie auf mich warten würden, verſetzte ich ehrlich. — Ich mußte ja am Abend zurück ſein, und ich hatte mich die ganze Zeit darauf gefreut, Sie draußen einmal zu beſuchen! Ich war recht böſe auf Sie, ich glaubte, Sie wollten mich warten laſſen! entgegnete er. — Wie kamen Sie auf dieſen Einfall? rief ich erſchrocken und verwundert aus, und mein Erſtaunen war die beſte Antwort, die ich geben konnte. Wir waren Beide mit einander zufrieden, waren voll Glauben und Zutrauen zu einander, und wir waren ſo jung, daß wir für den Augenblick Nichts mehr verlangten, als uns zu ſehen und in Gegenwart der ganzen Familie wieder mit einander verkehren zu können.

Allmählich aber wurden Leopolds Beſuche häufiger. Statt wie im verwichenen Jahre ein paar Mal in der Woche zu kommen, erſchien er nun Tag um Tag, dann endlich jeden Abend, ohne daß die Eltern das auffallend

zu finden ſchienen. Auch ſein Betragen gegen mich veränderte ſich. Er ſetzte ſich zu mir, gleichviel ob andere Perſonen anweſend waren, er tadelte und lobte mich in Gegenwart der Eltern, je nach ſeiner Meinung, und er wies mit Eiferſucht alle meine alten Bekannten und Jugendfreunde zurück, wenn dieſe ſich mir nahten. Weil er mir ſehr werth war, machte mir dies Alles Freude, aber es brachte mich doch auch in Verlegenheit. Die ältern Mädchen unſerer Bekanntſchaft zogen mich mit unſerer „ſtummen Liebe“ auf, einer oder der andere meiner jungen Bekannten neckte mich damit, daß ich ſehr ſanft und nachgiebig geworden ſei, und mit dem wetterwendiſchen Sinne eines launenhaften Kindes nahm ich mir eines Tages vor, daß ich mir von Leopold Nichts mehr befehlen laſſen wolle.

Es war im November an meines Vaters Geburtstag, der wie alle ſolche Tage gefeiert und beſonders hoch gehalten wurde. Da die Eltern faſt gar keinen Familienumgang hatten, ſo wurde die geladene Geſellſchaft faſt immer nur für uns verſammelt, und da wir auch an jenem Abende ſechs oder acht von unſern Bekannten bei uns hatten, beſchloſſen wir zu tanzen. Leopold aber tanzte nicht, und kaum hatte ich aufgehört zum Tanze zu ſpielen, um ſelbſt in die Reihe

zu treten, als er an mich herankam, und mir ſagte: tanzen Sie nicht! — Ich ſah ihn an, und fragte: weshalb nicht? — Weil ich nicht tanze! antwortete er. — Als ob das ein Grund wäre! rief ich, und wollte eben die Hand meines Vetters ergreifen, als Leopold mich mit den Worten zurückhielt: wir ſehen uns nicht wieder, wenn Sie tanzen! —

Das bannte mich, aber es empörte mich auch. Zu tanzen wagte ich nicht, und doch mußte ich vor den Andern eine Urſache haben, es nicht zu thun; und um fortzukommen und mir fortzuhelfen, eilte ich mit dem Vorgeben auf mein Zimmer, daß mir nicht wohl ſei. Oben in der dunkeln Stube fing ich zu weinen an, aber ich wußte eigentlich nicht worüber. Ich war glücklich, daß Leopold mich ſo völlig als ſein Eigenthum betrachtete, daß er mit mir ſchaltete und waltete nach ſeinem Belieben; aber ich empfand einen Zorn gegen ihn, wie ich ihn nie gegen einen andern Menſchen gefühlt hatte. Ich haſſe ihn! ſagte ich einmal zu mir ſelbſt, und hatte nie ſichrer gewußt, daß ich ihn liebte, als eben jetzt. — Ich nahm mir vor, gar nicht mehr hinunterzugehen, um ihn recht zu quälen und zu ängſtigen, um ihm zu zeigen, daß ich mir nicht befehlen laſſe, und daß er kein Recht habe

mir zu befehlen, und doch war ich untröſtlich darüber, daß ich hier oben in der finſtern Stube ſaß und weinte, ſtatt unten bei den Andern und bei ihm zu ſein.

Das ſind Zuſtände, wie jeder Menſch, ſo Weib als Mann, ſie durchlebt hat. Es iſt der Kampf der freien Jugend, die davor zurückſchreckt, ſich an ein andres Weſen zu verlieren, und ich meine, es laſſe ſich aus der Stärke dieſes Kampfes mit Sicherheit auf die Größe der Hingabe ſchließen, deren der Menſch einſt fähig ſein wird. An kräftigen jungen Männern habe ich dieſe Sprödigkeit, dieſe Selbſtwilligkeit oft bis zu einem Grade ſtark geſehen, der ſie an ſich ſelbſt verzweifeln ließ. Man muß aber Etwas ſein, um Etwas aufgeben zu können, man muß ſich ſelbſt beſeſſen haben, um ſich verſchenken zu können, und der Trotz der Liebe iſt in der Natur des Menſchen nur der Sturm des Aequinoktiums, der dem Beginn des Frühlings vorangeht.

Mitten in meinen Thränen kam Mathilde zu mir. Freundlich und heiter wie immer, forderte ſie mich auf, hinunterzukommen und vernünftig zu ſein. Aber ich war froh, nun Jemand gefunden zu haben, gegen den ich alles Zornige, das mir das Herz bewegte, in

heftigen Worten aussprechen konnte. Ich schalt auf Leopold, ich nannte ihn egoistisch, rechthaberisch und herrschsüchtig; ich versicherte, daß ich nun eine Lehre empfangen hätte, die mir — ich war siebenzehn Jahre! — für mein ganzes Leben nützen sollte; und Alles, was die gute Mathilde thun mochte, mich zu beruhigen, reizte mich nur noch mehr. Endlich, als sie alle ihre Gründe vergebens an mir erschöpft hatte, sagte sie: gieb mir Dein Wort zu schweigen, so will ich Dir Etwas vertrauen, das mir Deine Mutter unter dem Siegel des Geheimnisses erzählt hat. Aber gieb mir Dein Wort, daß Du schweigst, daß Du Dir Nichts, gar Nichts merken lässest.

Ich leistete das Versprechen, und Mathilde erzählte: Gleich nachdem Leopold in die Stadt gekommen ist, hat er Deinen Vater aufgesucht, und bei ihm um Deine Hand gebeten. Er hat ihm gesagt, daß er Dich liebe, und daß er nicht länger ohne Dich sein könne. Er wolle deshalb eine Lehrerstelle, die ihm geboten werde, annehmen, um Dich heirathen zu können. Dein Vater hat aber erklärt, davon könne die Rede nicht sein, Leopold müsse erst sein zweites theologisches Examen machen, und wenn er dann eine Pfarre haben würde, so würde er dem Vater willkommen sein. Und dann

hat er ſich von Leopold das Ehrenwort geben laſſen, daß er Dir von ſeiner Bewerbung Nichts ſagen, und ſich in keiner Weiſe gegen Dich erklären würde, weil Du noch zu jung wäreſt, und weil Du ruhig bleiben ſollteſt, und ſo weiter fort!

Ich war wie umgewandelt, war geblendet, als träte ich aus tiefem Dunkel in ein helles Licht. Mein Zorn war erloſchen, ich hatte Niemand anzuklagen als mich ſelbſt, Niemand hatte Unrecht als ich; aber ich fühlte doch augenblicklich, daß die Lage, in welche meines Vaters Vorſorge mich gebracht hatte, eine üble, und daß ſie ohne Berechnung und Rückſicht auf Leopold's Natur gewählt war. Und das hat ſich auch bewährt!

Ich kehrte in die Geſellſchaft zurück, zu Leopold zurück, glücklich im Innerſten des Herzens, voll Verlangen ihn zu verſöhnen; und wo man der Liebe gegenüberſteht, iſt das keine ſchwere Aufgabe. Wie wir uns ohne Worte zuſammengefunden hatten, ſo verſtanden wir uns ohne Worte, und die nächſte Zeit verging uns in täglichem Beiſammenſein in ſtillem, freudigem Frieden.

Den Weihnachtsabend ſollte Leopold bei uns zubringen. Beſchränkt, wie unſere Verhältniſſe es noch

immer waren, hatten die Eltern uns doch nie die Freuden des Weihnachtsbaumes entbehren laſſen, und auch faſt immer die Mittel gefunden, einen oder den andern Freund des Hauſes an der Beſcheerung Theil nehmen zu laſſen, während wir Kinder von jeher angehalten worden waren, irgend welche von den Hausarmen mit Geſchenken zu erfreuen, für die wir uns das Geld von unſerm Frühſtück oder ſonſt auf eine Weiſe zu erſparen ſuchten.

In Königsberg iſt es Sitte, die Feſttage einzuläuten wie allerwegen, aber es exiſtirt in der Stadt noch ein Legat von einem alten Fräulein, nach welchem die Stadtmuſikanten am Mittage das Lied: „wie ſchön leucht't uns der Morgenſtern," und Abends um neun Uhr „nun ruhen alle Wälder" vom Thurm der Schloßkirche in die Stadt hinunterblaſen. Die Kinder nennen das: die Jungfer bläſt vom Thurm! — Dieſelben Stadtmuſikanten ziehen dann, ebenfalls nach einer Verordnung aus uralter Zeit, ſobald es am Weihnachtsabende zu dunkeln beginnt, und das geſchieht in unſerer nordiſchen Heimath um dieſe Zeit des Jahres ſchon gegen vier Uhr, — durch alle Straßen der Stadt, und ſtill durch das nächtliche Dunkel erklingt

von ihren Blaseinstrumenten die schöne Melodie: „Ein Kindlein uns geboren ist!“

Schon von weit her vernimmt man den nahenden, wachsenden, anschwellenden Ton des Liedes. Ohne daß man die Musikanten gewahrt, klingt die Melodie zu uns heran, der ganze Zauber der Weihnachtspoesie verkörpert sich in diesen Tönen, und Niemand, der seine Kindheit und Jugend in unserer Heimath verlebt hat, wird dieser nächtlichen Weihnachtsmusik ohne Rührung gedenken.

Wir Geschwister hatten die Gewohnheit, uns am heiligen Abende, wenn es dunkelte, in meiner Stube zu versammeln, und dort zu warten, bis die Eltern den Aufbau beendet hatten und wir zur Bescheerung gerufen wurden. Auch diesmal saßen wir in dem kleinen Stübchen, im Dämmerlicht, im Dunkeln bei einander, während das Streiflicht der Laterne, die von unserm Hause nach der andern Ecke der Straße hinüberhing, grade genug Helle zu uns hineinwarf, das ganze Häufchen der Geschwister übersehen zu lassen. Da hörten wir endlich wieder die alte, liebe Melodie, und mit ihrem Klange kam eine tiefe Wehmuth über mich. Ich sah die Brüder, meine eilfjährige Schwester, die vier kleinen Mädchen und dachte: wie viel Male werde ich

den Abend noch mit Euch verleben? Ich dachte, daß ich ſie verlaſſen, ſie nicht heranwachſen ſehen würde, und weil ich mir vorſtellte, daß ich vielleicht bald nicht mehr ein Kind dieſes Hauſes ſein würde, fühlte ich, wie ſehr ich ihm zu eigen war.

Die Klingel, welche uns in das Wohnzimmer rief, brachte uns in Bewegung. Wir älteren Geſchwiſter nahmen die kleinſten an die Hand und auf den Arm, um ſie ſchnell die Treppe nach der Wohnſtube hinunter zu bringen, und vor dem beſcheidenen Glanze unſeres Weihnachtsbaumes, der uns aber ſtrahlend dünkte, vor dem Jubel der Kinder, vor der Befriedigung der guten Eltern über unſere Freude, gewann jenes Gefühl innerlichſter Wehmuth neue Kraft, ſo ſehr ich bemüht war, es in mich zu verſchließen. Es war nicht Sitte im Hauſe, von Gefühlen zu ſprechen oder ſich ihnen leicht in ſichtbarer Weiſe zu überlaſſen, und mich dünkt, das hat, wenn es nicht übertrieben wird, ſein Gutes. Es macht den Menſchen innerlich und verhindert das Aufkommen der Phraſe, hinter der die Oberflächlichkeit und Leerheit ſich ſo pomphaft und ſo bequem verbergen.

Die rechte Weihnachtsfreude kennen aber nur die Unbemittelten, die es wiſſen, mit welcher Liebe und mit welcher Sorge die Gaben zuſammengebracht ſind, an

denen man ſich erfreut. Wir, die wir wußten, wie oft der Vater ſich in Geldverlegenheit befand, weil ſein Geſchäftsbetrieb mehr Mittel erforderte, als ihm zu Gebote ſtanden, wir wußten auch, wie oft und reiflich die geringſte Kleinigkeit von unſerer Mutter erwogen, wie allmählig die einzelnen Gegenſtände zuſammengebracht werden mußten, die uns unter dem Lichte des Weihnachtsbaumes entzückten. Noch ſpät am Abend ſahen wir dann den Vater, wenn das Comptoir geſchloſſen wurde, mit dem Hausknecht fortgehen, um die Aepfel und Nüſſe und das Backwerk zu holen, um irgend welche Teller oder Gläſer oder ſonſt nothwendig gewordenen Hausrath zur Ueberraſchung für die Mutter herbeizuſchaffen, und wenn dann Alles beſorgt war, wenn die Handlungsgehülfen ihre Ducaten und Friedrichsd'or, die Dienſtboten ihre Geſchenke erhalten hatten, wenn wir dann beiſammen waren, die Eltern und die acht Kinder, und die freundlichen Augen der Mutter, die hellſtrahlenden Blicke des Vaters über uns leuchteten, wenn man es ihm anſah, wie alle Sorge ihm gering erſchien, wenn er ſeine »acht geſunden Kinder« um ſich und die Mutter neben ſich hatte, dann küßten wir ſeine lieben Hände, und die Hände der Mutter mit jener inbrünſtigen Liebe, in die der Dank für ein

neues uns geweihtes und geſchenktes Jahr voll Arbeit und voll Sorge eine beſondere Weihe legte.

Mitten in unſerer Weihnachtsfreude erſchien Leopold, der bei der Beſcheerung ſeiner Zöglinge hatte anweſend ſein müſſen. Er war froh und aufgeſchloſſen, er war Allen willkommen, fühlte ſich heimiſch, und während die Kinder ihn mit ihrem neuen Spielzeug umringten, ſagte er, ſich zu mir wendend: Ich möchte wiſſen, wo wir heute in zwei Jahren ſein werden?

Ich habe immer eine Abneigung gegen das Vorausſehenwollen der Zukunft, immer eine unheimliche Empfindung gehabt, wenn man in meiner Gegenwart ſolche Wünſche äußerte. Dieſes Gefühl bemächtigte ſich meiner auch in jenem Augenblicke, und ohne zu wiſſen, was mich dabei ängſtigte, bat ich, er möge ſo Etwas nicht ausſprechen.

Weshalb denn nicht? rief er heiter. Wiſſen Sie denn nicht, daß ich ein Glückskind bin und daß das Leben mir noch nie die Erfüllung eines Wunſches verweigert hat?

Aber weit entfernt, mich zu ermuthigen, wurde ſeine Zuverſicht auf ſein Glück mir nur noch unheimlicher, und ohne zu bedenken, was ich damit that, ſagte ich:

„Mit des Geſchickes Mächten iſt kein ew'ger Bund zu flechten, und das Unglück ſchreitet ſchnell.“

Kaum aber hatte ich dieſe Worte beendigt, als ich ſie um jeden Preis hätte zurücknehmen mögen. Sie klangen mir fürchterlich, als hätte nicht ich, als hätte ein Anderer ſie geſprochen, und als ich zu Leopold empor-ſah, war all ſeine Heiterkeit von ihm gewichen. Wie kommen Sie zu dem unglücklichen Worte! ſagte er, wie mit einem Ton der Abwehr, und ich ſelber wußte es nicht, wie ich darauf gekommen war. Wir konnten indeß danach die frühere Heiterkeit nicht wiederfinden, obſchon wir Alle munter bei einander waren, und — die letzten ganz glücklichen Stunden, die wir mit ein-ander verlebten, lagen hinter uns.

Achtzehntes Kapitel.

Aeußerlich änderte ſich mit dem neuen Jahre in unſerem Leben Nichts. Leopold kam Anfangs wie bisher, ſo oft er wollte, aber ich empfand, daß man uns beobachtete, daß der Vater ihn nicht ſo freundlich als ſonſt willkommen hieß, daß er überall kleine und oft komiſche Hinderniſſe zwiſchen uns aufrichtete. So erinnere ich mich, daß wir einmal übereingekommen waren, bei uns das Bild von Houwald mit einigen Bekannten perſonenweiſe zu leſen, und der Vater hatte dagegen keine Einwendungen gemacht. Wir hatten die Rollen ſo vertheilt, daß ich natürlich die Camilla, Leopold den Maler leſen ſollte, und die Uebrigen hatten ſich dieſer Anordnung gefügt, während ich mir ſchon Tage lang alle die ſchönen gefühlvollen Dinge vorgeleſen hatte, die gegen Leopold auszuſprechen ich ebenſoviel Verlangen als Scheu trug. Ich hatte mir Alles vorgeſtellt, wie es kommen müſſe, ich konnte den Abend gar nicht erwarten, hatte mich ſchön geputzt, um mich ſo weit wie

möglich den Worten des Dramas anzupaſſen, und voll Hoffnung und Spannung ſetzte ich mich, als die kleine Geſellſchaft beiſammen war, in dem großen Wohnzimmer an dem Tiſche vor dem Sopha nieder, auf dem meine Eltern bereits Platz genommen hatten. Kaum aber ergriffen wir unſere Exemplare, als mein Vater dem ihm zunächſt Sitzenden das Buch aus der Hand nahm und, auf das Perſonenverzeichniß blickend, mit freundlichſter Ruhe die Worte ausſprach: Wartet Kinder! ich werde mitleſen, ich werde den Maler leſen!

Ein Habicht, der auf eine Flucht von Tauben ſtößt, bringt keine ſolche Verwirrung, keinen ſolchen Schreck hervor, als ich ſie fühlte. Der ganze Thurmbau meiner Hoffnungen ſtürzte zuſammen. Ich ſah Leopold an, er war blaß geworden und biß die Lippen zuſammen, was er nur im Zorne that. Die ganze kleine Geſellſchaft gerieth in Aufruhr, Alles fiel nun auseinander. Der Vater entwarf eine neue, höchſt unglückliche Rollenvertheilung, und ſtatt der Freude, die ich mir erwartet, hatte ich das komiſche Vergnügen meinen Vater mit all den Zärtlichkeiten anzuleſen, die ich für Leopold ſo ſehnlich auszuſprechen gewünſcht hatte.

Der aber war nicht der Mann ſich zu verſtellen.

Sein ſichtbarer Verdruß, ſeine Gereiztheit ſteigerten ſich durch das nicht verborgene Lachen der Andern, er blieb mißmuthig, mein Vater verwies ihm das, und der Abend wurde ein verſtörter und unluſtiger für alle Theile.

Solcher kleinen Mißhelligkeiten gab es von da ab immer wieder. Ich fragte Mathilde, ich fragte meinen Bruder, der ſich mit Liebe an Leopold angeſchloſſen hatte, und von dieſem und von der Mutter in das Vertrauen gezogen worden war, was denn geſchehen ſei? Sie wußten Beide Nichts. Leopold hatte ich nie allein geſehen, er hatte, ſeinem Worte treu, nie von ſeiner Liebe zu mir geſprochen, ihn konnte ich Nichts fragen, und mit meiner Mutter davon zu reden, wäre mir eben ſo unmöglich geweſen, als meinen Vater um die Gründe ſeiner Handlungsweiſe anzugehen. Ich hatte zur Mutter nicht das Zutrauen, daß ſie mir rathen oder helfen könne, und von meinem Vater hielt die Gewohnheit des blinden Gehorſams, zu dem er uns erzogen hatte, mich fern. Zwiſchen den zärtlichſten Eltern, die ich beide liebte, war ich ganz allein.

Einige Wochen ſpäter hörte ich aus meinem Zimmer um die ſiebente Abendſtunde die Hausklingel erſchallen. Ich hörte die Thüre öffnen, ich kannte den Schritt auf

den Fliesen des Hausflurs und ich packte mein Nähzeug zusammen, um in die Wohnstube zu gehen, die sich jetzt nach meiner Meinung öffnen mußte. Aber dieser Ton ließ sich nicht vernehmen, die Hausthüre klingelte abermals, die Küchenthüre wurde zugeworfen, und es blieb Alles still. Ich begriff das nicht! — So schnell ich konnte, eilte ich hinunter. Ich fragte in der Küche, wer da gekommen sei? Man nannte mir Leopold, und auf die zweite Frage, ob er bei der Mutter sei, versetzte das Mädchen: nein! der Herr sei schon zu Hause und habe befohlen, wenn Herr Leopold käme, zu sagen, daß die Herrschaft ausgebeten sei.

Das hatte ich nicht erwartet! Das hatte auch Leopold nicht glauben können, denn die Eltern waren mit Ausnahme von zwei Abenden im Jahre, an denen ein paar Feste in den Familien meiner Tanten gefeiert wurden, niemals in Gesellschaft, und zudem fiel das Licht aus dem Wohnzimmer durch die Glasthüren desselben hell auf den Flur hinaus. — Ich war völlig rathlos und sehr traurig. Ich hatte das dringendste Verlangen, mir selbst zu helfen, Etwas zu thun, an Leopold zu schreiben. Dann dachte ich wieder, das sei seine und nicht meine Sache, und ich hatte auch gar keinen Muth, weder ihm noch dem Vater gegenüber.

Die Tage gingen mir hin, ich wußte nicht wie. Leopold kam Mittags immer wie ſonſt die Straße herab und grüßte mich, das war Alles. Am Ende der Woche trat eines Abends mein Vater in mein Zimmer, ſtellte ſich an den Ofen, fragte, was ich treibe, und ſah dann die Bücher durch, die auf der Kommode lagen. Mehrere davon waren Leopolds Eigenthum, ſein Name ſtand darin. Mir klopfte das Herz, daß ich faſt erſtickt wäre. Mein Vater legte die Bücher wieder fort und ſprach von etwas Anderem, aber ich hörte es kaum; er kam in ſolcher Weiſe, Abends und allein, ſonſt nie zu mir herauf, und ich erwartete daher irgend einen Tadel, eine Erklärung, einen Aufſchluß. Ich erwartete ihn vergebens.

Nachdem der Vater eine Weile bei mir geweſen war, ſchickte er ſich an mich zu verlaſſen, und erſt im Hinausgehen ſagte er: Du haſt da, wie ich ſehe, ein paar Bücher von Leopold, ſchicke die ab! — Lieber Vater, ich leſe ſie noch! ſagte ich, weil ich doch ein Lebenszeichen von mir geben wollte. — Schicke ſie nur ab, Du kannſt ſie ein andermal zu Ende leſen! — Aber weshalb, lieber Vater? fragte ich mit großer Ueberwindung. — Soll ich Dir Gründe angeben? verſetzte mein Vater. Das war ſonſt nicht nöthig

zwiſchen uns. Seine Stimme klang weich und bewegt, er ging hinaus, und am andern Morgen ſchickte ich ohne ein Wort, ohne eine Zeile die Bücher zurück; nur ein Blättchen Papier ließ ich als Zeichen und Andenken bei einem der Körner'ſchen Gedichte liegen, das wir oftmals mit einander geleſen hatten, und das wir Beide liebten.

Damit endet eigentlich die Geſchichte dieſer Jugendliebe, deren Ausgang mir ein ungelöſtes Räthſel geblieben iſt. Im Frühjahr, als Leopold ſein Candidaten-Examen gemacht, gab er ſeine Stelle in Königsberg auf, um ſich von einem Fieber, das ihn befallen hatte, im Hauſe ſeines Bruders herzuſtellen, der eine Superintendentur in unſerer Provinz bekleidete. Eine gemeinſame Freundin, die ſich in dieſer Zeit verheirathet hatte und Leopold häufig bei ſich ſah, beſchwor mich, einmal zu ihr zu kommen, um ihn dort zu treffen: er ſei krank und wolle mich ſprechen, ehe er Königsberg verlaſſe. Ich ſchlug das ab, weil ich die Erlaubniß nicht zu erbitten und gegen meines Vaters Befehle nicht zu handeln wagte. Aber ich hatte keine Freude an dieſem Gehorſam, ſondern nur Schmerz über meine Unfreiheit und Muthloſigkeit. Ich hätte beſſer von

mir ſelbſt gedacht, wäre ich des Ungehorſams fähig geweſen.

Niemand hat mir je darüber Aufſchluß gegeben, was die Handlungsweiſe meines Vaters oder Leopolds beſtimmte. Seine nächſten Freunde, die ich in viel ſpäteren Jahren, als jene Erlebniſſe mir ſchon, ſo wie jetzt, in völliger Losgelöſtheit von mir ſelbſt erſchienen, darum befragte, wußten Nichts davon. Sie vermutheten wie ich, daß man ihm in ſeiner Familie Einwendungen gegen ſeine Heirath mit einer Jüdin gemacht, daß mein Vater dies erfahren, daß er uns deshalb getrennt haben mochte, und daß mein blinder Gehorſam gegen den Vater Leopold hatte irre werden laſſen an der Liebe, die ich für ihn fühlte.

Mein Leben wurde nach Leopolds Entfernung aber für eine Weile ſehr ſtill und trübe. Alle meine Bekannten hatten unſere Zuneigung bemerkt, alle ſahen mich darauf an, wie ich die Trennung ertragen würde; denn die Menſchen betrachten einander viel öfter als man glaubt unter dem Geſichtspunkte eines Darſtellers, der verpflichtet iſt, ſich ihnen gegenüber in der Rolle zu behaupten, welche ihre Meinung ihm zuertheilt hat.

Die kalte Neugier der Einen, die mitleidige Schonung der Andern, die bloße Achtſamkeit auf mich waren

mir unerträglich. Bedauert zu werden, weil dies herabsetzt und erniedrigt, war mir das Unerträglichste; und so gut ich es vermochte, suchte ich zu verbergen, was ich litt. Das lag auch durchaus in den Planen und Grundsätzen meines Vaters, und mein Bestreben, gleichmäßig in der alten Weise des Daseins fortzugehen, wurde unterstützt, obschon ich es fühlte, daß meine Mutter mich innerlich beklagte, daß mein Vater milder als sonst mit mir verkehrte, daß ich neben ihm an einer Freiheit gewann, die mir damals noch zu gar nichts nützte, weil meine Erziehung mich unfähig gemacht hatte, sie zu gebrauchen.

Im Verkehr mit meinen Freunden, in unserer Häuslichkeit und Geselligkeit blieb sich Alles gleich und war mir Alles gleichgültig. Nur zwei Gedanken beschäftigten mich. Wie war das möglich? fragte ich mich wieder und wieder, und dann drängte sich mir die zweite Frage auf: kann das so bleiben? werde ich ihn nicht wiedersehen? — Ein junges Herz, das liebt, hat nicht viel Gedanken.

Da man mich in der Familie doch wohl sehr verändert finden mochte, und da die im Sommer erfolgte Einsegnung meiner beiden Brüder mich sehr ergriffen hatte, bot mein Vater, ich glaube auf Veranlassung

der Mutter, es mir im Herbſte plötzlich an, auch mich zum Chriſtenthume übertreten zu laſſen. Meine erſte Empfindung galt bei dieſer Nachricht aber nicht der Freude, ein früher ſo ſehnlich erſtrebtes Ziel erreichen zu können, ſondern nur dem entfernten Geliebten. Ich erinnerte mich der Anſicht, welche mein Vater vor der Taufe der Brüder über den Religionswechſel der Frauen ausgeſprochen hatte, ich mußte danach dieſen plötzlichen Entſchluß, mich Chriſtin werden zu laſſen, irgendwie auf Leopold's Einwirkung zurückführen, und während ich meine Zufriedenheit mit der erlangten Bewilligung ausſprach, dachte ich eigentlich an nichts weniger, als an irgend etwas Religiöſes.

Alle meine Hoffnungen belebten ſich neu — alle täuſchten ſie mich. Leopold hatte gar Nichts mit dem Entſchluſſe meiner Eltern gemein, er lebte nach wie vor bei ſeinem Bruder, und wenn ich unſere Freundin nach ihm fragte, ſo erhielt ich den Beſcheid, daß ſeine Geſundheit ſchlecht ſei, daß er ſeine Eltern im Harz beſucht habe und mit dem Vorſatz, noch in Preußen zu bleiben, hierher zurückgekommen ſei. Aber ſein Fieber kehre immer wieder, er ſei recht krank, und wenn ich geſcheut wäre, würde ich ihm längſt einmal geſchrieben haben.

Bald nachher begann der Religionsunterricht, den mir der treffliche Consistorialrath Kähler ertheilte. Weil ich achtzehn Jahre und somit zu erwachsen war, um der allgemeinen Kinderlehre beizuwohnen, hatte Kähler die Güte mir besondere Stunden zu bewilligen, und je nachdem es sich mit seinen Vorlesungen an der Universität und mit seinen übrigen Beschäftigungen vertrug, ging ich zweimal in der Woche des Abends zu ihm, wenn er es nicht vorzog, zu mir zu kommen.

Das waren schöne, förderliche Stunden, wenn schon sie, sicherlich gegen die Absicht meines würdigen Lehrers, schließlich nicht dazu beigetragen haben, mich in dem Glauben an die eigentlichen Dogmen des Christenthums zu befestigen. Kähler war ebenso geistreich als durchgebildet, ein kluger, erfahrener und herzenskundiger Mann. Es fällt mir, so oft ich mich seiner erinnere, der Ausspruch des heiligen Augustinus ein: Im Wesentlichen Einheit, im Zweifelhaften Freiheit, in Allem — Liebe!

Er war streng und fest in seinen Ansprüchen an die Moralität der Menschen, duldsam gegen ihre Ansichten und gütig in all seinem Lehren und Denken. Er hatte sorgenvolle Jahre durchlebt, und doch sah man seiner geistvollen Stirn, seinen blitzenden, hell-

blauen Augen keine Spur dieſer Leiden an. In Königsberg genoß er die größte Verehrung. Seine Collegien waren von den Studenten eben ſo beſucht, als ſeine Predigten von den Gebildeten aller Stände, und ſeine Aufklärung und Toleranz waren ſo anerkannt, daß ſelbſt Juden ſonntäglich ſeine Predigten beſuchten, und zu ſeinen begeiſtertſten Verehrern zählten.

Er ſelbſt hielt Verkehr mit mehreren jüdiſchen Familien, und es war zum Theil ſein Beiſpiel, nicht allein die fortſchreitende Aufklärung der Zeit — denn der einzelne Menſch macht und befördert den Fortſchritt der Geſammtheit — das allmählig das Verhältniß der Chriſten zu den Juden zu einem beſſeren umgeſtaltet hatte. Grade aber ſeine Kenntniß des jüdiſchen Geiſtes gab ihm auch den Maasſtab für dasjenige, was einem außerhalb des Chriſtenthums erzogenen Menſchen von den Dogmen deſſelben zugänglich werden könnte, und was nicht.

Ohne zu ahnen, wie ſehr er damit dem Zuge meines Geiſtes begegnete, wies er mich vornehmlich auf Chriſtus, den durch ſein Leben und ſein Beiſpiel die Welt erlöſenden Befreier hin. Die Lehren des Chriſtenthums hatten in den letzten Jahren oft den Gegenſtand der Unterhaltung gebildet, wenn Leopold bei uns und

der Vater nicht zugegen geweſen war, der ſolche Erörterung mit einem Gläubigen nicht lieben konnte. Von dem Munde Leopolds kommend, hatte die chriſtliche Liebeslehre eine neue Bedeutung, einen höheren Werth für mich erlangt, und weil er glaubte, hatte ich mir nicht mehr erlaubt zu zweifeln. Ich hatte nicht denken mögen, weil es mir ſüßer war, mit ihm gemeinſam zu empfinden. So hatte ich mich in aller Unſchuld in ein Gewebe von Halbheit und Selbſtbetrug eingeſponnen, und hatte felſenfeſt geglaubt, mit meinen Ueberzeugungen mich auf dem Standpunkte zu befinden, den Leopold als Schüler Kählers einnahm, und den auch dieſer natürlich feſthielt. Mit gutem Gedächtniß und weiblicher Aneignungsfähigkeit hatte ich mir eine Reihe von fremden Anſchauungen erworben, mit denen mein Lehrer zufrieden war. Er hatte offenbar Freude an meinem Beſtreben, mich im Chriſtenthume feſtzuſetzen, und von dieſem Mittelpunkte aus die Welt und das Weſen des Menſchen, unſere Pflichten und unſere Hoffnungen verſtehen zu lernen.

Sein Unterricht war kein pedantiſches Lehren, ſondern ein freies Beſprechen, das jede Frage und jeden Einwand von meiner Seite zuließ. Ich war in unſerm wie in ſeinem Hauſe immer während des Unterrichtes

mit ihm allein, und er hatte mir ein ſolches verehrendes Vertrauen eingeflößt, daß ich ihm ſicher alle meine Zweifel ausgeſprochen haben würde, hätte ich deren in ſeiner Nähe gehegt. Es giebt aber Menſchen von einer ſolchen geiſtigen Ueberlegenheit, daß ſie uns durch ihr Wort, durch ihren Blick, und vollends durch ihr eigentliches Sein, in den Kreis ihres Denkens bannen, und zu dieſen gehörte Kähler. Nicht, daß er mich eingeſchüchtert, meine Denkfreiheit gehindert hätte. Im Gegentheil! Er fragte mich immer ſehr genau, ich antwortete ebenſo. Wo ich nach ſeiner Meinung irrte, klärte er mich mit ſeiner auf das Weſentliche geſtellten Duldſamkeit freundlich und geduldig auf, und ſo lange ich mit ihm war, ja während der ganzen Monate, welche dieſer Unterricht währte, fühlte ich eine wachſende Zufriedenheit, die ich meiner klarer werdenden Erkenntniß des Chriſtenthums zuſchrieb, und von der ich dachte, daß Leopold große Freude daran haben würde, wenn er darum wüßte.

Im Februar erklärte mein Lehrer mich genugſam vorbereitet, die Taufe zu empfangen. Der vierundzwanzigſte Februar, der Hochzeitstag meiner Eltern, wurde für dieſen kirchlichen Akt feſtgeſetzt, und Kähler forderte mich nun auf, ein Glaubensbekenntniß anzu-

fertigen, zu dem ich mich dann in Gegenwart der Freunde bekennen ſollte, die ich mir zu meinen Taufzeugen auserwählt hatte.

Indeß kaum ſetzte ich mich nieder, dieſes Glaubensbekenntniß zu ſchreiben, als ich — nun allein — im Nachdenken mit mir ſelbſt, die unwiderſtehliche Einſicht gewann, daß ich beinahe Nichts von Alle dem glaubte, was das Weſen des kirchlichen Chriſtenthums ausmachte, was die eigentlichen Glaubensartikel bildet. Ich glaubte nicht an die göttliche Abſtammung des Heilandes, ich glaubte nicht an den „einigen Sohn, unſern Herrn, der empfangen iſt vom heiligen Geiſte, geboren von der Jungfrau Maria, gelitten unter Pontio Pilato, gekreuzigt, geſtorben und begraben, niedergefahren zur Hölle, am dritten Tage wieder auferſtanden von den Todten, aufgefahren gen Himmel, ſitzend zur rechten Hand Gottes, des allmächtigen Vaters, von dannen er kommen wird zu richten die Lebendigen und die Todten.“ — Ich glaubte nicht an Unſterblichkeit, geſchweige denn an die Auferſtehung des Fleiſches; ich glaubte weder an eine angeborene Sünde, für die ich, obſchon ich ſie ſchuldlos trug, zu büßen hätte, noch an die Möglichkeit von einer Sünde, die ich ſelbſt und frei begangen hätte, erlöſt werden zu können durch den Tod des vor achtzehnhun-

dert Jahren ſchuldlos gekreuzigten Ideals der Menſchheit. Ich glaubte auch nicht an die befreiende Kraft des Abendmahls; an Nichts glaubte ich eigentlich von Alle dem, zu dem ich mich bekennen ſollte, und ich war darüber in Verzweiflung.

Ich hatte mehrere Tage Zeit für die Ausarbeitung meines Glaubensbekenntniſſes erhalten, und jeder hinſchwindende Tag ſteigerte meine Rathloſigkeit. Ich ſchreckte vor dem Gedanken zurück, feierlich eine Unwahrheit auszuſprechen und alſo bei der Taufe einen Meineid zu ſchwören. Ich ſchreckte faſt ebenſo vor dem Gedanken zurück, dem verehrten Lehrer zu ſagen, wie weit ich die Freiheit der rationellen, menſchlichen Deutung des Chriſtenthums ausgedehnt hatte, zu der er mir freilich in ſeinen Erklärungen deſſelben ein gewiſſes Recht gegeben. Ich ſtellte mir vor, welchen Eindruck es auf Leopold machen würde, wenn er erführe, — und er mußte das durch die Kähler'ſche Familie nothwendig erfahren, — daß ich mich ſchließlich geweigert, zum Chriſtenthume überzutreten. Alles, was wir miteinander geſprochen, mußte ihm einfallen, Alles, was ich ihm ſo oft geſagt, mußte ihm wie eine abſichtliche Lüge erſcheinen. Er, mein Lehrer, meine Eltern, Ma-

thilde, ſie mußten Alle an mir irre werden, — war ich es doch beinahe an mir ſelbſt geworden!

Wer aber in ſolchem Falle nicht an ſich ſelbſt verzweifeln will, der kommt leicht dahin, an den Andern zu zweifeln, und der Inſtinkt der Selbſterhaltung trieb mich auf dieſen Weg. Ich fing an mich zu fragen, ob mir mein Lehrer denn auch wirklich den letzten inneren Kern ſeines Glaubens enthüllt habe? Ob es nicht die Geiſtlichen der chriſtlichen Kirche ebenſo mit den Dogmen und mit den Myſterien hielten, wie ſie ſelbſt es von den heidniſchen Prieſtern erzählten, welche dem Laien das Symbol ſtatt der Wahrheit gaben. Ich fragte mich, wie es möglich ſei, daß ein Mann von ſo ſcharfem Geiſte wie Kähler, ein Mann von ſo ernſtem Ringen nach Wahrheit wie Leopold, an die Myſterien des Chriſtenthums glauben könnten; und weil mir dies für mich unmöglich fiel, ſagte ich mir dreiſt, daß es auch ihnen unmöglich ſein müſſe, daß ſie ſich ein Recht zuerkennen müßten, innerhalb der feſtgeſtellten Dogmen ſich einen geläuterten Inhalt, innerhalb der Form den reinen Geiſt zu denken. Eine Religion, die für Alle auf ein Myſterium gegründet war, mußte auch dem Einzelnen ſein Myſterium zugeſtehen, und wenn die Lehrer des Chriſtenthums ſich mit einem ſchweigenden

Wiſſen neben dem ausgeſprochenen Bekenntniß abfinden zu können glaubten, warum ſollte ich nicht daſſelbe thun dürfen, wenn ich mich in der gleichen Lage befand wie ſie? — Ich wiederhole es: weil ich auf dem Punkte ſtand, feierlich eine Unwahrheit auszuſprechen, klagte ich die Männer, welche ich verehrte, in meinem Herzen des gleichen Unrechts an!

In dieſem Sinne mich beſchwichtigend, ging ich daran, mein Glaubensbekenntniß zu verfaſſen. Es war ein trauriges Muſter von ſchwungvollem Jeſuitismus. Ich vermied ſo viel ich konnte jede poſitive Erklärung, und bei der Unklarheit, mit welcher junge Mädchen ſich im Allgemeinen über abſtrakte Gegenſtände auszudrücken pflegen, hätte es in manchem andern Falle wohl paſſiren können. Für mich aber, die ſchon damals eine Herrſchaft über ihre Gedanken und deren Ausdruck beſaß, war es ein reines Product der Berechnung, und als ſolches mir in ſpäteren Jahren ſo unheimlich und widerwärtig, daß ich es gelegentlich verbrannte, um dieſes Actenſtück gegen meine Wahrhaftigkeit nicht immer wieder zu Geſichte zu bekommen.

Der Tag meiner Taufe rückte nun heran, ſie ſollte, wie die meiner Brüder, wieder in der Kähler'ſchen Wohnung vollzogen werden, weil man bei uns zu Hauſe

kein Aufſehen damit machen wollte, und es war eine Abendſtunde dazu feſtgeſetzt. Ich hatte mir meine Taufzeugen ſelbſt gewählt: ein Paar ältere meinen Eltern befreundete Männer, die ich ſchätzte, die Conſiſtorialräthin Kähler, ein wahres Muſterbild einer edlen und gebildeten Matrone, und meine Freundin Mathilde. Meine Eltern, meine Brüder waren zugegen, die Taufe, die Confirmation gingen in würdiger Weiſe vorüber. Meine gute Mutter war ſehr erfreut, wieder eines ihrer Kinder dem Judenthume entzogen zu haben; mein Vater ſagte: möge es Dir zum Guten gereichen! — Das war Alles.

Als ich aber nun daſtand, aufgenommen in den Bund der chriſtlichen Gemeinde, als meine Freundin, meine Brüder mich beglückwünſchten und umarmten, als ich ſelbſt mir ſagen mußte, daß ich mich mit dieſem Schritte in gewiſſem Sinne Leopold genähert und von den Eltern entfernt hatte — fand ich mich dem Erſteren grade jetzt mit allem meinem Glauben ferner, und meinem Vater mit meinen Ueberzeugungen enger verbunden, als je zuvor. Es war einer der wenigen Momente meines Lebens, in denen ich mich mit mir ſelbſt im Zwieſpalt und deshalb ſehr unglücklich fühlte.

Ich war mir bewußt, einen Entſchluß, an den ich

mit gutem Glauben, mit Liebe und mit Zuversicht herangetreten war, mit einer mir sonst fremden Heuchelei ausgeführt zu haben, weil mir der Muth gebrach, einen Irrthum einzugestehen und mich mit Denen, welche ich am meisten liebte, in offenen Widerspruch zu setzen. Ich hatte mich vor mir selbst vergangen aus Menschenfurcht und Liebe, und wenn ich in jener Stunde, die immer einen Abschnitt in meinem Leben bezeichnete, auch keinen andern guten Vorsatz gefaßt hätte, so gelobte ich mir wenigstens, daß es das erste und das letzte Mal gewesen sein sollte, wo ich von dem Gott der Wahrheit und der furchtlosen Wahrhaftigkeit abgefallen wäre. Und ich glaube, daß ich dies gehalten habe. — Die Bedeutung und der Geist des Christenthums als reinste Lehre der Befreiung und der Brüderlichkeit gingen mir aber erst in einer Zeit auf, in welcher die Tage der ersten Jugend schon sehr weit hinter mir lagen.

Digitized by Google

Neunzehntes Kapitel.

Mit der fortschreitenden Bildung seiner Kinder hatte meines Vaters eigene Bildung nach allen Seiten zugenommen, und so viel auch seine Söhne an Einzelwissen durch ihre Gymnasialbildung vor ihm vorausbekommen konnten, so blieb er ihnen doch nicht nur durch seine Jahre und seine reife Einsicht überlegen, sondern seine Gesammtbildung überflügelte uns Alle, bis wir selbst über die Jugend hinausgekommen waren. An ihm stellte es sich recht deutlich dar, was mir mein späteres Leben so oft bewahrheitet hat: daß nicht das viele Wissen, sondern das rechte Verstehen und das Zusammenhalten des Erlernten mit dem, was wir erleben, die Bedeutung eines Menschen bedingen. Wäre das bloße Wissen, das bloße in sich Aufnehmen ausreichend, Bedeutung zu verleihen, so müßten alle Gelehrten, die des Studirens, und alle die müßigen Männer und Frauen, die des Lesens und Lernens kein Ende finden können, bedeutend sein, während sie doch so häufig nur

abſtrakt, unpraktiſch und für das Leben faſt überall nicht zu brauchen ſind. Es gehört ein ſtarker Kopf, es gehört große geiſtige Selbſtthätigkeit dazu, viel in ſich aufzunehmen. Wem dieſe Bedingungen fehlen, den lähmt und verdummt das fortwährende in ſich Aufnehmen fertiger Reſultate, ſtatt ihn zu fördern.

Daß man nicht Zeit haben könne, zu leſen und ſich zu bilden, das war Etwas, was der Vater in keinem Lebensverhältniß „ſtatuirte.“ Die Menſchen kommen zu Nichts, pflegte er zu ſagen, weil ſie nicht darauf achten, daß wir zwei Ohren, zwei Augen und nur einen Mund haben, damit wir viel ſehen und hören und wenig reden ſollen. Sie bringen die Zeit mit unnützem Schwatzen hin, und beklagen ſich dann über Mangel an Zeit. Wenn ſie nur überlegen wollten, was ſie von ihrem Plaudern mit Andern haben, würden ſie einen Widerwillen dagegen bekommen. Ein Mann, der viel über kleine Tagesereigniſſe ſprechen, den Frauen galante Dinge ſagen konnte, war ihm ein Gegenſtand komiſcher Verwunderung. Kam er einmal in einen Kreis, in welchem ſich die gewöhnliche Frauenunterhaltung in ihrer faſt geheiligten Trivialität breit machte, ſo war es ein Vergnügen, den freundlichen Ausdruck des lächelnden Erſtaunens in ſeinem edlen Antlitz zu beob-

achten, mit dem er auf eine ſolche Geſellſchaft wie auf Weſen einer ganz beſonderen Species hinſehen konnte.

Er war von einer großen, aber ſehr ruhigen Thätigkeit, wobei ihm freilich eine vollkommene Geſundheit zu Statten kam. Im Sommer ſtand er um fünf Uhr, im Winter um ſechs Uhr auf, und hatte dann zwei Stunden, die er, ehe er in ſein Geſchäft ging, mit Leſen zubrachte. Einige Jahre hindurch hatte er ſich hauptſächlich mit hiſtoriſchen Werken beſchäftigt. Im Laufe des Tages kamen dann, ſobald ſich ihm ein Paar Augenblicke des Raſtens boten, die Königsberger und Berliner Zeitungen an die Reihe; denn der Vater hatte von jeher eine große Theilnahme für die Zeitereigniſſe und für die Politik gehabt, und ſpät am Abend fand er immer noch eine Weile, ſich mit den neuen Dichtungen und Romanen bekannt zu machen, an welchen letzteren ihn aber nur, wie er es nannte, „das Mährchen“ intereſſirte, während die eingeſtreuten Gedanken und Betrachtungen der Verfaſſer ihm als eine Störung in ſeiner Unterhaltung läſtig waren. Später, als ich ſelbſt Romane ſchrieb, pflegte er mich öfter ſcherzend zu fragen, weshalb die Dichter von ihren Romanen nicht zwei verſchiedene Ausgaben veranſtalteten, die eine mit guten Gedanken für Perſonen, die ſich noch bilden wollten,

und die andere ganz einfach und faktiſch für ältere Perſonen, die ſelbſt gedacht hätten und ſich nicht mehr zu belehren brauchten.

Das Jahr achtzehnhundert und dreißig ſteigerte ſeine Theilnahme an der Politik. Die Namen der großen engliſchen und franzöſiſchen Staatsmänner waren uns durch den Vater von jeher geläufig geweſen, und von früh auf hatten wir die Vorzüge der konſtitutionellen Regierung rühmen hören. Als ſich nun in Frankreich die Bewegung gegen die Reaction der Bourboniſchen Herrſchaft kund zu geben anfing, lebte und webte der Vater in der Theilnahme für die franzöſiſchen Liberalen, und die Unterhaltung richtete ſich mehr und mehr auf politiſche Gegenſtände hin. Während man in den kaufmänniſchen Kreiſen mit Beſorgniß der Möglichkeit entgegenſah, daß in Frankreich in Folge der Ordonnanzen eine neue Revolution zum Ausbruch kommen könne, hoffte der Vater entſchieden auf dieſe Umwälzung, und ich erinnere mich noch ſehr deutlich, mit welch' leuchtenden Augen er uns die Nachricht von der Juli-Revolution verkündete.

Wir ſaßen mit der Mutter und ihrem älteſten Bruder, dem Doctor, unter dem Schatten der Markiſe auf dem Wolme, als der Vater die Stufen zu dem-

ſelben ſchnell herauf kam. Er hielt ein Zeitungsblatt in der Hand und ſagte: die Revolution iſt ausgebrochen, Karl der Zehnte iſt entflohen, die Liberalen haben geſiegt, der Herzog von Orleans iſt zum General-Lieutenant von Frankreich proklamirt, Lafayette, Caſimir Perrier, Lafitte haben das Ruder in Händen! Das wird Luft und Bewegung nach allen Seiten ſchaffen!

Der Vater war freudig erregt und ſchwungvoll, der Onkel, bedeutend älter als er, ſchüttelte abwehrend den Kopf. Die frühere Knechtſchaft der Juden hatte ihn ängſtlich gemacht, er war ein Bürger, wie despotiſche Regierungen ſich ihn wünſchen müſſen. Er war vollkommen zufrieden, wenn man ihn ſeine Steuern zahlen, in ſeinem Berufe arbeiten und in ſeinem Hauſe nach Belieben ſchalten ließ.

Sprechen Sie nicht zu laut davon! ſagte er zum Vater, was ſoll Ihnen das? Sie ſind ein Mann, der Frau und Kinder hat! Und was geht es uns an? Still ſein und die Ohren ankneifen, iſt immer das Beſte.

Dieſe letztere Wendung war ein Lieblingsausdruck des Doctors, und dieſer Ausdruck war dem Vater womöglich noch fataler, als die Geſinnung, aus welcher er hervorging. Er antwortete entſchieden ablehnend, der

Onkel entfernte ſich, und der Vater ließ ſich nun von uns die Zeitungsberichte noch einmal vorleſen, gleichſam um ſie doppelt zu genießen, wobei er der erſten franzöſiſchen Revolution und ihrer Vorkämpfer gedachte, und mit Wärme die Entwicklung einer freien Verfaſſung auch für Preußen erhoffte. Die Julirevolution war recht eigentlich eine Revolution nach ſeinem Sinne, denn ſie brachte den gebildeten Bürgerſtand an das Regiment, ſie legte die Gewalt und den Schwerpunkt in die Hände des Standes, zu dem er ſelbſt gehörte, in die Hände der intelligenten Gewerbtreibenden, und darüber hinaus gingen weder die Wünſche, noch die Anſichten des Vaters. Hätte er die Zeit von achtzehnhundert acht und vierzig erlebt, hätte er ſich in einer ſolchen Zeit in der Fülle ſeiner Kraft befunden, ſo würde er ſich ohne Frage den Beſtrebungen der Demokratie auf das entſchiedenſte abgeneigt bewieſen haben. Er war allen ſeinen Untergebenen ein gerechter und vorſorglicher Herr, ſie blieben lange in ſeinen Dienſten, ſie hingen alle an ihm, und verehrten ihn, wie auch die Handwerker es thaten, die er beſchäftigte. Aber den Gedanken, daß ſeine Commis, ſein Herr Jürgens, ſein Herr Ehlers, daß ſeine Arbeiter, ſein Wilhelm und ſein Friedrich, mit ihm

gleich ſtimmberechtigt ſein ſollten, daß ſeine Faßbinder, ſeine Weinſchröter mit ihm zuſammen wählen, daß ſie neben ihm Etwas zu ſagen haben ſollten, würde er als eine Thorheit, ja als eine Beleidigung ſeiner Würde von ſich gewieſen haben. Er war eine durchaus auf das Befehlen und auf die Ausübung der Oberherrlichkeit geſtellte Natur. Selbſt in den Beziehungen zu ſeiner Familie war Etwas von dem alten Stammesoberhaupt in ihm zu fühlen, und als Edelmann geboren, würde er ein ſtarrer Ariſtokrat geweſen ſein. Er galt mir in dieſem Betrachte immer als ein Beweis dafür, wie ſchwer ſelbſt Menſchen von hellem Geiſt und edlem Herzen die Schranken der Zeit überſchreiten, in welcher ſie die Jahre ihrer Kraft verlebten.

Auf mich aber machte die franzöſiſche Revolution einen tiefen Eindruck, denn ſie war nächſt dem griechiſchen Freiheitskampfe, deſſen Helden und Thaten mich in der Kindheit doch nur wie mährchenhafte Erſcheinungen berührt hatten, das erſte große Ereigniß, das ich mit deutlichem Bewußtſein, und mit meinem Verſtändniß darauf vorbereitet, erlebte. Ich kannte die Heldenthaten, welche durch die Jahrtauſende für Erlangung einer unterdrückten Freiheit unter den ver-

ſchiedenen Völkern verrichtet worden waren, ich hatte eine große Begeiſterung für die deutſchen Freiheitskämpfe gegen die Napoleoniſche Herrſchaft gewonnen, aber mich erfaßte von jeher ſelbſt das Geringere, was in meinem Bereiche, was mir gewiſſermaßen ſinnlich nahe und erreichbar war, viel lebhafter, als das Größere, das mir fern ab lag. Da mir nun ohnehin die franzöſiſche Sprache lieb und geläufig, die franzöſiſche Literatur theilweiſe bekannt war, ſo bildete ſich in mir in jener Zeit durch die Theilnahme an der Julirevolution die Theilnahme an den öffentlichen Dingen überhaupt aus, die mich ſeitdem nicht mehr verlaſſen hat. Theilnahme an einem Allgemeinen aber haben wir nöthig, um es zu empfinden, wie gering einer Seits die Bedeutung des Einzelnen in der Geſammtheit iſt, und um uns doch andrer Seits auch wieder daran zu erinnern, daß die Maſſe der Einzel-Beſtrebungen allein das Gelingen und den Fortſchritt der Geſammtheit möglich machen.

Bei den Männern in unſerer Familie fand der Vater mit ſeiner Freude an der Julirevolution keinen ſonderlichen Anklang. Sie ſtanden ihm an Bildung mehr oder weniger fern, und unſer Verhältniß unter unſern Anverwandten war überhaupt ein beſonderes

geworden. Die Zeiten, in welchen alle Stämme unſerer Familie in ziemlich ähnlicher Lage gelebt hatten, waren lange vorüber. Man ging nicht mehr, wie das noch in meiner Kindheit geſchehen war, einander nach dem Abendbrode beſuchen, um noch bei einem Glaſe Punſch oder Kalteſchaale, je nach der Jahreszeit, eine Stunde zu plaudern, man wohnte nicht mehr ſo nahe beiſammen, auch die Vermögensumſtände waren ungleich geworden. Ein Paar von den Schweſtern meiner Mutter waren reiche oder doch wohlhabende Frauen, eine Andere hatte es nicht reichlicher als wir, die Schweſtern meines Vaters kämpften fortdauernd mit Mangel, da ihre Männer ſich nicht aus ihren Verluſten heraufzuarbeiten verſtanden; und obſchon man ſich gegenſeitig nach Kräften half und ſtützte, wurde nicht nur die Lebensweiſe in den verſchiedenen Häuſern, ſondern auch der Bildungsgrad, die Intereſſen, der Umgang, und die Erziehungsweiſe der Kinder, je nach den Umſtänden, eine verſchiedene.

Die Mutter hatte mit ihren Schweſtern, von denen nur eine Kinder hatte, ſo lange ſie lebte, ein herzliches Verhältniß, die Tanten ſchätzten auch den Vater ſehr, und hatten uns Kinder lieb; aber die ganze Erziehung, und die ganze Richtung, welche uns gegeben worden,

wurde fortdauernd kritisirt und als zu vornehm bezeichnet, obschon der älteste Schwager meiner Mutter, ein sehr vermögender und geachteter Mann, bei dem Unterrichte seiner Kinder, die theils älter, theils jünger als ich, mir liebe Genossen gewesen sind, es auch in keiner Weise fehlen ließ. Aber meine Cousinen hatten die Aussicht, einst wohlhabend zu werden, wir hatten diese Aussicht nicht, und so mußte ich von den Onkeln und Tanten öftmals den Ausspruch hören, daß ich weit über unsere Verhältnisse erzogen werde, daß ich für keinen Mann unseres Standes passen würde, da der Vater ja nur gelehrte und studirte Leute, und gar keine jüdischen jungen Kaufleute bei sich sähe; und als ich dann vollends zum Christenthume übergetreten war, und die Verbindung mit Leopold sich zerschlagen hatte, gehörte die Frage, was der Vater einmal mit den sechs vornehm gewöhnten Töchtern anzufangen denke, zu den Hauptunterhaltungen, mit denen meine kinderlosen Onkel und Tanten, wenn ich allein bei ihnen war, mich heimzusuchen pflegten.

An meinen Vater kamen solche Bemerkungen nie heran, denn Jeder wußte, daß er der Mann war, sie so entschieden als möglich abzuweisen, aber die Mutter wußte sich ihrer nicht zu erwehren, und wurde

dadurch verſtimmt. Sie that für uns mit dem unabweislichen Glauben, daß Bildung das höchſte Glück ſei, was irgend in ihren Kräften ſtand. Sie wachte über unſer äußeres Betragen, über unſere Sprache und Haltung mit ſo feinem Takte, und mit ſolch unermüdlicher Geduld, als wäre ihr in ihrer Jugend Aehnliches zu Theil geworden. Sie konnte jedoch nicht ſagen, was ſie ſich eigentlich von unſerer Zukunft für ein Bild machte, und einzugeſtehen, daß ihr Hauptwunſch darauf gerichtet ſei, uns nicht an Juden zu verheirathen, ja uns womöglich aus jedem Zuſammenhange mit Juden zu entfernen, das konnte ſie nicht über ſich gewinnen.

Ich ſelbſt half mir meinen Verwandten gegenüber ſtets mit Trotz. Ich wußte, daß keine der Anklagen gegen meine ſogenannte Verwöhnung und Vornehmheit zutraf, denn von mir allein konnte die Rede ſein, da die andern Schweſtern ſämmtlich noch Kinder waren. Ich nähte, arbeitete, leiſtete in der Familie grade ſo viel, wo nicht mehr als alle andern Mädchen, ich ſchneiderte für das ganze Haus, ich faßte überall an, griff überall zu, wo es in der Wirthſchaft nothwendig war; aber weil die Mutter uns gewöhnt hatte, von früh bis ſpät völlig angekleidet zu ſein, und es

uns nie zu irgend einer Arbeit „bequem zu machen,“ und weil wir Alle zufällig Hände hatten, denen die Arbeit Nichts anthat, so hieß es dann immer, wir müßten wohl die Hände nicht in kalt Waſſer ſtecken, um ſie für das Clavier und die Geſellſchaft weiß zu erhalten, und was es an ähnlichen Bemerkungen müſſiger Frauen noch mehr gab.

Weit entfernt mich zu vertheidigen, ließ ich mir das gern gefallen. Sagte man mir, ich ſei zu vornehm, ſo verſicherte ich, ich würde einmal noch viel vornehmer werden, wenn ich Herr meiner Handlungen wäre. Setzte man mir auseinander, daß ich für keinen Mann unſeres Standes paſſe, ſo erklärte ich, daß es mir auch nie eingefallen ſei, einen ſolchen jemals heirathen zu wollen. Warfen ſie mir vor, daß ich an irgend einem Orte nicht herangekommen ſei, ſie zu begrüßen, was ſie mir als eine Verläugnung auslegten, ſo lachte ich dazu in einer Weiſe, die ſie deuten konnten, wie ſie mochten. Ich hatte ein Vergnügen daran, ſie zu ärgern, weil ſie mir Unrecht thaten, und mir Verdruß machten, und da ſie es im Grunde doch gut meinten, da ſie mich lieb hatten, ſo habe ich ihrer in ſpäterer Zeit immer mit einer Art von Beſchämung gedacht. Es iſt aber ein durchgehender Zug in den jüdiſchen

Familien, daß man, um in ihnen Duldung für ſich und ſeine abweichende Richtung zu erlangen, reich ſein muß. Dem reichen Juden verzeiht der ärmere Jude jeden Hochmuth, ja ſelbſt eine Impertinenz; die Selbſtachtung und das Streben des Unbemittelten, ſich über die bisherigen Schranken der allgemeinen Familienbildung zu erheben, erſcheinen ihm dagegen als eine nicht zu billigende Anmaßung, bis man ſein Ziel erreicht hat, und der Familienſtolz ſich dann des Erwerbniſſes des Einzelnen als eines Familiengutes bemächtigt, und es als ſolches ſchätzt und ehrt. Es mag ſich vielleicht auch unter den Deutſchen, und in den Familien aller Völker ziemlich das Gleiche wiederholen, ich habe es nur bei den Juden ganz beſonders vorherrſchend gefunden; und ich glaube, daß der oppoſitionelle Geiſt einzelner Juden, der zu Zeiten ſo viel von ſich hat reden machen, ſeine Nahrung nicht nur direkt aus den ſtaatlichen Verhältniſſen derſelben, ſondern ebenſo auch aus dem Gemeinde- und Familienleben der Juden gezogen hat, welche denn freilich auch wieder durch ihre ſtaatliche Ausſchließung bedingt worden ſind.

Damals war es nun, daß die Börne'ſchen Schriften ein großes Aufſehen zu machen begannen. Seine Auffaſſungsweiſe hatte etwas typiſch Nationales, das

uns Alle mächtig ergriff, seine Ideen hatten etwas Erweckendes, das die erzeugte Erregung nicht mehr zum Einschlafen kommen ließ. Man mußte sich rückerinnern, man mußte vorwärtsdenken! Jede einzelne dieser Börne'schen Skizzen war ein zündender Funke, in jeder seiner Arbeiten fühlte man, mit welcher Kraft der feste Verstand das heiße Herz zu bemeistern strebte, und wie das heiße Herz den Verstand zu seinen Schlüssen und Vergleichen vorwärtstrieb. Auch die kleinste seiner Arbeiten war ein Aufruf zur Befreiung von irgend welchen Vorurtheilen, ein Aufruf zur Freiheit überhaupt, und wie die Gedanken darin stark und frisch und muthig waren, so war auch der Styl freier, die Sprache, in welcher er redete, flüssiger und energischer geworden, als man es seit den Zeiten Lessing's erlebt hatte. Mich überraschte nicht nur der Geist der Börne'schen Schriften, sondern seine Sprache machte solchen Eindruck auf mich, daß ich nicht müde wurde, sie mir, rein um des Klanges und der Lebendigkeit willen, immer und immer wieder laut vorzulesen, so daß ich später einzelne Skizzen wie: den »Roman« und den »Janustempel« wörtlich auswendig wußte. Was Börne und Heine für die deutsche Sprache gethan haben, und daß sie es hauptsächlich gewesen sind, die ihr die Schnellkraft

und Schlagfertigkeit wiedergegeben haben, welche allein ſie für die Behandlung der politiſchen und ſocialen Debatte geeignet machten, das hat man, dünkt mich, noch immer nicht ganz nach Gebühr gewürdigt. Sie prägten die Goldbarren des Sprachſchatzes, den Schiller und Goethe aufgehäuft hatten, in Münze um, und machten zum beweglichen und fördernden Gemeingut, was bis dahin ſchwer benutzbar, ſich im ausſchließlichen Beſitze einiger Wenigen befunden hatte.

Der franzöſiſchen Revolution folgte die belgiſche auf dem Fuße, die Welt war in Bewegung gekommen, man hörte unabläſſig neue, aufregende Nachrichten, und wollte deren immer noch mehr haben. Die Frage: was bringſt Du Neues mit, lieber Vater? war Allen, wenn der Vater am Mittag um ein Uhr von der Börſe zurückkehrte, ſehr geläufig geworden. Wir waren dann meiſt Alle mit der Mutter in der kleinen Vorſtube, die an der Straße lag, beiſammen, um gleich in das große Wohnzimmer und zu Tiſch gehen zu können, wenn der Vater heimkehrte, und ſo ſaßen wir auch im September einmal Alle mit unſern Arbeiten ihn erwartend da. Die Mutter an dem gewohnten Platz auf dem Fenſtertritt, ich ihr, wie immer, gegenüber an demſelben Fenſter, die Schweſter an dem andern Fenſter,

die Kinder und die Brüder in der Stube, als der Vater um die rechte Zeit nach Hause kam, und die Frage: Bringst Du etwas Neues, lieber Vater? ihn wie sonst auch empfing.

Ja! sagte der Vater, ich bringe etwas Neues, aber nichts Gutes, vielmehr etwas recht Trauriges!

Erschreckt, weil solche Anmeldungsweise gar nicht des Vaters Art war, sahen wir zu ihm empor, seine Mienen verkündeten, daß er selbst sehr betroffen war, und mit bewegter Stimme sagte er: ich habe eben erfahren, daß Leopold in Braunsberg gestorben ist.

Alle schwiegen, Alle sahen nach mir, und ich saß so ruhig da, wie kaum einer der Andern. Gehört hatte ich ganz deutlich, was der Vater gesagt hatte, verstanden hatte ich es auch, ich hatte auch seit längerer Zeit davon sprechen hören, daß Leopolds Fieber immer wiedergekehrt sei, und daß man für seine Brust zu fürchten anfange; aber kräftig und lebensvoll, wie ich ihn gekannt, hatte ich ihn mir eigentlich kaum krank, geschweige denn in irgend einer Gefahr zu denken vermocht, und daß er todt sein könne — das faßte ich nicht. Ich war wie betäubt, ich empfand Nichts als eine Art innerlicher Lähmung.

Die Mutter fragte um die nähern Umstände, mein

Bruder, der Leopold ſehr lieb gehabt hatte, war erſchüttert, die Schweſtern alle ſprachen freundlich und bedauernd von ihm, ich ſaß immer fort. Endlich ſollte man zu Tiſche gehen, und die Eltern fragten mich, ob ich vielleicht in meiner Stube eſſen wolle? Ich lehnte das ab, und ging mit den Andern ruhig zu Tiſch. Und ſo ſonderbar iſt unſer Weſen organiſirt, daß ich mich heute noch der Speiſen erinnere, welche ich damals genoß, daß ich mich erinnere, wie der Vater während der Mahlzeit den Handlungsgehilfen die Nachricht von Leopolds Tode mittheilte, während ich doch die ganze Zeit wie empfindungs- und gedankenlos war.

Nach der Mahlzeit ging ich gewöhnlich in meine Stube. Ich that das auch an dem Tage. Die Schweſtern und die Brüder waren in ihre Schule und in ihr Gymnaſium gegangen, ich ſaß an dem Fenſter, an dem ich immer geſeſſen, wenn er früher Mittags mit ſeinen Schülern die Straße hinabgekommen war, mich zu ſehen und zu grüßen. Heute kam er nicht — und er konnte nun auch nie wieder kommen!

Das ſagte ich mir immer, weil ich gern hätte weinen mögen, weil ich gern hätte aus der Lebloſigkeit herauskommen mögen, die mich befallen hatte; aber es half mir Nichts. Ich konnte nicht weinen, und mitten

aus der Erſtarrung rang ſich in mir eine verzweiflungsvolle Reue darüber empor, daß ich blind und willenlos wie eine Maſchine den Befehlen meines Vaters Folge geleiſtet, daß ich nicht den Vorſtellungen meiner Freundin gefolgt war, und ihn nicht wiedergeſehen hatte, als er mich wiederzuſehen verlangt. Ein nicht zu bannendes Schuldbewußtſein, ein Zorn gegen meinen Vater kamen als neue quälende Gefühle hinzu, und dabei immer das Gefühl der Erſtarrtheit. Es waren ein Paar Stunden, deren ich noch mit Entſetzen gedenke.

Der Beſuch einer Freundin, die Leopolds Tod ebenfalls erfahren hatte, riß mich aus der Lähmung meines ganzen Weſens heraus. Ihr bleiches Geſicht, die Zärtlichkeit, mit welcher ſie mir um den Hals fiel, ihre Thränen riefen die meinen hervor, ich weinte, ich fing an zu ſprechen, ich konnte fühlen, was ich verloren hatte — und ich war noch ſo jung, daß ich glaubte mit allen Wünſchen und Hoffnungen für das Leben fertig zu ſein. Das Unglück, das die Jugend trifft, wirkt darum ſo ſtark, weil ſie die herſtellende Kraft des Lebens noch nicht kennen gelernt hat, und alſo jeden Verluſt wie einen unerſetzlichen empfindet, jede zerſtörte Hoffnung als die einzige und letzte anzuſehen geneigt iſt. Es iſt deshalb in dieſem Sinne ſehr

falſch, die Jugend als die Zeit des Muthes und der Hoffnung zu bezeichnen, welche Beide weit mehr eine Frucht der Erfahrung und ein Erwerbniß der reifen Jahre ſind.

Weder mein Vater noch meine Mutter ſprachen nach jenem Tage je wieder eine Sylbe über Leopold zu mir, noch ich zu ihnen. Meine herangewachſenen Geſchwiſter und ein Paar von meinen Freundinnen tröſteten mich ſo gut ſie konnten, und boten mir die Möglichkeit von ihm zu reden. Wie er die letzten Zeiten ſeines Daſeins zugebracht, wie er geſtorben war, darüber habe ich Nichts erfahren. Es blieb mir dunkel und geheimnißvoll. Nur mein Verluſt war mir klar. Ich hatte ein ganzes Liebesleben durchlebt und durchlitten, ohne den Gegenſtand deſſelben je anders als im Beiſein meiner ganzen Familie geſprochen zu haben; ich hatte eine Zukunft ſich vor mir aufbauen ſehen, ohne andere Baſis, als die des Glaubens an den Geliebten, und ſie war zuſammengeſtürzt, ohne daß ich begreifen konnte, woher der vernichtende Stoß gekommen. Ich ſtand an einem Grabe, und durfte kaum zeigen, daß ich trauerte. — Eines aber hatte ich gewonnen — die Kraft innerlich zu erleben, ohne nach außen viel davon zu verrathen, die Kraft mich auf mich

ſelbſt zu ſtellen und mich in mich ſelbſt zuſammen zu faſſen. —

Viele Jahre ſpäter, als ich einmal mit meinem Freunde Johann Jacoby aus Königsberg, über dieſe Aufzeichnungen aus meinem Leben ſprach, kamen wir auch auf Leopold zu reden, der ſein Freund geweſen war. Aber auch ihm war das Verhalten deſſelben ein Räthſel geblieben, und als ein ſolches hat die Erinnerung an dieſe Jugendliebe mich durch mein Leben begleitet. Ein Brief, den Leopold wenig Monate vor ſeinem Tode an Johann Jacoby geſchrieben, und den dieſer mir neuerdings einmal geſendet hat, als er ihm durch Zufall in die Hände fiel, war die erſte Handſchrift, die ich jemals von Leopold geſehen habe. Er war einige Monate vor ſeinem Tode aus ſeinem Vaterhauſe im Harz datirt, und enthielt die Mittheilung, daß er trotz des Wunſches ſeines Vaters, der den Sohn zum Adjunkten verlangte, nach Preußen zurückkehren, und in Königsberg ein Hilfslehreramt an einem der Gymnaſien antreten wollte. Ein neues Erkranken hielt ihn auf dem Wege im Hauſe ſeines Bruders feſt, und dort iſt er geſtorben.

Perſonen meines damaligen Umgangskreiſes haben, als ich ſpäter dichteriſch zu ſchaffen angefangen hatte,

in meinem zweiten Romane „Jenny“ eine Geſchichte dieſer Jugendliebe zu finden geglaubt; indeß wer meine jetzige Erzählung und jene Dichtung vergleicht, wird es herausfühlen, daß in „Jenny“ weit mehr meine religiöſen Erlebniſſe und die Erfahrungen, welche ich über die ſociale Stellung der Juden zu machen Gelegenheit hatte, ihre poetiſche Abſpiegelung und Verklärung gefunden haben, als meine Herzenserlebniſſe. Ich war nicht reich wie Jenny, ich hatte dem Geliebten gar keine Opfer zu bringen gehabt, und nicht nur würden meine Eltern zufrieden geweſen ſein, mich einem jungen Theologen zu verheirathen, ſondern ich ſelber würde es, ganz abgeſehen von meiner Neigung für Leopold, damals als ein großes Glück betrachtet haben, die Frau eines Landpredigers zu werden; und von des Candidaten Reinhold eigenſüchtigen Wunderlichkeiten war in dem ſchönen und einfachen Charakter Leopold's nicht eine Spur zu finden. Ich habe überhaupt niemals in meiner ganzen dichteriſchen Thätigkeit ein reines Portrait von irgend Jemand dargeſtellt, und niemals ein wirklich erlebtes Faktum in ſeiner Nacktheit wiedergegeben, wenngleich ich hie und da eine einzelne Scene, einen Moment, einen epiſodiſchen Vor-

gang nach meinen Erlebniſſen oder nach Erfahrungen an Fremden, hingeſtellt habe. Ich meine, ſo wird es auch den Meiſten ergangen ſein, die eine ſelbſtſtändig ſchöpferiſche Kraft in ſich empfinden.

Der Dichter arbeitet in gewiſſem Sinne genau ſo, wie es der Maler und der Bildhauer thun, nur daß er nicht wie dieſe, ſeine Studien im Momente auf dem Papiere feſthält. Ich ſah einmal in dem Atelier eines Malers in Paris, in der großartigen Skizze zu einer Cimbernſchlacht, einen jungen Helden, der ſich auf ſeinen Schild ſtützte, und deſſen Haltung etwas ungemein Majeſtätiſches und Edles hatte. Wiſſen Sie, wo ich den Burſchen her habe? fragte der Künſtler; das iſt ein Fiſcher, den ich einmal, einer Poiſſarde gegenüber, ſich genau ſo auf ſeinen geleerten Fiſchkorb ſtützen ſah. Aehnliche Bemerkungen über das, was ſie anregte und zeugend in ihnen wirkte, habe ich vielfach von Künſtlern gehört, und gleiche Erfahrungen an mir ſelbſt gemacht.

Wer zum Beobachten geneigt iſt, nimmt unwillkürlich und fortwährend in ſich auf. Wie ſich uns Phyſiognomien einprägen, denen wir vielleicht nur einmal im Leben flüchtig auf einer Eiſenbahn begegnet ſind, daß ihr Bild uns im Gedächtniß bleibt, ohne daß wir

wiſſen, wer ſie trägt, ohne daß wir je eine Sylbe mit ihren Trägern gewechſelt haben, ſo prägen ſich uns eine Maſſe von Thatſachen, von Charakterzügen, von Bemerkungen ein, aus denen ſich jener geläuterte Vorrath von Erkenntniß und Einſicht bildet, den wir Erfahrung nennen. Aus der Fülle der beruhigten Erfahrung allein läßt ſich aber ein reines Kunſtwerk erſchaffen.

Müſſen doch der Maler und der Bildhauer bis zu einem gewiſſen Grade ſelbſt von dem Portrait das ganz Zufällige in der Erſcheinung fern halten, um das geiſtige Bild der Perſon rein darzuſtellen. Wollen ſie aber eine ſelbſtſtändige Geſtalt erſchaffen, ſo darf ihnen die trockene Naturſtudie vollends nicht maaßgebend ſein. Ganz daſſelbe gilt in noch höherem Grade von dem Dichter. Was er dem Leben ohne Läuterung und Idealiſirung nachſchreibt, wird kleinlich und entſtellt, wie das Bild des Daguerrotyps. Was er ſelbſtthätig aus dem angeſammelten Schatze ſeiner Erkenntniß erzeugt, das wird, je nach ſeiner eignen Begabung, lebensfähig und wahrhaftig ſein, und wenn es dies Beides in ſeinen urſprünglichen Elementen iſt, ſo gewinnt es zwingende Kraft und Gewalt ſelbſt dem Dichter gegenüber, daß er nur weiter ſchaffen kann innerhalb der

Grenzen jenes erſten Erzeugens, und daß ihm als unwahr widerſteht, was der innern Wahrhaftigkeit jenes hingeſtellten Charakters nicht entſpricht. Es iſt mir dabei oft das Bild des Goethe'ſchen Zauberlehrlings eingefallen. Sie heraufzubeſchwören, die Geiſter, haben wir die Macht; aber ſind ſie einmal da, ſo hat man ſich zu wehren, daß ſie nicht über uns Herr werden, und nur die Vernunft und die Gerechtigkeit des Dichters bannen ſie in ihre Grenzen.

Ich komme auf das, was Wahrheit und was Dichtung in dem Dichter und im beſondern in meinen Arbeiten iſt, wohl ſpäter noch zurück, wenn ich mit dieſen Aufzeichnungen, bis zu dem Zeitpunkt gelangen ſollte, in dem ich meine dichteriſche Thätigkeit begann.

Zwanzigstes Kapitel.

Noch waren im Herbste dieses Jahres die Menschen mit den Ereignissen und Folgen der französischen und belgischen Revolution beschäftigt, als Gerüchte über eine große Aufregung der Gemüther in Polen sich bei uns in Preußen zu verbreiten begannen, und das Fortschreiten der Cholera gegen die Grenzen des europäischen Rußlands hin, schwere Besorgnisse einzuflößen anfing.

Von den Zuständen in Polen, von dem Drucke, mit welchem das russische Gouvernement auf dem Lande lastete, von den einzelnen schreienden Ungerechtigkeiten, von der launenhaften und bizarren Tyrannei, in welcher der Großfürst Constantin sich gefiel, wußte man, so sehr der Verkehr zwischen Preußen und Polen auch erschwert war, in unserer Heimath doch mehr als genug, um den Widerwillen der Polen gegen die russische Herrschaft begreiflich zu finden.

Mein Vater selbst hatte seiner Geschäfte wegen

mehrmals einen längern Aufenthalt in Warſchau gemacht, und die Stadt, und das geſellige Leben in ihr, und der ſchwungvolle Charakter ihrer Männer und Frauen hatten ihm zugeſagt. Wir Alle hatten ſeit unſerer Kindheit viel Polen kennen lernen, da ihrer alljährlich eine Anzahl mit meinem Vater in Geſchäftsverbindung ſtanden, und es hatten ſich unter dieſen Gutsbeſitzern, welche in den Wittinnen ihre Landesprodukte zum Verkaufe brachten, häufig ſchöne und angenehme Männer befunden. Die Mehrzahl von ihnen verſtand das Deutſche gar nicht, einige radebrechten es nothdürftig aber Alle ſprachen mehr oder weniger geläufig franzöſiſch; und da von dieſen Gutsbeſitzern und Kaufleuten uns häufig die Damen ihrer Familie empfohlen wurden, wenn dieſelben auf ihren Reiſen nach Deutſchland Königsberg berührten, oder wenn ſie in eines der preußiſchen Oſtſeebäder gingen, ſo hatten wir oftmals polniſche Gäſte im Hauſe, deren Unterhaltung dem Vater und mir zufiel, weil in jenen Zeiten noch Niemand im Hauſe des Franzöſiſchen mächtig war, als wir beide.

Ich hatte auf ſolche Weiſe eine gute Uebung in dieſer Sprache gehabt, und eine Vorliebe für die Polen gewonnen. Die Männer ſowohl, als die Frauen,

hatten leichtere Umgangsformen, als ich ſie bis dahin kennen lernen, und eine Wärme des Ausdrucks, eine Begeiſterungsfähigkeit, die für mich etwas Hinreißendes beſaßen. Sie hatten mich auch gern, weil mein Antheil für ſie und meine Lebhaftigkeit ihnen zuſagten, und eine ältere polniſche Dame, die ihres kranken jüngſten Töchterchens wegen einen langen Aufenthalt in Preußen machte, gewann auf mich dadurch einen Einfluß, daß ſie mich bemerken machte, wie vorurtheilsvoll und hart ich in meinen Urtheilen über andere Frauen und Mädchen, und wie prüde ich ſelbſt ſei. Sie war eine ernſte Frau, eine treffliche Mutter, und wie ihre Landsleute ſagten, die mir ſpäter von ihr ſprachen, von einem tadelloſen Ruf. Es fiel mir daher auf, als ſie ſich einmal in einer Geſellſchaft im Seebade Kranz, wo ich während einer Woche ihr Gaſt war, ſehr freundlich der Frau eines Königsberger Profeſſors näherte, und mit ihr ſprach, welche von den übrigen Damen mit großer Gefliſſenheit gemieden wurde, weil man ſie als eine der frühern Maitreſſen des Prinzen Auguſt bezeichnete. Ich fragte ſie am Abende, ob ſie das nicht wiſſe? — „O ja! verſetzte ſie, man iſt ſehr beeifert geweſen, es mir zu erzählen. Aber die Frau iſt hier um ſich zu erholen, ſie giebt keinen An-

ſtoß irgend einer Art, ſie war neulich am Strande freundlich gegen meine Tochter, und es iſt unbarmherzig, ſie ſo ohne Noth an eine Vergangenheit zu erinnern, die ſie vielleicht ſelbſt gern vergeſſen möchte. Die Tugend der deutſchen Frauen muß ſehr fragil ſein, daß ſie fürchten, ſie könne durch die bloße Begegnung mit einer armen, verirrten Perſon gleich Schaden leiden!“ —

Ein andermal, als wir wieder auf dies Geſpräch zurückkamen, und ich ihr erklärte, wie ſtrenge man in meinem Vaterhauſe darauf ſehe, mich auch den Schein einer Unvorſichtigkeit vermeiden zu laſſen, warf ſie flüchtig die Bemerkung hin: „man wird dahin kommen, Sie zu einer völligen Prüden zu machen, und das wäre nicht gut. Man thäte beſſer, Ihnen zu ſagen, daß es Lagen giebt, in denen auch Frauen es nicht ſcheuen dürfen, den Anſchein des Unrechts auf ſich zu nehmen, wenn es einer großen Ueberzeugung oder einem großen Zwecke gilt. Der Ruf einer Frau iſt etwas ſehr Wichtiges und Beachtenswerthes, aber er iſt nicht das letzte Kriterium für ihren Werth! Und bedenken Sie es, wie leicht Sie es haben, zwiſchen Vater und Mutter auf der ebenen Straße fortzugehen. Was wiſſen Sie, was wiſſen die andern Frauen,

welche ſich hier von der armen Profeſſorin ſo richterlich abwenden, von den Wegen ihrer Vergangenheit? Aber es iſt der Proteſtantismus, der die deutſchen Frauen ſo unbarmherzig macht. Der Proteſtantismus kennt die Vergebung der Sünde (die Abſolution) nicht, und hat kein Mitleid mit dem Sünder. Nur im Katholizismus liegt die Liebe, liegt die vergebende Barmherzigkeit."

Das waren Alles neue Begriffe für mich. Nicht, daß ich nicht ähnliche Ausſprüche geleſen hatte; aber die Wirkung eines in Thätigkeit geſetzten Grundſatzes iſt eine ganz andere, als die der geſchriebenen Doktrin, und die Worte und die Handlungsweiſe jener Polin wirkten um ſo lebhafter in mir fort, je mehr ich gewohnt war, Alles was mir der Art entgegenkam lange und ſtill in mir zu verarbeiten. Ich bin weder in der Jugend, noch in ſpäterer Zeit im Stande geweſen, große fertige Syſteme in mich aufzunehmen, oder große, eigentliche Lehrbücher mit Vortheil zu benutzen, weil ich mir das Fremde immer ſelbſt vollſtändig zum Eigenen machen mußte, ehe es irgend eine Bedeutung für mich gewinnen, oder mir gar brauchbar werden konnte. Ich glaube auch, daß die ſelbſtthätige Entwicklung eines einzigen Satzes dem Menſchen,

der nicht mit außerordentlichen Gaben verſehen und nicht förmlich für das ſtudirende Erkennen fremder Theorien geſchult iſt, viel mehr Nutzen bringt, als das maſſenhafte Kennenlernen des von Fremden Gedachten. Mich haben ſyſtematiſche Lehrbücher über Theorien meiſt immer nur erſchreckt und verwirrt, denn ſie waren mir meiſt zu mächtig; aber das einzelne lebendige Wort oder der Anblick eines beſtimmten Thun's brachten mir Nutzen und förderten mich.

Daß eine Frau wie dieſe Marſchallin von R. ihr Vaterland liebte, daß ſie die Unterdrückung deſſelben beklagte, verſtand ſich von ſelbſt. Aber ſie hatte natürlich mit mir nie ein Wort von der Möglichkeit ſeiner nahen Befreiung geſprochen, während ich doch wußte, welchen Antheil ſie an den Revolutionen im Weſten nahm. Nur als ſie Königsberg verließ, und davon ſprach, im nächſten Jahre wiederzukehren, — was nicht geſchah — äußerte ſie die Anſicht, daß es dann hoffentlich leichter ſein werde, Päſſe in das Ausland zu erhalten. Auf unſere Frage, worauf ſich dieſe Erwartung gründe, verſetzte ſie: „auf alle die Umwälzungen, welche dies Jahr gebracht hat. Man iſt ſehr unglücklich bei uns, und das Unglück giebt Entſchloſſenheit und Muth.“

Weiterhin gegen den Herbſt brachten die polniſchen Juden, die Hauptvermittler des Handels zwiſchen Polen und Preußen, ſo oft ſie über die Grenze kamen, die Nachricht, daß es »unruhig« in Polen ſei. Endlich, im Anfang des Dezember, kamen die erſten Nachrichten von der Revolution in Warſchau nach Königsberg.

Das berührte uns nun freilich näher, als die Revolutionen im Weſten, und an ungewöhnliche Ereigniſſe nicht eben gewöhnt, ging man im Fürchten und im Hoffen weiter, als die Wahrſcheinlichkeit es zu thun berechtigte. Für den Kaufmannsſtand, ſo fern ihn kein höheres Intereſſe beſchäftigte, ſtand die Frage, welchen Einfluß die Revolution auf die Grenz- und Zollverhältniſſe haben werde, in erſtem Gliede, und das Bedürfniß ſo der kriegführenden Polen wie der Ruſſen, machte es bald nothwendig, die Einfuhr nicht wie bisher zu kontrolliren. Ich erinnere mich nicht, ob von polniſcher Seite die Grenze förmlich geöffnet wurde, oder ob man dort wie auf den ruſſiſchen Stationen nur durch die Finger ſah, aber der Handel in Königsberg wurde plötzlich ſo lebhaft, daß die Stadt im Winter ſo voll von polniſchen Juden war, als es ſonſt nur im Sommer der Fall zu ſein pflegte, und es

war bei uns damals mit Allem und an Allem Geld zu verdienen.

Solch eine Gelegenheit wußte denn auch der Vater zu benutzen. Die Arbeit in den Weinlägern ging buchstäblich mitunter Tag und Nacht in einem Zuge fort. Die Nächte hindurch spülte man in unserm Hofe Fässer und Flaschen, und da es kalt war, mußten Nachts von uns Kaffee- und Biersuppen gekocht werden, die Arbeiter wach und frisch zu erhalten. Mein Vater war viel auf Reisen. Er fuhr nach Danzig und Stettin, um aus den dortigen Niederlagen seine Vorräthe zu vergrößern, er ging ein Paarmal nach den verschiedenen Grenzstationen, um die Beförderung der Waaren zu überwachen, und je weiter die Revolution in Polen sich ausbreitete, um so lebhafter wurde auch der Geschäftsverkehr in unsrer Stadt, ja selbst im Hause wurde von der Familie, gegen alle sonstige Gewohnheit, im Erwerb geholfen.

Mein Vater hatte nämlich von jeher den Wunsch gehabt, seinen Kindern irgend welche praktischen Fertigkeiten für den Erwerb anzueignen, und wie er mich, bald nachdem ich aus der Schule gekommen war, im Schneidern und in allen Arten von Stopfereien unterrichten lassen, so war immer davon die Rede gewesen, daß die Brüder ein Handwerk erlernen sollten. Man

hatte gedacht, ſie zu einem Buchbinder oder Glaſer zu ſchicken. Indeß die Paar freien Stunden, welche den beiden Gymnaſiaſten übrig blieben, würden zur Erlernung dieſer Handwerke nicht ausgereicht haben, und ſo hatte der Vater grade in dem vorhergehenden Frühjahre die Gelegenheit benutzt, ſie durch einen Franzoſen, der zufällig durch Preußen gereiſt war, in der Deſtillation von Liqueuren, von Eau de Cologne und von Parfümerien unterrichten zu laſſen, die auf kaltem Wege fabrizirt wurden.

Es war dazu einer der Waarenräume, die ſich hinter unſern Wohnſtuben in dem Hauſe befanden, eingerichtet worden, und unter der Anleitung von Herrn Jeannillon hatten die Brüder und die älteſte meiner Schweſtern, die ſehr gewandt und zu allen ſolchen Beſchäftigungen äußerſt anſtellig war, bereits früher in den Abendſtunden Branntwein entfuſelt und mit Beinſchwarz und ätheriſchen Oelen herumhandtiert, bis die Fabrikate, die ſehr gut ausfielen, zu Stande kamen. Nach Jeannillon's Abreiſe war hie und da unter des Vaters Leitung wieder einmal ſolch ein kleiner Poſten Liqueure gemacht worden, um die drei jungen Fabrikanten in Uebung zu erhalten, und unſer Geſchäftsreiſender hatte ſie, wenn er ſeine Tour durch die

Provinz machte, mit Vortheil abgesetzt. Jetzt, nach dem Ausbruche der Revolution, da in Polen alles Verkaufbare Gewinn versprach, wurde auch diese Fabrikation in weit größerem Maasstabe in Angriff genommen. Es war artig zu sehen, mit welchem Eifer die beiden Primaner und die Schwester, wenn sie ihre Studien und Unterrichtsstunden beendet hatten, in ihr Laboratorium eilten, und dann schwarz wie die Kohlenbrenner aber seelenfroh daraus hervorgingen, weil sie dem Vater hatten nützlich sein können. Die Mutter, ich und die Kinder, hatten nur das leichte Amt dabei, die Etiketts zu schneiden und auf die Flaschen zu kleben, und auf solche Weise wurde neben den großen Geschäften meines Vaters noch ein ganz ansehnliches Nebengeschäft gemacht, das hauptsächlich auf der Thätigkeit der drei Geschwister beruhte. Ein andermal, gegen das Frühjahr hin, kaufte der Vater eine ganze Ladung Apfelsinen, die bei uns im Hause umgepackt, einzeln nachgesehen und frisch eingewickelt werden mußten, und der Ertrag dieses Geschäftes wurde der Mutter, die wie wir Alle dabei geholfen hatte, zur Anschaffung eines seidenen Mantels überwiesen, da sie seit den Jahren, in welchen der Vater seine Zahlungen eingestellt, sich jeder Art von Luxus enthalten hatte.

Der Vater verfuhr in dieſem Betrachte ſo konſequent, daß, als mein älteſter Onkel mir zum fünfzehnten Geburtstage ein ſchwarzſeidnes Kleid ſchenkte, es ein Paar Jahre liegen bleiben mußte, weil der Vater unſerer Mutter keine ſeidenen Kleider geben konnte, und es mir alſo nicht angeſtanden haben würde, mit einem mir geſchenkten ſeidenen Kleide Parade zu machen. Später, als der Vater ſelbſt uns Allen wieder ſeidene Kleider und einen gewiſſen Toiletten-Luxus gewähren durfte, haben die ſeidenen Kleider, welche meine Verwandten mir hie und da zum Geburtstage ſchenkten, keine Hinderniſſe erfahren, und mir, die den Putz liebte, großes Vergnügen gemacht.

Je weiter die Revolution in Polen um ſich griff, um ſo lebhafter wurden Handel und Gewerbe in Königsberg, und eben der vorhin erwähnte Mangel an Transportmitteln gab bei uns im Haushalt oft zu komiſchen Dingen Veranlaſſung. War der Vater um Fuhrwerk in Verlegenheit, ſo ſendete oder ging er auf den Markt, um nachzuhören, ob Bauern von der preußiſchen Grenze da wären, und dieſen wurde dann, gleichviel ob ihre Produkte für uns brauchbar waren, oder nicht, ihre ganze Ladung in Bauſch und Bogen abgekauft, und ſie ſelbſt noch an demſelben Tage mit einer Rück-

fracht von Weinen und andern Dingen nach den Grenzstädten geschickt, in denen die Spediteure die Waaren zur Weiterbeförderung in Empfang nahmen. Dadurch befanden wir uns je nach der Jahreszeit bald im Besitz von so viel Zwiebeln, als wir in Jahr und Tag nicht verbrauchen, von weit mehr Eiern, als wir irgend benutzen konnten, und einmal wurde unser Hühnerstall ganz plötzlich mit nahezu achtzig Hühnern bevölkert, die dann in aller Eile aufgegessen werden mußten, weil der Stall so viel nicht halten konnte.

Zu dem, was man sonst ein gleichmäßiges ruhiges Leben nannte, kamen wir in dem Jahre nicht. Es gab immer neue Arbeiten, immer neue Störungen. Aber wir sahen den Vater sehr heiter, weil seine Thätigkeit Gewinn brachte, und das machte auch die Mutter froh, die sich dabei gern der „Kriegszeiten von achtzehnhundert zwölf und dreizehn“ erinnerte, in denen das Treiben noch ein ganz andres gewesen war. Dazwischen kamen dann ab und zu mit der Aussicht auf größere Sorgenfreiheit auch einzelne Annehmlichkeiten, die man lange entbehrt hatte, und die man nun um so mehr genoß. Es wurde an den Feiertagen wieder Wein auf den Tisch gebracht, was bis dahin, obschon der Vater Weinhändler war, nicht geschehen war. Nur die Eltern

tranken bei dem zweiten Frühstück ein Glas Wein, im Uebrigen genoß der Vater, der persönlich ganz bedürfnißlos war, und weder rauchte, noch schnupfte, noch Karten spielte, nur Wasser. Was aber noch größeres Wohlbehagen als der Wein erregte, der eigentlich nur als Symbol besserer Zeiten Werth für uns hatte, das war die erste Spazierfahrt in einem Miethswagen, den man vor die Thüre kommen ließ.

In meiner Kindheit war eine Spazierfahrt am Sonntag eine feststehende Sache, und die sämmtlichen Kutscher des alten Fuhrherrn Stange unsere guten Freunde gewesen. Mit dem Vermögensverluste meines Vaters hatte das aufgehört, und es waren neun Jahre vergangen, in denen das höchste Vergnügen darin bestanden hatte, einmal mit einem Stellwagen vom Thore aus auf das nächste Dorf hinaus zu fahren, wobei dann der Heimweg vom Thore in die Stadt zurück mit den müden, schlaftrunkenen Kindern, die man gelegentlich auch tragen mußte, sehr beschwerlich war. Nun kam eines Abends der Vater im Sommer von ein und dreißig nach der Arbeit aus dem Comptoir herauf. Man hätte gern noch Luft geschöpft, aber zu einem Spaziergang war er zu müde,

und plötzlich ſagte er: wir wollen eine Stunde fahren, ich werde einen Wagen holen laſſen.

Die Freude, welche mir dieſe Worte machten, iſt mir noch gegenwärtig. Es war wie eine Erlöſung und wie eine Verheißung, es war etwas Feierliches für mich, und obſchon weiter kein Wort darüber geſprochen wurde, haben gewiß alle die Meinen es ebenſo empfunden. Neben der Wonne, daß der Vater ſich dies Vergnügen wieder gönne, daß die Mutter, der friſche Luft ſo nöthig war, und die keine Kraft zu weiten Wegen hatte, nun wieder fahren könne, neben dieſer verſtändigen Freude hatte ich auch eine kindiſche Genugthuung unſern Nachbarn gegenüber, als ich dachte, daß nun auch bei uns wieder ein ſchöner gelber Wagen vorfahren würde. Ich meinte, ſie müßten es dem Hausknecht anſehen, daß er fortginge, einen Halbwagen zu beſtellen, und als der Wagen nun wirklich vorfuhr, als wir Alle ruhig im Zimmer warteten, bis die Eltern fertig waren, damit man uns die freudige Ungeduld nicht ſo anmerke, und als wir dann nun wirklich durch die Langgaſſe fuhren, der Vater und die Mutter im Fond, ich, die Schweſter und der eine Bruder auf dem Rückſitz, der andere Bruder bei dem Kutſcher auf dem Bock, überall die Bekannten grüßend, und in der That

über unſern ungewohnten Luxus von ihnen angeſtaunt, da — ja da waren wir, glaube ich, Alle ebenſo glücklich als ich.

Solch ein Hinblick auf die Nachbarſchaft, ſolch eine Werthſchätzung eines kleinen Ereigniſſes, mag Manchem kleinlich ſcheinen, aber das Leben ſetzt ſich eben nur aus kleinen Ereigniſſen zuſammen, und wem die volle Empfindung für das Kleine fehlt, der wird überhaupt keinen großen Gewinn und Genuß von ſeinem Leben haben. Man braucht nicht in das Kleinliche zu verfallen, weil man ſich des Kleinen und ſeiner einſtigen Bedeutung für uns erinnert, und bei der Beurtheilung ſolcher Empfindungen muß man es nothwendig in Anſchlag bringen, wie verſchieden in großen und in kleinen Städten der Zuſammenhang der Menſchen iſt. In einer großen Stadt hat man in der Regel keine Nachbarn, ſelbſt nicht an den Perſonen, mit denen man denſelben Flur bewohnt. In Königsberg waren die Einwohner unſerer ganzen Straße unſere Nachbarn, und unſere Nachbarn waren mehr oder weniger die Welt für uns, wenngleich dasjenige, was fern von uns in der großen weiten Welt geſchah, uns darum nicht weniger berührte. Man kann ſich der ungeſtörten Verlorenheit in einer

großen Stadt zu Zeiten ſehr erfreuen, und kann zu andern Zeiten ſich doch daran erinnern, wie anders es war, als man von ſeiner Straße noch ſagen konnte: das iſt meine Welt!

An dem Kriege und an dem Schickſale der Polen nahm man in Preußen großen Antheil, obſchon die ſogenannte preußiſche Neutralität den Ruſſen vielfach Vorſchub leiſtete. Das hielt uns jedoch gar nicht ab, Charpie für die Polen zu zupfen und ihren Siegen mit Begeiſterung zu folgen, ihre ſpäteren Niederlagen zu betrauern. Die Bilder von Chlopicki, Lelewel, Dwernicki, Ekrzynecki, und vor Allen das Bild der heldenhaften Gräfin Cäcilie Plater waren in Aller Händen, überall hörte man die polniſchen Lieder und Märſche ſingen und ſpielen, und wie ſehr auch ſpäter ein Theil unſerer preußiſchen Landsleute ſich mit ihrem Antheil von dem Schickſal, d. h. von der Befreiung Polens abwendete: damals wünſchte die bei weitem größte Mehrzahl ihnen ganz entſchieden den Sieg. Man freute ſich an dem Gedanken, die ruſſiſche Tyrannei nicht mehr zum Gränznachbar zu haben, man erzählte es ſich mit Vergnügen, wie der verhaßte und gefürchtete Großfürſt Conſtantin inmitten ſeiner ruſſiſchen Soldaten eigentlich dem unbeſonnenen Wagniß einiger jungen

Patrioten erlegen ſei; und obſchon die älteren und erfahrenern Perſonen unſerer Bekanntſchaft bald bedenklich auf die Uneinigkeit blickten, die ſich in den Unternehmungen der Polen zeigte, und das Wort von der Zerfahrenheit der polniſchen Reichstage als böſes Omen bald zu hören war, ſo erregten doch die Heldenthaten der Einzelnen und der Muth der Truppen im Allgemeinen eine große Bewunderung ſelbſt bei Denen, die an dem Gelingen des Unternehmens zweifelten.

In der Mitte des Sommers, als der Stern der Polen ſchon tief im Sinken war, mich dünkt, es muß Ende Juni oder Anfangs Juli geweſen ſein, brach in Königsberg zum erſten Male die Cholera aus, und zwar in einem der Häuſer am Dey'ſchen Garten, der einſt der Tummelplatz unſerer Kinderſpiele geweſen war. Man hatte dem Heranrücken der Plage ſeit Jahr und Tag mit wachſendem Schrecken entgegengeſehen. Städte im fernſten Rußland, an die man ſonſt nie gedacht, hatten für uns eine Bedeutung bekommen, je nachdem die Cholera ſie berührt oder überſprungen hatte, und das Entſetzen vor der Krankheit war noch durch die drohende Abſperrung geſteigert worden. Die Bilder der Aerzte, die, in Wachstuch gekleidet, mit Eſſigflakons vor den Naſen, an das Bett der Kranken treten ſollten,

die ſchwarzen Schilder an den Häuſern, in denen ſich Kranke befanden, der Gedanke, daß man die Kranken und die Todten der Sorgfalt der Familien entreißen, und die Geſtorbenen in allgemeine, mit Kalk angefüllte Gruben werfen werde, hatte etwas Grauenhaftes, und man würde davon noch ſtärker ergriffen worden ſein, hätte die Theilnahme an dem Kriege den Gemüthern nicht zeitweiſe eine andere Richtung gegeben.

Etwa ein halbes Jahr, ehe die Cholera nach Königsberg kam, waren mehrere junge preußiſche Aerzte nach Rußland und nach Polen gegangen, theils um die Cholera kennen zu lernen, theils um in den Lazarethen Hilfe zu leiſten. Unter ihnen hatte ſich Johann Jacoby befunden, der damals erſt fünfundzwanzig Jahre alt war. Kurz vor ſeiner Abreiſe hatte ich ihn noch in einer Geſellſchaft geſehen, und es hatte uns Mädchen überraſcht, daß Jemand ſo fröhlich tanzen und ſo ſorglos heiter ſein könne, der einer ſo ernſten Zeit und einer ſo ernſten Aufgabe entgegenging. Ich ſelbſt kannte ihn damals nicht näher, unſere Freundſchaft ſtammt erſt aus einer viel ſpäteren Zeit, ja ich glaubte in jenen Tagen, daß er ein Vorurtheil gegen mich habe, und mich für oberflächig halte. Das wäre freilich kein Wunder geweſen, denn ich hegte und pflegte damals

noch als etwas Gutes allerlei Arten von Thorheiten in mir, die er wohl in ihrem rechten Lichte ſehen mochte; und wie er mich meiſt ſcharf und kurz anredete, ſo machte ich mir das Vergnügen, ihm in ähnlicher Weiſe zu entgegnen. Ich war daher immer der Meinung, daß wir einander abſtießen und gut thäten, uns zu meiden. Die ruhige Ueberlegenheit, die dieſen Mann von früher Jugend an kennzeichnete und ihn über alle ſeine Altersgenoſſen hinaushob, forderte eine Achtung ab, die ich nicht geneigt war, einem ſo jungen Manne zu gewähren, weil die Mehrzahl meiner jungen männlichen Bekannten ſie mir nicht einzuflößen wußte.

Sobald die Cholera in Preußen auftrat, kehrte Jacoby aus Polen zurück, und ſeinen Berichten verdankte man es hauptſächlich, daß der treffliche und aufgeklärte Ober-Präſident der Oſtſeeprovinz, Herr von Schön, ſich gegen die Abſperrungstheorie erklärte, und Königsberg ſowohl nach Außen, als in dem Inneren der Stadt vor dieſer Widerwärtigkeit bewahrt blieb. Dennoch waren der Schrecken und die Verwirrung unter den Menſchen außerordentlich groß, und da die Cholera in den erſten Tagen eben nur Perſonen aus den arbeitenden Ständen ergriffen hatte, welche in dem Bereich des Dey'ſchen Gartens und der Holzwieſen am Pregel wohnten, ſo

waren denn, wie in vielen anderen Fällen, auch hier das Mißtrauen und die Thorheit ſchnell bereit geweſen, an eine Vergiftung der armen Leute zu glauben.

Es war am hellen Mittag, als ſich die Nachricht verbreitete, daß ein Volkshaufe ſich vor der Wohnung des Polizeipräſidenten Schmidt auf dem Altſtädtiſchen Markte verſammelt habe, und dort nicht zu bewilligende Forderungen ſtelle. Die Einen erzählten, das Volk wolle die Kranken nicht in die Choleraſpitäler ſchaffen laſſen, Andere ſagten, man wolle gegen die Aerzte Etwas unternehmen. Dann wieder hieß es: man verlange von den Reichen beſſere Nahrungsmittel für die Armen und nachdem der Vater ſelbſt nach dem Markte hingegangen war, ſich zu überzeugen, was dort geſchehe und was man dort begehre, kam er mit der Anſicht zurück, daß von einer beſtimmten Forderung gar keine Rede ſei, ſondern daß Angſt und Schrecken die Menſchen in eine Aufregung verſetzt hätten, die ſich eben in dem Tumulte Luft mache, und durch einzelne Perſonen unter den Arbeitern, die von den Revolutionen des letzten Jahres wußten, zu einem ſchwachen Seitenſtück derſelben geſteigert werde.

Dennoch blieb es, eben weil weder die Ruhigen, noch die Aufgeregten in der Stadt an ſolche Vorfälle

gewöhnt waren, ganz unberechenbar, wie weit die Sache gehen, wie weit die Unruhe ſich ausdehnen könne, denn je grundloſer eine Aufregung iſt, um ſo mehr iſt ſie durch jeden Zufall der Steigerung in das Maaßloſe ausgeſetzt. Man hatte im Polizeigebäude die Fenſter eingeſchlagen, Möbel und Geſchirre auf die Straße geworfen, Betten zerriſſen und die Federn zerſtreut, und als man damit fertig, war die aufgeregte Maſſe nach dem Kneiphof aufgebrochen, um ihr Heil vor dem Rathhauſe zu verſuchen, in welchem der Magiſtrat ſeine Verſammlungen hat.

Mein Vater war, als er nach Hauſe kam, ſchnell entſchieden was er zu thun hatte. Er ließ ſeine Weinkeller und Lager ſchließen und ſchickte ſein ganzes Perſonal, die Commis und die Arbeiter, zu uns in das Haus. „Die laufen und ſpektakeln wenigſtens nicht mit!“ ſagte er zu uns, während er ihnen ernſt und wichtig den Auftrag ertheilte, über ſeine Frau und ſeine Töchter und über das Haus zu wachen. Von dem Balkon vor der Thüre wurden die eiſenbeſchlagenen Stangen abgenommen, welche die Markiſen trugen, da ſie füglich als Waffen dienen konnten, die Laden zu ebener Erde wurden zugemacht, die Dienſtboten erhielten die Weiſung, mit den Kindern die Hinterſtuben

nicht zu verlaſſen. Und nachdem der Vater alſo die Männer, über die er zu beſtimmen hatte, für den Moment unſchädlich gemacht, ging er mit den beiden Brüdern, die damals noch Primaner waren, nach dem Magiſtrate, wo eine Anzahl von Bürgern ſich verſammelt hatte, um zu verſuchen, wie man die Menſchen beruhigen könne.

Kaum war er fort, ſo hörten wir die Avantgarde jedes Straßenereigniſſes in Königsberg, die Schuſterjungen, lärmend durch die Straßen laufen. Hie und da klirrten zerbrochene Scheiben, und von einer Gallerie im Innern des Hauſes, die allerdings von einem Steinwurf wohl getroffen werden konnte, ſahen wir, wie ein Haufe von Arbeitern, Sackträgern und Weibern an unſerm Hauſe vorüber in die Brodbänkengaſſe einbog, und vor dem Magiſtrate Poſto faßte. Aus den Fenſtern meiner Stube konnten wir, als der Haufe davongezogen war, die Bewegung vor dem Rathhauſe ſehen und hören, aber es währte etwa nur eine halbe Stunde, als es dort lichter und ruhiger wurde. Einzelne Gruppen, unter ihnen manch Einer mit Blut bedeckt, fingen an zurückzukommen, man ſah ſie lebhaft geſtikuliren und die Fäuſte drohend erheben, indeß das eigentliche Gewitter war trotz dieſem Grollen des Donners vorüber.

Die Polizeibeamten und die ſogenannten Stadtſoldaten, ein kleines Invalidencorps, wurden vor dem Rathhauſe wieder ſichtbar, die Bürger, die ſich auf das Rathhaus begeben hatten, fingen an, mit weißen Taſchentüchern, als Erkennungszeichen um den Arm gebunden, durch die Straßen zu gehen, und es währte nicht lange, bis der Vater mit den Brüdern nach Hauſe kam, uns zu ſagen, daß wir ruhig ſein könnten und daß anſcheinend keine Gefahr mehr vorhanden ſei. Dennoch organiſirte ſich eine Art von Bürgerwehr, in die der Vater und die Brüder eintraten, und die ein paar Tage hindurch Tag und Nacht in den Straßen patrouillirte, wobei höchſt originelle Phyſiognomien und Geſtalten zum Vorſchein kamen, deren Komik dadurch noch geſteigert wurde, daß man die Leute kannte, und alſo wußte, wie weit dieſe Art der Tagesarbeit und der nächtlichen Heerſchau von ihren Neigungen und von ihren Gewohnheiten entfernt lag.

So endete dieſer erſte Crawall, dem ich zugeſehen habe, und er hatte, da er keinen Zweck gehabt, auch Nichts ausrichten können, als daß die Geiſter nach einer anderen Seite hin beſchäftigt worden waren, und daß man ſich inzwiſchen darin gefunden hatte, die Cholera in ſeinen Mauern zu haben, und die Menſchen plötzlich

als ihre Opfer hinſterben zu ſehen. Nach anderthalb Tagen wurden die Markiſenſtangen wieder auf dem Wolme feſtgebunden, die Menſchen kehrten zu ihren Geſchäften zurück, und nur Einer von des Vaters Arbeitern, ein rühriger, heftiger einäugiger Mann, wurde entlaſſen, weil er während des Crawalls trotz des Vaters Befehl auf die Straße gegangen war. Er hatte es lockender gefunden, einige Fenſter einzuwerfen, als „ſeine Madame und die Fräuleins“ zu beſchützen, und ihm allein war der Gedanke gekommen, daß mein Vater eigentlich gar kein Recht hatte, ſeine Untergebenen in ihrem freiem Willen zu beſchränken und in ihren Crawallvergnügungen zu ſtören. Leute aber, die ſeinen Befehlen gegenüber andere perſönliche Rechte zu haben glaubten, als die, welche ſein Wille ihnen zugeſtand, konnte der Vater nicht gebrauchen; ja ich möchte behaupten, es ſei ihm nie der Gedanke gekommen, daß Jemand, der als ſein Untergebener in ſeinem Lohn und Brod ſtehe, mehr verlangen könne, als der reiflich überlegten, wohlmeinenden Anordnung des „Herrn“ pünktlich Folge zu leiſten.

In unſrer Lebensweiſe brachte die Cholera keine weſentliche Aenderungen hervor, weil der Vater jeder übertriebenen Beſorgniß mit Ruhe entgegentrat, und

ſelbſt unſere Mutter die Erinnerung bewahrt hatte, daß die Zeit des Typhus und der Lazarethfieber während der Kriegsjahre mehr Opfer gefordert hatten, als die jetzt herrſchende Epidemie. Die Schulen waren freilich geſchloſſen, und für die jüngeren Schweſtern wurde deshalb gleich ein Privatunterricht hergeſtellt, um ſie nicht müßig gehen zu laſſen. Es blieb auch in dem plötzlichen Hinſterben der Menſchen, es blieb in dem dumpfen Raſſeln des ſogenannten Cholera-Wagens, der Abends die Leichen zu dem neuerrichteten Cholerakirchhof in die Kalkgruben fuhr, noch Quälendes genug für die Phantaſie übrig; aber unſer Haus und unſere Familie blieben von der Seuche ganz verſchont, und ich glaube, ich war diejenige im Hauſe, die ſich mit ihren hypochondriſchen Grillen am meiſten das Leben erſchwerte, wennſchon man nach der Hausordnung ſolche Selbſtquälereien nicht allzu laut werden laſſen durfte. In ſolchen Dingen aber iſt das Schweigenmüſſen ein großer Gewinn, denn bei allen körperlichen Leiden pflegt das Klagen die Empfindung der Beſchwerde zu ſteigern, ganz abgeſehen davon, daß es die Stimmung der Andern verdirbt. Uns z. B. über die Hitze des Sommers, über die Kälte im Winter zu beklagen, war Etwas, was der Vater uns von jeher verboten hatte. Denkt Euch einmal,

welch eine verdummende Unterhaltung entstehen müßte, pflegte er zu sagen, wenn sich in einem Hausstand von achtzehn Personen jeder Einzelne über unabänderliche Thatsachen auslassen und beschweren wollte! Im Sommer ist es heiß, im Herbste naß, im Winter kalt! Das fühlt Jeder, das erleiden Alle, wozu also die unnütze Meldung und das unnütze Gerede?

Bald nach dem Ausbruch der Cholera überraschte der Vater uns eines Tages mit der Nachricht, daß er bei der Regierung darum eingekommen sei, den Namen Markus ablegen und dafür den Namen Lewald führen zu dürfen, den die Brüder meines Vaters schon zwanzig Jahre früher angenommen hatten. Ob der Vater diese Maßregel grade in diesem Zeitpunkte vorbereitet hatte, um die Thatsache festgestellt zu haben, wenn das Unglück ihn uns während der Seuche entreißen sollte, ob er den Augenblick gewählt, weil er denken konnte, daß ein solcher Entschluß weniger Aufsehen machen würde, während man durch äußere Ereignisse so vielfach beschäftigt war, ist gleichgültig. Genug, seine Absicht wurde uns eben so bestimmt und plötzlich mitgetheilt, als früher den Brüdern ihre bevorstehende Taufe; aber die letztere war der Mutter eine Freude gewesen, und die Kunde von dem Namenswechsel erregte in ihr eine

große Betrübniß. Sie fiel dem Vater weinend um den Hals, sie bat ihn, nicht darauf zu bestehen, sie wären nun zwanzig Jahre unter diesem Namen glücklich mit einander gewesen, und es sei ihr, als ob man ihr ein Stück ihres Lebens entreiße, wenn man ihr diesen Namen nehmen wolle.

Solche aus dem Gemüthe stammende Einwendungen schonte der Vater liebevoll, ohne daß sie natürlich in seinem Entschlusse Etwas änderten. Sein Herz war sehr warm, aber sein Verstand bewahrte ihn vor aller Weichheit der Empfindung, so lange er sich in seiner vollen Kraft befand, und erst später, als er krank wurde, zeigte sich jene Schwäche in ihm, die man so oft fälschlich als „Gemüth“ bezeichnet. Er tröstete die Mutter freundlich mit Gründen der Vernunft. Er hielt ihr vor, wie inconsequent es von ihr wäre, die sich so viel möglich vom Judenthume loszusagen wünsche, wenn sie nicht mit Freuden einen jüdischen Namen ablege. Er fragte sie scherzend, ob sie ihn denn nicht geheirathet haben würde, wenn er vor zwanzig Jahren Lewald geheißen; und als er bemerkte, daß sich auch bei den Kindern, namentlich bei den Brüdern, ein Mißfallen gegen den Namenswechsel fühlbar machte, sagte er ernsthaft: die Hauptsache ist, ich halte diesen Schritt

für angemeſſen, ja für nothwendig. Ihr beiden Jungen werdet im Laufe dieſes und des kommenden Jahres die Univerſität beziehen. Was ſoll Euch da der jüdiſche Name? Was ſoll er Euch im Leben? Ganz abgeſehen davon, daß Ihr als Namensfremde unter Eurer Familie leben würdet, wenn Ihr jemals mit meinen auswärtigen Brüdern und deren Kindern zuſammen kämet. Macht Euch alſo keine Gedanken darüber, ich weiß, was ich thue, und Ihr werdet es allmälig begreifen lernen und es mir danken.

Am folgenden Tage wurde die Anzeige dieſes Namenswechſels in den Zeitungen bekannt gemacht. Als dann gegen den Herbſt hin das Gymnaſium und die Schule, welche meine Geſchwiſter beſuchten, beim allmäligen Nachlaſſen der Choleraepidemie wieder eröffnet wurden, geſchah in Bezug auf unſeren neuen Namen eine Anzeige bei ihren Directoren, und gleich am erſten Tage hielt der Vater uns an, den Namen Lewald mit unſern Vornamen ſo lange wieder und wieder zuſammen zu ſchreiben, bis wir ihn leicht und fließend in die Hand bekamen. Er und die Brüder behielten den Namen Markus als einen der Vornamen bei, wir Töchter legten ihn ganz ab, und da ich mich durch eine lange Zeit an den Gedanken gewöhnt hatte, meinen Familien-

namen gegen den von Leopold zu vertauſchen, ſo hatte ich eben keine ſchmerzliche Empfindung davon, daß ich ihn nun aus einem anderen Grunde ablegen ſollte.

Woher der Name Lewald aber in unſere Familie gekommen iſt, oder wie der eine Großonkel, der ſich dreißig, vierzig Jahre früher mit einer chriſtlichen Handwerkerstochter verheirathet und ihn zuerſt angenommen hatte, darauf gefallen war, ihn zu wählen, habe ich nie erfahren. Er kam ſonſt in Preußen in den bürgerlichen Familien nicht vor. Die adelige Familie, die ihn führte, ſchrieb ſich Lehwaldt, und ſo ſcheint unſer Name in ſeiner jetzigen Schreibweiſe eine Erfindung jenes Onkels geweſen zu ſein. Er hat für uns aber das höchſt Angenehme damit erreicht, uns einen Namen vorzubereiten, der uns wenig Namensvettern gab und der uns alſo das leiſtete, was ein Name leiſten ſoll — ein poſitives Kennzeichen zu ſein.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Am achten October achtzehnhunderteinunddreißig ging die geschlagene Hauptarmee der polnischen Revolution über die preußische Grenze. Die polnische Erhebung war abermals mißglückt, die russische Herrschaft hatte den Sieg davon getragen. Einige Wochen später kamen ganze Schaaren von polnischen Offizieren nach Königsberg, und es wurden in allen Dörfern der Umgegend polnische Soldaten und Offiziere einquartiert.

Der Handel, der während eines Jahres mit großem Gewinn gelohnt hatte, gerieth durch die strenge Grenzsperre wieder in das Stocken, aber es hatten eine Menge von Menschen in demselben Vermögen gewonnen, und da man einerseits das Erworbene genießen und sich von dem Drucke und von der Beschränkung erholen wollte, unter denen man sich während der Dauer der Cholera befunden hatte, andererseits auch den polnischen Emigranten den Antheil bezeigen wollte, den man an ihnen nahm, so wurde der Winter ein ungemein geselliger,

und der Bälle und Tanzgeſellſchaften, der Schlittenpartien und ſonſtigen Luſtbarkeiten gab es in Fülle.

Die Polen, welche nach Königsberg gekommen waren, hatten zum größten Theile dem Gielgud'ſchen Corps angehört, und es gab eine große Anzahl unter ihnen, die recht dazu gemacht waren, den Frauen zu gefallen. Die Einen waren jung, ſchwungvoll, und von der Begeiſterung für ihre Sache ſo ſehr durchglüht, daß die Hoffnung einer neuen baldigen und glücklicheren Erhebung ſie über das Unglück des Augenblickes forthob. Andere, und es waren die Ernſteren und Bedeutendern unter ihnen, trugen ſchwer an dem Schmerze um das Vaterland, und mit wie guter Art ſie ſich auch den Zuvorkommenheiten der Geſellſchaft hingaben, ſo konnte man ihnen doch anfühlen, daß ihre Seele nicht dabei war. Im Allgemeinen ſprachen ſie gut franzöſiſch, hatten leichte und gefällige Manieren, eine im Worte ſtets bereite Galanterie, und außer dem ihnen Allen gemeinſamen Vorzuge, unvergleichlich gute Tänzer zu ſein, hatten Viele noch hübſche muſikaliſche Talente. Rechnet man dazu ihre kleidſamen Uniformen, die ſie freilich bald ablegen mußten, und den Nimbus, welchen der eben überſtandene Kampf und das Unglück ihres Vaterlandes um ſie verbreiteten, ſo wird man es na-

türlich finden, daß sie den Frauen und Mädchen anziehend waren, und daß sie sich über Mangel an Gastfreundschaft nicht zu beklagen hatten, — eine Gastfreundschaft, die sie übrigens in jedem Betrachte zu ehren und zu respectiren wußten.

In unser Haus waren keine Polen eingeführt worden, aber ich traf hie und da einige Offiziere in befreundeten Häusern, und namentlich in dem Schlosse zu Holstein, dessen Besitzer ein Jugendfreund unserer Eltern war.

Dieses Holstein, am Ausflusse des Pregels in das frische Haff, eine Meile von Königsberg gelegen, ist ein von Friedrich dem Ersten erbautes Königliches Jagdschloß, das schöne Garten- und Parkanlagen hat, und das der Hof besuchte, wenn er in der Kaporn'schen Heide jagte, in welcher allein das Elenthier sich noch in Preußen erhalten hat. Später war das Schloß mit seinen Ländereien in den Besitz eines Herzogs von Holstein Gottorp, dann in die Hände des bekannten Herrn von Trenk, endlich an einen Banquier übergegangen, von dem es an die uns befreundete Familie des Amtmann Magnus kam, der es Anfangs nur als Pächter inne hatte.

Am Sonnabend, wenn die uns gleichaltrigen Söhne und Töchter des Amtmanns aus der Stadt nach

Hauſe geholt wurden, mit hinauszufahren und bis zum Sonntag Abend draußen zu verweilen, oder einmal eine Ferienwoche in Holſtein zuzubringen, war uns immer ein Vergnügen geweſen. Seit der älteſte Sohn des Amtmanns die Univerſität bezogen, und die Töchter wie ich herangewachſen waren, hatten wir in Holſtein an den Sonntagen außer der Freude, auf dem Lande zu ſein, auch noch immer ein Paar andere Bekannte der Kinder, und damit eine Gelegenheit zu Spiel und Tanz gefunden, die nun durch die Anweſenheit der polniſchen Offiziere noch belebter wurden. Sie waren theils in Holſtein ſelbſt, theils in der Umgegend einquartiert, und gehörten bald zu den feſtſtehenden Sonntagsgäſten des Hauſes.

Konnten wir in dem Winter Sonnabends nicht mitgenommen werden, ſo ſchickte der Amtmann Sonntags bisweilen einen verdeckten Schlitten, die Eltern und uns zu holen, und es war dann eine doppelte Luſt, auf der Eisfläche des gefrorenen Pregels, zwiſchen allen den andern Spazierenfahrenden in klingendem Froſte, in Pelzen wohlverwahrt dahinzugleiten, und Nachts nach vier-, fünfſtündigem Tanzen, im funkelnden Sternenlichte nach Hauſe zu fahren, wobei man, weil dann auch des Amtmann's Kinder zur Stadt befördert werden

mußten, in zwei Schlitten untergebracht, und wir Jüngern in den einen derſelben zuſammengepackt wurden, was die heitere Laune nur erhöhte, ſo daß wir ſingend und lachend die Stadt zu erreichen pflegten.

Und ich lachte immer mit, denn ich war jung und leicht angeregt, bis mir dann plötzlich mitten in Spiel und Tanz der Gedanke kam: Leopold liegt in der Erde und Du tanzeſt!

Dann flog mir ein eiſiges Grauen vor mir ſelbſt durch die Glieder. Ich ſah ihn todt, entſtellt! — es kam mir unnatürlich vor, daß ich lebte, daß ich Stunden hatte, in denen ich froh ſein und vergeſſen konnte, und weil die ganze Wucht des Schmerzes, die ganze Größe meines Verluſtes mich grade immer dann befiel, wenn mich die Heiterkeit der Andern mit fortgeriſſen hatte, ſo fing ich an, mich vor dem Frohſein, ja vor mir ſelbſt zu fürchten. Und doch hätte ich keine Möglichkeit gehabt, mich der Geſellſchaft zu entziehen, denn der Vater würde mir nicht geſtattet haben, ſie zu meiden, hätte ich dies Verlangen ausgeſprochen.

Tauſendmal habe ich in jenen Tagen gedacht: wie glücklich wärſt Du, wenn Leopold Dir öffentlich verlobt geweſen wäre, wenn Du ſagen könnteſt, daß Du um ihn trauerſt, daß Du unglücklich biſt! — Dann

aber kam mir wieder eine Scheu davor, es die Leute wiſſen zu laſſen, daß ich mich unglücklich fühlte. Ich mochte nicht gefragt, ich mochte nicht beklagt ſein, und wenn ich eben erſt gewünſcht hatte, Trauer und Leid tragen zu dürfen, ſagte ich mir im nächſten Augenblicke: „welch ein Glück, daß ſie Nichts von Dir wiſſen! welch ein Glück, daß Du für Dich allein lebſt!“

Dazu aber geſellte ſich eine thörichte Geringſchätzung der Menſchen, weil ſie ſich von meinem äußern Frohſinn täuſchen ließen. Ich hatte eine Genugthuung daran, hell zu lachen, wenn jenes Entſetzen über Leopold's Tod ſich meiner bemächtigte, und wenn ich dann gewahrte, daß meine Heiterkeit die Andern anſteckte, daß man mich amüſant und geiſtreich und witzig nannte, ſo genoß ich einen Triumph, der mir das Herz zerriß.

„So wenig von meinem eigentlichen Weſen gebe ich Ihnen,“ ſagte ich einmal zu einem jungen Manne, der mir viel Aufmerkſamkeit bewies, „und das genügt Ihnen! Sie müſſen nicht verwöhnt ſein, oder — nicht viel werth!“ — Er nahm das für einen Scherz, wie es die Meiſten thaten, wenn ich es ſo machte, weil die Unart gar zu groß war, weil ihnen ſolcher Unart gegenüber auch nicht viel Andres übrig blieb, und weil

ich ſie meiſt mit großer Heiterkeit ausſprach. Sie ließen ſich den unverzeihlichen Uebermuth als Koketterie gefallen, und dieſer verzeihen die Männer ſelbſt das Ungehörige, weil ſie in ihr das ihnen ſchmeichelnde Beſtreben der Frauen ſehen, um jeden Preis die Aufmerkſamkeit des Mannes zu erregen, und ihn durch ungewöhnliche Anreize an ſich zu feſſeln. Auch hielten viele Leute mich für kokett, und doch dachte ich in jenen Zeiten an Nichts weniger als an die Eroberung irgend eines Mannes.

Aus reiner Traurigkeit, aus dem Bedürfniß ſie zu verbergen, aus dem Zwieſpalt zwiſchen meiner Empfindung und zwiſchen der Lebensweiſe, in der ich mich bewegte, war ich in den Ton der Koketterie hineingekommen; und während ich ſelbſt ſie unedel, ja niedrig fand, hatte ich mich an ein Betragen gewöhnt, das mir nothwendig den Anſchein dieſes Fehlers geben mußte. Ich hatte von meinem Gebahren indeſſen keinen andern Genuß, als denjenigen, welchen ein geſchickter Spieler am Kartenſpiel empfindet. Es zerſtreute mich. Ich wurde mir gewiſſer Fähigkeiten dabei bewußt, und ich glaubte eine Ueberlegenheit über Andere zu beweiſen. Hätte mir in jenen Tagen eine lebenserfahrene, herzenskundige Frau zur Seite ge-

ſtanden, die mich zu leiten gewußt, es wäre mir manche ſchmerzliche Stunde, es wären mir manche Irrthümer zu erſparen geweſen, von denen ich durch mich ſelbſt zurückzukommen viel Zeit gebrauchte. Aber meine Mutter ſah, daß man mich ſuchte, daß ich gefiel, daß mich dies zerſtreute, ſie ließ mich alſo gewähren, und für einen Zuſtand, wie der meine es damals war, reicht das Auge eines Vaters nicht aus. Ein ernſter, fremder Mann hätte mir zu Hilfe kommen, mich in das Gleichgewicht ſetzen können; vor dem Vater zogen ſich meine Fehler in achtungsvoller Scheu zurück, und ſein Zutrauen zu dem Ernſte meiner Natur war ſo unbedingt, daß er mich des Komödieſpielens, dem ich mich ergeben hatte, nicht für fähig gehalten haben würde. So lebte ich eine ganze Weile fort, und nur einmal kam von außen her eine Warnung an mich heran.

Unter den polniſchen Offizieren, welche ich in Holſtein hatte kennen lernen, war ein Oberlieutenant, ein Mann von etwa dreißig Jahren, der uns Allen ein angenehmer Geſellſchafter, und der auch in unſerm Hauſe vorgeſtellt worden war. Er ſprach das Franzöſiſche ſehr gut, ſpielte hübſch Guitarre, ſang angenehm, tanzte vortrefflich, und ließ ſich zu dem Allen, obſchon

er ernſt und oft ſehr trübe geſtimmt war, ſtets bereitwillig finden, wie Einer, den es freut, die Pflicht der Dankbarkeit abtragen zu können. Er hatte eine Braut im ruſſiſchen Litthauen zurückgelaſſen, und war trotz der dringenden Abmahnungen ſeiner Freunde, einmal verkleidet über die Grenze zurückgegangen, um ſie zu ſehen und ihr Lebewohl zu ſagen. Wir Alle waren ihm mehr oder weniger gleichgültig, und ſelbſt die Oberflächigſten von uns trugen allmählich eine Scheu, ihn zum Singen oder Spielen aufzufordern, weil wir fühlten, daß er ein Opfer damit bringe. Mit mir hatte er, wie mit den Andern, geſprochen und getanzt, und ſich, wie mir ſchien, um mich nicht mehr gekümmert, als eben nöthig und höflich war.

Da befanden wir uns eines Abends in unſerm Hauſe in Geſellſchaft. Ich hatte oben in meinem Zimmer viel geweint, und die gute, treue Mathilde, deren einfachem und natürlichem Charakter meine damalige Ueberreizung ebenſo räthſelhaft als unheimlich blieb, hatte getröſtet und beruhigt, ſo gut ſie irgend konnte, hatte mir die oft gethane Frage vorgelegt: wer zwingt Dich denn froh zu ſcheinen, wenn Du es nicht biſt? — Aber das half mir nicht. Sie kannte das falſche Ehrgefühl, den falſchen Stolz nicht, die es mir

unerträglich machten, unglücklich oder auch nur traurig zu ſcheinen, und kaum hatte ich meine rothgeweinten Augen getrocknet und gekühlt, kaum waren die Gäſte unten im Wohnzimmer bei uns eingetreten, ſo tanzte ich wieder auf dem Seil des Frohſinns, und gerieth, um nicht herabzufallen, in die übertriebenſten Sprünge, in abſprechende Behauptungen, in unvernünftige Paradoxien, und in ein Scherzen und Lachen, die mir wehe thaten. Der Oberlieutenant ſah das mit Verwunderung an, ich mochte es vielleicht lange nicht ſo arg getrieben haben. Mit einemmale, als wir in der Nähe des Fenſters und zufällig allein nebeneinander ſtanden, ſagte er: Mit einem ernſten Charakter wie der Ihre, muß man ſehr unglücklich ſein, um ſich in einer ſolchen Heiterkeit zu gefallen! —

Ich war überraſcht, wußte Nichts zu ſagen, und wurde ſtill. Es fiel auch nie wieder zwiſchen uns ein ähnliches Wort, denn wir ſahen einander nicht eben häufig. Aber zum erſtenmale trat der Zweifel an mich heran, ob man mir denn die Heiterkeit auch glaube? zum erſtenmale dachte ich daran, daß es gut und ſelbſt bequem ſein würde, könnte ich von dem Wege umkehren, auf dem ich mich verirrt hatte. Indeß ich wußte es nicht zu machen, und die Beſorgniß, jene Lüge,

in die ich mich hineingelebt hatte, von Allen erkannt zu ſehen, hielt mich in derſelben feſt.

Nach Außen hatte ich in dieſem Winter an Freiheit ſehr gewonnen. Der Kreis meiner Bekannten hatte ſich ausgedehnt, ich war öfter als ſonſt in Geſellſchaft, und der Vater legte mir darin jetzt keine Beſchränkung mehr auf, als die Rückkehr zu einer feſtgeſetzten Stunde. Ich war, wohin ich auch ging, faſt überall allein. Die Kränklichkeit der Mutter hielt ſie im Winter oft lange an das Haus und an das Zimmer gebannt, die Eltern hatten auch mit den Eltern meiner Freundinnen keinen Verkehr, und ich gewöhnte mich alſo, mich ſelbſtſtändig zu halten und zu behaupten. Kam ich dann nach Hauſe, ſo ſchlief die Mutter, die ſich früh zur Ruhe legen mußte, ſchon lange; aber der Vater ſaß, und er hatte das von jeher ſo gehalten, völlig angezogen und leſend da, ließ ſich von mir erzählen, was ich erlebt hatte, nahm dem mich begleitenden Hausknecht den Schlüſſel des Hauſes ab, und dieſe liebevolle Aufſicht ſetzte er regelmäßig fort, bis ich im Laufe des Winters nach dem Studentenexamen meines Bruders, durch deſſen Eintritt in die Geſellſchaft, einen Begleiter und einen Gefährten gewann.

Es war aber, als wollten die Eltern mich ſelbſt gern zerſtreuen, als wollten ſie mir jede Freude gönnen, die mir zu geſtatten und zu gewähren in ihrer Macht ſtand; denn auch die Erlaubniß, an den Aufführungen zu einem Polterabende mitzuwirken, wurde mir jetzt gewährt, ſo entſchieden derlei mir früher verſagt geblieben war. An dieſen Polterabend knüpft ſich die Erinnerung meines erſten dichteriſchen Erfolges, der freilich von meinem Auftreten als Schriftſtellerin volle zehn Jahre entfernt liegt.

Die älteſte Enkelin des alten Bankier Oppenheim verheirathete ſich mit einem Philologen, und die Freunde und Geſchwiſter des Paares hatten es auf einen großen Polterabend abgeſehen. Die Schweſtern der Braut forderten mich auf, daran Theil zu nehmen, ich hatte eine große Zuneigung zu derſelben, denn ſie war mir im Stillen ein Vorbild, ſo wenig Anſtalt ich auch damals machte, ihr ähnlich zu werden, und ich trug großes Verlangen, ihr an dem Polterabend irgend Etwas zu lieb zu thun, — nur daß ich wußte, dergleichen dürfe ich nicht von den Eltern fordern. Indeß die eine Schweſter der Braut, die mich liebte und mich durchaus bei dem Feſte betheiligt haben wollte, bat in ihrer unbefangenen Weiſe meine Eltern, mich mitwirken zu laſſen, und zu

meinem größten Erſtaunen erhielt ich ohne Weiteres ihre Zuſtimmung.

Nun ging es an ein Berathen und Ueberlegen! Alle Bibliotheken und Buchladen wurden in Anſpruch genommen, aber obſchon wir ganze Stöße von Büchern um uns aufſtapelten, waren die darin enthaltenen ſogenannten Polterabendſcherze ſo trivial und zum Theil ſo roh, daß ſie uns anwiderten, und wir ſie nicht brauchen konnten. Es ſetzten ſich alſo die dichteriſchen Talente unter unſern Bekannten in Bewegung. Indeß die Einen ſchafften eben nur, was ſie ſelber brauchten, die Andern warfen Himmel und Erde durcheinander, ohne viel damit zu erreichen, und nachdem ich vom Leſen und Suchen endlich müde und unluſtig geworden war, kam ich eines Tages ganz plötzlich auf den Gedanken, mir ſelber Etwas zu machen.

Ich hatte damals noch Unterricht im Zeichnen, war grade mit einer Copie des Amor und der Pſyche nach Gerard beſchäftigt, die ich der Braut zu ſchenken dachte, und wollte, um dieſe Zeichnung gut anbringen zu können, als irgend ein Genius erſcheinen, der dem Brautpaare das Bild der Liebe zum täglichen Gefährten in das Haus bringen ſollte. Daß die Mythe von Amor und Pſyche eben kein gutes Bild, oder kein gutes

Omen für die eheliche Liebe und Treue darbot, focht mich dabei nicht an. Ich hatte nur die rosa Tricotſtrümpfe, die ſilbergeſchnürten Sandalen, das weiße Gazekleid, die großen weißen Flügel und den Kranz von Roſen und Lilien im Sinne, den ich auffetzen wollte, und was mir etwa von mythologiſchen Zweifeln kommen konnte, das erſtickte der Gedanke an die ſchönen Verſe, die ich zu machen beabſichtigte.

Wenn die Menſchen aber ſehen, daß man ſelbſt für ſich zu ſorgen anfängt, ſo finden ſie es gleich in der Ordnung, daß man auch für Andre ſorge. Das wird ein Jeder in den kleinſten, wie in den größten Verhältniſſen an ſich erfahren, und kaum hatte ich daher erklärt, daß ich mir ſelbſt ein Gedicht zu Polterabend machen würde, ſo wünſchte die jüngſte Schweſter der Braut, daß ich auch noch eine zweite Scene, für ſie und mich zuſammen, erfinden ſollte. Weil ich nun in der Scene für mich ſehr in die Erhabenheit zu gerathen vorhatte, ſo beſchloß ich meine zweite Dichtung ganz aus dem gewöhnlichen Leben zu nehmen, und ein alter Volksgebrauch ſollte mir dazu den Stoff bieten.

Es hatte ſich damals noch aus frühern Zeiten in Königsberg, wo faſt alle Lebensmittel von den Verkäufern in den Straßen ausgerufen und in die Häuſer

zum Kauf getragen werden, die alte Sitte erhalten, daß die Fiſchfrauen zu Faſtnacht in einzelnen Paaren, mit einem buntgeſchmückten großen Netz in die Häuſer ihrer Kunden gehen, und dort im Flur tanzend, und einige beſtimmte Verſe abſingend, ein Trinkgeld erhalten. Die Verſe wurden plattdeutſch geſungen, was damals noch im Volke und auch in den Häuſern von den Dienſtboten geſprochen wurde, und was alſo Jedermann konnte, oder doch wenigſtens kannte. Die Fiſchfrauen trugen dazu ihre beſten Röcke und Jacken, große breite Schürzen, und den damaligen Hauptputz der Frauen aus dem Volke, das hochaufgethürmte bunt- oder ſchwarzſeidene Kopftuch, das um ſo mehr geſchätzt wurde, je vielfarbiger und greller die eingewirkte Borte war.

Ein ſolches Coſtüm ließ ſich für uns aus den Vorräthen unſerer älteren Dienſtboten, — die jüngern hatten bereits die kleinen weißen Hauben angenommen, — leicht zuſammenbringen; ſie waren es auch, die uns das Plattdeutſche geläufiger einexercirten, und am betreffenden Tage traten wir denn als Fiſchfrauen in den Saal. Große Kunſt hatte ich für meine Erfindung nicht nöthig gehabt. Das eigentliche Volkslied lautete:

Loop an de Linge (Leinen)
De Fiſchke's de ſpringe,
De Fiſchergeſelle ſinge,
De Fiſcherwiwer ſpringe.
Wi' winſche dem Herrn
Enen goldenen Diſch,
Up alle veer Ecke
Gebratene Fiſch.
Wi' winſche de Fru
Eenen jungen Sohn, —

und ſo ging das weiter fort, für alle Hausgenoſſen, die Köchin nicht zu vergeſſen, der hie und da auch Böſes nachgeſagt wurde, wie denn gelegentlich auch einmal eine Derbheit vorkommen konnte.

Ganz ähnliche Volkslieder mit Wünſchen für das Haus ſingen, beiläufig bemerkt, auch die Landmädchen in dem poloniſirten Theile von Weſtpreußen, wenn ſie den Erndtekranz in das Haus bringen. Nur findet ſich unter dieſen Mädchen faſt immer Eines oder das Andere, das die Verſe zu variiren und der Gelegenheit anzupaſſen weiß, und es iſt dort Sitte, mitten unter den guten Wünſchen dem Hausherrn und der Hausfrau auch neckend ihre Fehler vorzuhalten, was mit einer gewiſſen Ehrlichkeit geſchieht. Als ich aber ſpäter einmal auf dem Gute unſeres Freundes Julius von Hennig, in Plonchott, einem ſolchen Erndtefeſte beiwohnte, hatte deſſen

Frau kurz vorher die Mutter verloren, und trug noch ihre Trauerkleider, als ſie den Erndtekranz in Empfang nahm, und dafür das erſte Brod vom friſchen Korn den Arbeitern vertheilte, welche geholfen hatten, die Frucht der Erde abzugewinnen. Da erlebten wir von der Herzensfeinheit des Volkes den ſchönen Zug, das die Vorſängerin, nachdem ſie dem Herrn ſeine Schwächen vorgehalten, ſich zur Frau wendend die Worte ſang: „die Frau wollen wir nicht ſchelten, denn die trägt ſchwarze Kleider, und hat ein ſchweres Herz!“ — Natürlich ſangen ſie polniſch, und was ich davon weiß, verdanke ich Denen, die es mir überſetzten.

Ich hatte alſo, wie ſolch eine bäueriſche Vorſängerin, mir die Paar Verſe zwiſchen dem Volksrefrain zurechtgemacht, wir hatten ſchön bekränzte, von Flittergold ſtrahlende Köſcher, faßten einander, wie das der Brauch der Fiſchfrauen iſt, bei dem Tanze ſo unter die Arme, daß wir mit den Köpfen nach verſchiedenen Seiten ſahen, ſangen und ſchwenkten uns dabei nach Kräften, und erregten große Heiterkeit und Freude.

Dann kam ich nachher mit meinen pathetiſchen Verſen, und mit meiner Kreidekopie von Amor und Pſyche, die für einen Genius etwas ſchwer zu tragen

war, weil ich der Ordnung und des Anſtandes wegen, ſie in Glas und Rahmen hatte bringen laſſen. Und war es das Siegesbewußtſein, das ich ſelbſt über die Schönheit der Zeichnung und die Vortrefflichkeit des Gedichtes hatte, war es die Jugend, die immer gefällt: ich erndtete einen großen Beifall, fand lebhafte Bewunderung für meine Verſe, und von dem Tage ab ſtand es unter meinen jüngern weiblichen Bekannten eigentlich felſenfeſt, daß ich eine Dichterin ſei. Ich ſelbſt glaubte das nicht ſo unbedingt, aber ich hatte doch das größte Vergnügen von dem Abende und von meinem Erfolge. Ich fand mich ſehr ſchön in meinem Geniuskoſtüm, ich hatte mich ſelbſt mit meiner gefühlvollen Poeſie ſehr gerührt, und da Alle Andern mich auch lobten, gab ich mich doch heimlich der ſchmeichelhaften Hoffnung hin, Etwas nicht Gewöhnliches geleiſtet zu haben. Ich beſitze von dieſen Gedichten jetzt nicht mehr ein Blatt. Ich habe ſie vor langen Jahren verbrannt, weil das Aufbewahren unnützer Papiere etwas ſo Thörichtes und Unpraktiſches iſt. Ich habe aber immer, auch als ich reifer war, nur ſchlechte Verſe, und mit Ausnahme von Gelegenheitsgedichten für meinen Gebrauch nur wenig Verſe gemacht. Außer ein Paar kleinen Gedichten, die ich auf einer Reiſe geſchrieben hatte, und die mein Vetter Auguſt Lewald

einmal in der Europa abdrucken ließ, ist keine meiner gereimten poetischen Produktionen den Leuten gedruckt unter die Augen gekommen, und als ich dann zehn Jahre später einsehen lernte, daß ich Prosa schreiben könne, habe ich die Poesie vollends in Ruhe gelassen.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Ich habe es von Dichtern oftmals in ihren Werken darstellen sehen, wie die Menschen nach außen hin, durch lange Jahre ein Leben der Freude und des Genusses führen und in ihrem Herzen doch fortdauernd in tiefe Traurigkeit versenkt bleiben. Indeß weder an mir selbst, noch an Andern habe ich im Leben diese Möglichkeit bestätigt gefunden. Unsere Beschäftigung, unsere äußern Eindrücke gehen in uns über, wie die Luft, die wir athmen, wie die Kost, die wir genießen. Sie stimmen und gestalten uns um, und wir verändern uns, ohne daß wir es gewahr werden, bis wir plötzlich, durch irgend einen äußern Zufall aufmerksam gemacht, die Wandlung mit einem gewissen Erschrecken bemerken. Denn es liegt in der Natur des Menschen, daß er sich lieb gewinnt in seinen verschiedenen Entwickelungsstufen, daß er sich fast in jeder auf der ihm eigentlich zusagendsten Stelle zu befinden glaubt, und daß er sich nicht gleich zurecht finden kann, wenn er bemerkt, daß

er ſich auf derſelben nicht mehr recht behauptet, daß er durch ſich ſelbſt gezwungen iſt, eine neue Stufe zu betreten. Und je jünger und je entwickelungsfähiger wir ſind, um ſo ſchneller gehen dieſe Wandlungen in uns vor ſich.

Als Leopold ſtarb, hatte ich eigentlich gar keinen Wunſch, gar keinen beſtimmten Plan gehabt. Ich half nach wie vor im Haushalt, pflegte die Mutter, wenn ſie leidend war, übte täglich Clavier, nahm wöchentlich ein Paar Zeichenſtunden, unterrichtete die Schweſter im Clavierſpiel, aber es war, als gehe mich das Alles gar Nichts an. Früher hatte ich gern an meiner eigenen Ausbildung gearbeitet, und daran ein Selbſtgenügen gefunden; dann hatte ich um Leopold's willen Etwas ſein und werden wollen, und die Freude an der Selbſtbefriedigung verloren, ſeit ich das größere Ziel im Auge gehabt, einen geliebten Mann zufrieden-zuſtellen. Nun lebte ich eine Zeitlang ſo hin, und all mein Thun und Treiben machte mir keine Freude mehr.

Die Jugend aber, wenn ſie mit einem Zuſtande fertig iſt, glaubt leicht mit Allem fertig zu ſein, und wie ſie ſich meiſt über den Umfang ihres Wiſſens und ihrer Einſicht täuſcht, ſo täuſcht ſie ſich auch über

die Kraft ihrer Neigungen und über ihre Beständigkeit. Ich hatte Leopold, so sehr ich konnte, geliebt, und gewähnt, nie eine andere Liebe fühlen zu können, als die für ihn, und ich hatte das ehrlich und fest geglaubt; ich hatte mich sogar, wie ich meinte, auch darin gefunden, keine Hoffnung und ein freudloses Leben vor mir zu haben. Ein Vorfall, den ich mir noch heute nicht zu erklären weiß, und der zu den wenigen geheimnißvollen Erfahrungen meines Lebens gehört, hatte mich in diesen Gedanken bestärkt, weil er mir, die nicht an die Unsterblichkeit der Seele glaubte, dennoch die Vorstellung eines Zusammenhanges gab, der zwischen mir und Leopold noch über das Grab hinaus bestehe.

Ich hatte nämlich das Datum von seinem Todestage entweder nicht erfahren, oder mit einem andern Tage vertauscht, und die Stunde, in welcher er gestorben war, ebenso nicht gewußt. Natürlich aber hatte ich, als nach Jahresfrist der Monat seines Todes wiederkehrte, mehr noch als gewöhnlich an ihn gedacht. Ich war unwohl, niedergeschlagen, und legte mich eines Abends müde und traurig zu Bett. Mit einemmale wache ich mitten in der Nacht auf, weil ich mich, für mein Ohr ganz unwiderleglich, laut und

deutlich von Leopold rufen höre. Ich ſpringe auf, ſehe mich um, die Nachtlampe brennt ruhig, es iſt Alles ſtill. Aber ich hatte die Gewißheit, in dieſem Augenblicke iſt es ein Jahr, daß er geſtorben iſt. Ich blieb wach, draußen ſchlug bald darauf die Thurmuhr die Stunde. Und als ich dann ſpäter nachfragte, erhielt ich die Beſtätigung, daß mich wirklich die Todesſtunde des Geſchiedenen erweckt hatte. All mein jetziges Denken widerſpricht der Möglichkeit einer perſönlichen Fortdauer nach dem Tode, widerſpricht der Möglichkeit eines Vorganges, wie ich ihn damals erlebt zu haben glaubte. Nichtsdeſtoweniger iſt aber die Erinnerung an jene Nacht mir noch heute ſo gegenwärtig, und der Eindruck davon in mir ſo lebhaft, daß er ſich mir oftmals, und auch im Augenblick dieſer Rückſchau, unwillkürlich darbietet.

Die bewegten Zeiten, welche dem Tode Leopold's gefolgt waren, die mancherlei Zerſtreuungen, welche meine Eltern mir jetzt geſtatteten, eine freiere und ausgebreitetere Lektüre hatten mir eine Menge neuer Ideen geboten, und während ich mich ſelbſt oft auf dem Gedanken betraf, daß es für mich ein großes Glück, ja das Allerbeſte ſein würde, früh zu ſterben, ſagte ich mir, ohne dabei eine Ahnung von Selbſt-

betrug zu haben, daß es ſchön ſei, in den Raum eines kurzen Lebens ſo viel geiſtigen Gehalt als möglich aufzunehmen. Ob es allen Menſchen ſo geht, das weiß ich nicht, ich habe aber in meiner Jugend ſtets im beſten Glauben gehandelt, wenn ich mich ſelbſt betrog; und während ich, durch mancherlei Nervenleiden in meinen Todesahnungen beſtärkt, mich über die Kürze meines Lebens zu tröſten und es gut auszufüllen ſtrebte, bereitetete ich mich eben dadurch für ein neues Weiterleben vor, und tröſtete ich mich über das erfahrene Leid.

Eine äußere Gewohnheit kam mir dabei zu Hilfe. Mein Vater hatte uns angehalten, auf die Frage, wie es uns gehe, wenn dies irgend thunlich war, „ſehr gut“ zu erwidern, um nicht durch eine klägliche Antwort eine bemitleidende Entgegnung, und ein nichtsnützendes Hin- und Her von Jämmerlichkeiten hervorzurufen. Wir ſind aber, mehr als wir uns eingeſtehen, unter dem Banne unſerer eigenen Ausſage von uns ſelbſt, und da aus dieſem Grunde die Leute mich für getröſtet hielten, da man von allen Seiten mit mir wie mit jedem andern Mädchen von der Zukunft ſprach, ſo lernte ich es allmählich wieder, den Blick auf eine ſolche zu richten.

Während ich noch glaubte, mich den Zerſtreuungen aus Gleichgültigkeit oder aus Gefälligkeit für Andere, oder weil ich eben nicht anders könne, hinzugeben, hatte ich unmerklich ſelbſt wieder Luſt und Theilnahme daran gewonnen. Während ich dachte, wie ſchrecklich es ſei, daß bald gar Nichts von mir übrig bleiben und ich der Vernichtung rettungslos anheimfallen würde, hatte zwar noch kein einzelner Mann wieder irgend eine Bedeutung für mich erhalten, aber die Geſellſchaft und die Männer in ihr, und mein Erfolg bei ihnen, waren mir wieder wichtig geworden. Und weil ich glaubte, nie wieder einem ſtillen Glück begegnen zu können, wie das, welches ich an Leopold's Seite zu finden gehofft, fingen meine Wünſche an, ſich auf die belebten Kreiſe der großen Welt zu richten, und die Schilderungen der großen weltberühmten Salons, die Schilderungen der berühmten Frauen, um welche ſie ſich gebildet, beſchäftigten meine Phantaſie, und regten meinen Ehrgeiz auf, während meine Vernunft mir unabläſſig vorhielt, daß ſolche Wünſche für mich thöricht, daß ein Leben außerhalb der beſchränkten Verhältniſſe, in denen ich geboren war, für mich nicht möglich ſei.

Dazu hatte ich mich grade in jener Zeit, beſſer als früher, in die Art und Weiſe meiner Mutter

ſchicken lernen. In Folge unausgeſetzter Uebung waren alle häuslichen Verrichtungen mir geläufig geworden, und da man an jedem Dinge, das man recht zu machen verſteht, allmählich ſelbſt Freude gewinnt, ſo war das Hausweſen mir lieb und die Zufriedenheit der Eltern mir ein Lohn geworden, auf den ich ſtolz war. Ich hatte mich nun auch bereits gewöhnt, der kränkelnden Mutter mancherlei Unannehmlichkeiten, manchen Schreck, manche Beunruhigung zu erſparen, ſie in vielen Dingen zu vertreten, ohne ſie wie früher dadurch zu verletzen. Weil es mir aber ſchwer wurde, mir dieſe Art der Selbſtverläugnung, des ſchweigenden Thuns, anzueignen, ſo lohnte mir auch das Gefühl der Selbſtüberwindung, und das Heranwachſen meiner Geſchwiſter gab daneben meinem Leben neue Anhaltpunkte und erhöhten Reiz.

Mein älteſter Bruder, der Anfangs Theologie ſtudiren wollte, weil der Verkehr mit Leopold ihm eine Neigung dazu eingeflößt, hatte auf den Rath und Wunſch meines Vaters davon abgeſtanden, und ſich in die juriſtiſche Fakultät einſchreiben laſſen. Mein zweiter Bruder, deſſen Sinn auf Abentheuer ſtand, ſprach davon, zur See zu gehen, ſobald er ſein Studentenexamen, welches der Vater ihm nicht erlaſſen

wollte, beendet haben würde. Aber das Ungewiſſe und Gefährliche dieſes Lebensweges, das ihn reizte, ſchreckte die Eltern davon zurück, und es waren dann allein die Ueberredung und der Einfluß meiner Mutter welche ihn beſtimmten, ſeinen Wunſch aufzugeben und Mediziner zu werden. Die Möglichkeit, als ſolcher ſich überall einen Wirkungskreis bereiten, und als Arzt doch nach freiem Belieben die Welt ſehen zu können, ſöhnte ihn mit der Wahl dieſes Berufes aus, der ihm dann ſpäter lieb wurde, und in deſſen Ausübung er in Tiflis ſeinen frühen Tod fand, als er von Gruſien zurückkehrte, wohin er gegangen war, um die epidemiſchen Wechſelfieber zu beobachten.

Das Studentenleben der Brüder, ihr Verkehr mit ihren Genoſſen, brachten viel Abwechslung in das Haus. Wie der Vater uns Töchter unter ſtrenger Zucht hielt, ſo gewährte er den Söhnen, nun ſie in das Leben traten, viel Freiheit. Er verſorgte ſie nach ſeinen Mitteln reichlich mit Geld, er kontrollirte ſie wenig, und hatte ihnen geſagt: Ihr werdet vorausſichtlich, wie alle jungen Leute Thorheiten machen und dadurch in Verlegenheit gerathen. Befindet Ihr Euch in einer ſolchen, ſo wendet Euch nie an einen Fremden, ſondern an mich. Ich habe ſicherlich mehr guten

Willen, Euch zu helfen, als jeder Andere! — Und dies Uebereinkommen iſt, weil wir die Werttreue meines Vaters Alle kannten, von den Söhnen wie von dem Vater auch gehalten worden.

Was die Brüder an ſtudentenhaftem Treiben mitzumachen wünſchten, die bunten Trachten, die Commerſe und Gelage, es wurde ihnen frei geſtattet. Mein Vater räumte den Brüdern, die ohnehin zwei Stuben im Hauſe bewohnten, eine Zeitlang ſogar ein großes drittes Zimmer, das wir nicht benutzten und das leerſtand, als Fechtboden für ſie und ihr Kränzchen ein, weil — es ſie am Hauſe und an der Familie unmerklich feſthielt; und dieſe Vergünſtigung, die ſehr viel Unruhe und Laufen in das Haus brachte, wurde ihnen erſt entzogen, als ſie es ſich einmal beikommen ließen, ein Duell in unſerem Hauſe auszufechten.

Das Leben der Studenten war damals aber in Königsberg noch auffallend genug. Obſchon die Stadt gegen ſechzigtauſend Einwohner hatte, einen großen und wohlhabenden Kaufmannsſtand, alle großen Beamtenkollegien der Provinz, das Oberlandesgericht, das Tribunal, die Regierung und ein großes Militärkommando in ſich ſchloß, zählte doch das Häuflein der Studenten, wenngleich ihrer ſelten über fünfhundert auf der Uni-

verſität beiſammen waren, als etwas Bedeutendes mit. Man ließ ihnen Freiheiten, wie es ſonſt nur in den kleinen Städten zu geſchehen pflegte, welche von den Studenten leben; und weil viele angeſehene Königsberger Familien ihre Söhne unter ihnen hatten, blieb man mit ihrem Thun und Treiben in einem Zuſammenhange.

Ich habe einen Abriß des Verhältniſſes der Königsberger Studenten zu den Familien im Anfange meines Romanes „Wandlungen“ zu geben verſucht, und ich glaube, daß meine Schilderung für die eine Seite des dortigen Studentenlebens ein treues Bild iſt. Die andere Seite war aber unbeſchreiblich roh, und das Benehmen mancher Landsmannſchaften und mancher jungen Männer ſo gegen alle Sitte, daß es mir jetzt unbegreiflich ſcheint, wie dadurch nicht ein Vorurtheil gegen die Studenten im Allgemeinen hervorgerufen wurde.

Einzelne Figuren waren förmlich ein Schrecken der Bürger, und ich erinnere mich deutlich eines großen, ſehr wüſten Theologen aus Maſuren, der ein paar Jahre ehe meine Brüder die Univerſität bezogen, in Königsberg ſein Weſen trieb. Ueberall gewahrte man ſeine große, ungeſchlachte Geſtalt, ſeinen ſchmutzigen, weißen Flausrock, überall wußte man von ſeiner Roh-

heit, gegen welche Karzer und andere Strafen ſich unwirkſam bewieſen, überall tadelte man ihn, und ſchließlich lachte man über ſeine Streiche.

Einmal war in einer angeſehenen Kaufmannsfamilie, in welcher verſchiedene Studenten Zutritt hatten, ein Ball. Einen ſo wüſten Geſellen ſah man aber natürlich in dem Hauſe nicht, und er war alſo auch zu dem Balle nicht eingeladen. Dennoch erklärte und wettete er am Morgen, daß er Abends den Ball beſuchen werde, und zwar ſo wie er da ſtehe und gehe, im Flausrock, Lederhoſe und Kanonenſtiefeln. Am Abende, als die Geſellſchaft ſich verſammelte, ſtanden ſeine Freunde vor der Thür, um zu ſehen, ob ihr Commilitone ſich einſtellen werde. Indeß man tanzte eben bereits, ohne daß er gekommen war, und eben wollten die wartenden Studenten ſich entfernen, als Jener in der Straße erſchien, ſich vor dem Hauſe hinſtellte und mit ſtarkem Schwunge ſeine kurze Tabakspfeife durch das Mittelfenſter des Saales in denſelben hineinwarf. Dann ging er raſchen Schrittes in das Haus und in den Saal, in welchem der Schreck den Tanz unterbrochen hatte, ſagte, als man, ihm entgegentretend, nach ſeinem Begehren fragte: er komme, ſeine Pfeife zu holen, die ihm in das Fenſter geflogen ſei, und entfernte ſich, ehe

die Dienerſchaft beiſammen war, ihn fortzubringen. — Ein andermal wettete er, daß er ein ſchönes, junges Mädchen, die Tochter des erſten Geiſtlichen an der reformirten Kirche, am hellen Mittage über den Kirchplatz nach ihres Vaters Wohnung tragen würde, und auch dieſes Vorhaben führte er aus, freilich nicht, ohne das Eine wie das Andere im Karzer zu verbüßen.

Aehnliche Uebertreibungen kamen, wennſchon in geringerem Maaße, auch noch zu den Zeiten vor, in denen meine Brüder Studenten waren; aber den Studenten verzieh man, was man keinem andern Stande verziehen haben würde, und zog damit zum Theil jenen anmaßenden Kaſtengeiſt der Junker und der Beamten groß, der ſpäter in den Parteikämpfen unſeres Vaterlandes grade aus den Reihen der Studirten die heftigſten und rückſichtsloſeſten Gegner der Freiheit und der Gleichheit vor dem Geſetze geliefert hat.

Mein Vater, der einen ſehr ſtark ausgeprägten Bürgerſinn beſaß, verabſcheute dieſes Treiben entſchieden, und konnte, wenn er einmal die Studenten halbbetrunken von ihren Gelagen und Comitaten heimkehren ſah, oder wenn die in unſerer Nachbarſchaft wohnenden Studenten, auf den Fenſterbrettern des zweiten Stockes ſitzend, ihre Beine auf die Straße hinaushängen ließen und

Bier trinkend ihre Lieder ſangen, wohl ſpottend die Bemerkung machen: das ſind unſere künftigen Herren Prediger und Miniſter! — Dennoch ließ er die Brüder gewähren, ſo weit ſie gehen wollten.

Der Aelteſte war Student mit Leib und Seele, aber er blieb ſeiner Natur nach doch immer in den Schranken des Wohlanſtändigen, und mußte, als der zweite Bruder ein Jahr ſpäter die Univerſität bezog, bald für ihn eine vermittelnde und ausgleichende Rolle übernehmen, weil dieſer in dem Ungeſtüm ſeiner Kraft ſich außer dem Hauſe und in dem ſtudentiſchen Leben für die Zucht und den Zwang zu entſchädigen ſuchte, den das Familienleben Jedem auferlegt. Phantaſtiſch und zu Uebertreibungen geneigt, ließ er ſich einen feuerroth karrirten Rock machen, wo die Andern ſich mit irgend welchen farbigen Abzeichen begnügten. In Hemdeärmeln durch die Straßen zu gehen, wenn es warm war, ſah er als das Natürlichſte an. Galt es eine Wette, ſo fanden wir ihn eines Sonntages auf dem belebteſten Spaziergang der Stadt, ebenfalls in Hemdeärmeln, auf einem Eckſtein ſitzen und die vorübergehenden Bekannten ernſthaft um ein Almoſen anſprechend. Daneben gab es Händel mit Thorſchreibern, Nachtwächtern und Polizeiſoldaten, oder eine Prozeſſion, in der er

als Leidtragender voranging, während man ein paar todte Katzen zur Anatomie hintrug, und dazwiſchen Berichte die uns ängſtigten, wenn er bei einem Commers aus dem Fenſter eines oberen Geſchoſſes geſprungen war, um ſich, heiß und weinglühend, in dem Teiche vor dem Hauſe abzukühlen.

Der Vater wußte, ſah, erfuhr das Alles und ließ es geſchehen, aber er hatte es gern, wenn dergleichen Dinge in einer Weiſe mitgetheilt wurden, die ſein Einſchreiten nicht nöthig machte. Denn da der Tollkopf trotz ſeiner Wildheit die Collegia fleißig und pünktlich beſuchte, ſo mochte der Vater die Abſicht haben, dieſem Sohne durch die ihm geſtattete Freiheit die Scheu zu nehmen, welche die ſtrenge und falſche Behandlung ſeines Charakters in der erſten Kindheit ihm vor dem Vater eingeflößt hatte. Indeß die erſten Eindrücke, welche wir empfangen, ſind weit maßgebender als man glaubt. So wurde auch mein zweiter Bruder niemals frei dem Vater gegenüber, niemals ſelbſtherrlich in ſich ſelbſt. Er that, wozu ſeine Laune, ſein Temperament, ſein ganzes Naturell ihn trieben, aber er that es immer mit einem inneren Widerſtreben, er bereute es immer. Er übte das Verkehrteſte meiſt mit dem geheimen Gefühle aus, es zu thun, um

ſeine Freiheit damit kund zu geben und zu wahren, mit der geheimen Sorge, dafür zur Rechenſchaft gezogen zu werden. Er glich darin einer großen Maſſe von Menſchen, die ihre Thorheiten gleichſam Andern zu Liebe, das heißt im Hinblick auf den Tadel der Andern begehen, dem Trotz zu bieten ihrer inneren Unfreiheit als Heldenthat erſcheint. Wirklich freie Menſchen habe ich immer auch maßvoll und beſonnen, rückſichtsvoll für das Wohl und ſchonend für das Empfinden ihrer Umgebung gefunden.

Aber nicht allein das Zuſammenleben mit meinen Brüdern, auch die Entwickelung meiner Schweſtern wurde eine neue Quelle der Freude und des Intereſſes für mich, und je beſtimmter die Eigenartigkeit einer Jeden ſich von früh an ausſprach, um ſo mehr trugen ſie dazu bei, das Daſein im Hauſe vielgeſtaltig zu machen und zu beleben. Nun erſt, da man der größten Mühe um ihre körperliche Wartung enthoben war, nun, da ſelbſt die Jüngſten ſchon kleine Menſchen mit beſtimmten Gaben und Wünſchen waren, nun fing auch für uns ältere Geſchwiſter die Freude an den Kleinen an. Es erzieht aber den Menſchen Nichts ſo ſehr, als das Erziehen Anderer, es fördert Nichts ſo ſehr ſeine Einſicht, als das enge Zuſammenſein mit

Kindern. Die Gelaſſenheit und Schonung, die man mit ihrem Fortſchreiten und für ihre Eigenheiten haben muß, ſind eine gute Vorübung für jene Geduld, ohne welche man im Leben Nichts leiſten und Vieles zerſtören würde, wie andererſeits die einfache Güte der jüngeren Geſchwiſter uns oft beſchämte und von großer Wirkſamkeit auf uns Erwachſene war. Ich gedenke dabei eines ſpeciellen Falles. Mein jüngerer Bruder hatte einmal in einem Anfall von unbegründeter übler Laune unſere kleine, etwa ſechsjährige Schweſter geſcholten und ihr, was ſtreng verboten war, einen Schlag gegeben, ſo daß ſie weinend in die Kinderſtube gegangen war. Dem Bruder hatte das gleich leid gethan, aber er hatte es doch ſo hängen laſſen. Ein paar Stunden ſpäter, als das Kind ihn im Flur des Hauſes erblickte, lief es auf ihn zu, umarmte ihn und ſagte: ſei nicht böſe, daß ich Dich heute ſo geärgert habe!

Solche Züge der Güte und Liebenswürdigkeit waren dann nicht verloren, und es bildeten ſich in der Familie zwiſchen den einzelnen Geſchwiſtern beſondere Sympathien aus, die alle zuſammengehalten wurden durch das ſtarke Band der Liebe zu den Eltern, und durch das Streben, ihnen im Allgemeinen Ehre, im Einzelnen ſo viel Freude als möglich zu machen.

So abgezogen von mir ſelbſt durch Thätigkeit und Liebe für die Meinen, geſellig vielfach angeregt, allmählig an einen verhältnißmäßig weiten Verkehr mit Menſchen gewöhnt, hatte ich mein einundzwanzigſtes Jahr vollendet. Unſere Vermögenslage hatte ſich gebeſſert, ohne daß mein Vater darum ſorgenfrei oder die Nothwendigkeit ſtrenger häuslicher Oekonomie für uns geringer geworden wäre. Des Vaters Geſchäfte hatten ſich in einem Grade ausgedehnt, der ein großes Betriebskapital erforderte. Dieſes fehlte ihm, und ſei es, daß er es nicht für gerathen hielt, mit fremdem, erborgtem Kapital zu arbeiten, oder daß er ſich ein fremdes Kapital in dem Belange, wie er deſſen bedurfte, nicht zu ſchaffen vermochte, genug, er befand ſich durch viele Jahre in einem Mißverhältniß zwiſchen der Größe ſeiner Mittel und der Ausdehnung ſeines Geſchäftes. Obgleich ſein Erwerb recht groß war, obgleich er mit den zunehmenden Jahren auch die ſich ſteigernden Bedürfniſſe ſeiner Familie freigebig zu befriedigen und noch ein gewiſſes Vermögen dabei anzuſammeln vermochte, wußten wir den Vater doch, ohne daß er ſich darüber ausſprach, häufig in Geldverlegenheiten, erhielten wir doch fortdauernd die Mahnung, uns einzuſchränken, um dem Vater ſo wenig Sorge als möglich aufzubürden.

Um ſo überraſchender war es alſo für mich, als wenig Tage nach meinem einundzwanzigſten Geburtstage mein Vater mich in das Zimmer rief, in dem er ſich mit der Mutter befand, und mir die Frage vorlegte: was würdeſt Du davon denken, wenn ich Dich heute über vierzehn Tage mit mir nähme?

Es war nämlich ſchon ſeit dem Winter eine Reiſe meines Vaters behufs ſeiner Weineinkäufe am Rhein und am Neckar im Werke geweſen, und dieſe war in den letzten Wochen auf die Mitte des Aprilmonates feſtgeſetzt worden.

Es war die erſte ſo entfernte Reiſe, welche mein Vater unternahm, und damals waren die weſtlichen Grenzen Deutſchlands von Königsberg für die Vorſtellung weit entfernter, als jetzt. Ich ſelbſt hatte nie eine andere Stadt als Königsberg geſehen, und ihren Umkreis nur überſchritten, um hie und da einen Beſuch bei Bekannten im Seebade Kranz, fünf Meilen von der Stadt, zu machen. Denn als die Eltern mit den Brüdern und der mir nächſten Schweſter etwa ein Jahr vorher einmal einen Ausflug gemacht, um Frauenburg und ſeinen Dom, um Elbing und Marienburg mit ſeinem unvergleichlichen Schloſſe zu ſehen, war ich als die Aelteſte zu Hauſe geblieben, um den Haushalt und die

kleinen Geſchwiſter zu beſorgen. Aber ſchon damals hatte der Vater auf das Bedauern der Mutter, mich zurücklaſſen zu müſſen, tröſtend geſagt: ſei ruhig, liebe Mutter! Fanny ſoll einmal noch mehr von der Welt zu ſehen bekommen, als Ihr jetzt!

Indeß das Wort war keine Zuſage geweſen, und ſo oft ich auch, am Fenſter ſitzend, mir bei winterlichen Sonnenuntergängen den röthlich ſchimmernden Schnee der Dächer betrachtet und mir das Alpenglühen auf den Gletſchern vorgeſtellt, ſo oft ich mir Mignon's „Dahin, dahin!“ vordeklamirt, und ſo begeiſtert ich oftmals für mich in der Stille beim Nähen die Worte der Jungfrau von Orleans, von „der prächtig ſtrömenden Loire“ wiederholt hatte: auf eine Reiſe für mich zu hoffen, eine Reiſe mir ſo nahe zu glauben, war mir niemals eingefallen. Es lag weit hinaus über Alles, was ich ſelbſt von der Güte meiner Eltern erwarten konnte; es lag auch weit hinaus über die Anſprüche, welche man damals ſogar in den Kreiſen meiner wohlhabenderen Verwandten für die Töchter als berechtigt annahm, und ich wußte auf meines Vaters Frage auch Nichts zu ſagen, als ihn und die Mutter ſtrahlend vor Freude anzuſehen.

Und freudeſtrahlend waren wir Alle drei. Der

Vater in dem Bewußtſein, mir ein ſo unverhofftes Glück zu bereiten; die Mutter, deren ganze Liebesfülle und Anmuth in ſolchen Augenblicken hell hervortrat, in der Freude über mein glückliches Geſicht, und ich ſelbſt — ja mir war eigentlich zu Muthe, als ſolle ich nicht nur ein Stück von der Welt ſehen, ſondern als ſchenke der Vater mir die ganze Welt!

Und ein ſchön Stück Welt und Leben hat jene erſte Reiſe mir erſchloſſen, den Weg gebahnt hat ſie mir für alle Zukunft — wenn ſchon einen Weg, den weder mein Vater noch ich damals für mich im Auge haben konnten!

Im Hauſe begann nun reges Leben. Mein Vater ſchenkte mir vierunddreißig Thaler, meine Ausrüſtung zu beſtreiten. So viel hatte ich noch in meinem Leben nicht beſeſſen, und es dünkte mir, als laſſe ſich damit eine Garderobe herſtellen, die ſelbſt in der Fremde ſich ſehen laſſen könne. Indeß ein einfaches grünes Marcellinkleid, das erſte farbig-ſeidene Kleid meines Lebens, und dadurch eine wahre Errungenſchaft, ein anderes Sommerkleid, ein Reiſehut, ein paar Morgenhauben, deren Spitzen und roſa Bänder mir in meinen Augen einen unwiderſtehlich romantiſchen Anſtrich gaben, einige geſtickte Kragen und neue Schuhe, hatten mein koloſſales

Vermögen von vierunddreißig Thalern ſchnell erſchöpft, und zu Hauſe begann danach ein Nähen und Schneidern der neuen Herrlichkeiten, ein Aufputzen und Zurechtmachen des vorhandenen Alten, daß man kaum zu Athem kam.

Für meine Geſchwiſter war ich nun mit einemmale eine ganz neue Perſon geworden. Aber auch ſie betrachtete ich mit einer Art von Erſtaunen, weil ich ſie und die Mutter auf eine ungewiſſe Zeit verlaſſen ſollte. Daß „wir Kinder“, die wir uns immer nur als eine Einheit empfunden hatten, getrennt werden könnten, daß ich jetzt, jetzt gleich, fortgehen würde, war mir, nun es vor mir ſtand, eine völlig neue Vorſtellung, ſo oft ich früher auch an meine Verheirathung mit Leopold gedacht hatte. Alle Vorausſicht iſt farblos gegen die Gewalt der Wirklichkeit und Gegenwart.

Wir waren Alle unbeſchreiblich glücklich. Wir kamen uns ordentlich vornehmer vor als ſonſt, weil Eine von uns zum Vergnügen auf Reiſen ging, und doch weinten wir, Mathilde und ich, und ſelbſt die Brüder, ſo oft wir daran im Alleinſein dachten.

In der Familie gab es viel Rederei. Die kinderloſen Onkel und Tanten ſahen in dieſem Reiſeplane nur einen neuen Akt der Verwöhnung, die man mir

angedeihen ließ, bis ſie auf den Gedanken kamen, mein Vater habe die Ausſicht, mich irgend wo an irgend Jemanden zu verheirathen. Das lag in ihrem Geſichtskreiſe, ſie ſprachen es auch gegen mich aus, daß der Vater wohl „eine Partie“ für mich haben werde, und ermahnten mich dringend, nun endlich vom „hohen Pferde“ zu ſteigen, und wenn ein ordentlicher Mann mich haben wolle, vernünftig zu heirathen ohne groß an Liebe zu denken, die in der Ehe doch nicht wie im Brautſtande dauere. Man könne ſich ſeinen Mann nicht beſtellen und nicht malen, und wer wie ich fünf Schweſtern und kein Vermögen habe, der müſſe ſehen, daß er aus dem Hauſe und unter die Haube komme.

Vernünftig war das ſehr, nur war ich für dieſe Art von proſaiſcher Vernunft nicht eben ſehr empfänglich, und ſie hatte keine andere Wirkung auf mich, als mich in allen meinen Idealen zu beſtärken, und mich noch ſehnſüchtiger zu machen nach einer Lebensſphäre, in der ähnliche Gründe ſolcher Vernunft mir in ähnlicher Weiſe nicht ausgeſprochen werden konnten. Wie tauſendfach die Unbildung das feinere Empfinden kränkt, davon hat ſie zu ihrem großen Glücke meiſt keine Ahnung.

Meine Schul- und Jugendfreundinnen waren anderer Anſicht. Sie hatten nicht vergeſſen, daß unſer Lehrer

mich einmal »die Verfaſſerin« genannt, und ſie hatten auch meine ſchönen Polterabendgedichte nicht vergeſſen. Sie ſagten mir, mein Vater nähme mich mit, weil ich Schriftſtellerin werden ſollte! Wie außerordentlich dies gegen meines Vaters damalige Wünſche für mich war, oder wie das eigentlich angefangen werden würde, mich zur Schriftſtellerin zu machen, davon hatten ſie freilich ſo wenig als ich ſelbſt eine Ahnung.

Ich ſelbſt ſchwamm in einem wahren Meer von Wonne! Alles entzückte mich: die neuen Kleider und die Abſchiedsbeſuche, mein Koffer und die Liebe meiner Geſchwiſter, der Paß, auf dem mein Name neben dem des Vaters ſtand, und die unermüdliche Güte der Mutter, die immer neue Kleinigkeiten zu meiner Reiſeausſtattung hinzuzufügen befliſſen war. Von dem Oberflächigſten zu dem Innerlichſten ſchwankte ich hin und her; aber über Allem leuchtete das Licht der goldigſten Hoffnungen. Was ich erwartete — ich hätte es keinem Menſchen zu ſagen gewußt. Aber ich war voller Erwartung, und dieſer Zuſtand kommt dem reinen Glück am nächſten.

Im Fluge vergingen die Tage bis zu unſerer Abreiſe. Wie wir zu Hauſe Abſchied nahmen, wie wir nach der Poſt fuhren, das beſchreibt ſich nicht. Aber

eben ſo wenig beſchreiben ſich die Seligkeit und der Stolz, mit denen ich in dem Cabriolet der Schnellpoſt an des geliebten Vaters Seite durch die Straßen fuhr. Dies Vergnügen, alle die Bekannten zu grüßen! Dies Vergnügen, den grünen Schleier meines Strohhutes durch den hellen Morgen des ſechszehnten April hinflattern zu ſehen!

Und nun wieder Thränen, als ich die Mutter und die Brüder und all die guten Kinder weinend auf dem Wolme, und die Commis, die Küfer und die Arbeiter grüßend vor den Kellern ſtehen ſah! Und dann der Triumph, an den Häuſern der beiden Tanten vorbei zu fahren, die mich durchaus verheirathen wollten, und mir dabei zu ſagen: ich heirathe doch nicht, und niemals, wenn ich es nicht will!

Dann noch ein Blick auf den Pregel und ſeine Schiffe, auf die Häuſer der Vorſtadt, auf die alte Haberberger Kirche, auf die Pumpe mit dem kleinen geſchnitzten, bunt angemalten Figürchen des Hans von Sagan, des heldenmüthigen Schuſters, der einſt Königsberg gegen die Polen vertheidigt — und nun hinaus zum Thor, auf die lange, lange, unabſehbare Chauſſee — die überall hinführte!

Und ich hatte zum erſten Male Königsberg und das Vaterhaus verlaſſen.

Mein Vater gab mir die Hand. „Nun Fanny!“ ſagte er. Ich küßte ihm die Hand, und er ſelbſt führte mich hinaus in die Welt, hinaus in das Leben, das mich auf den weiteſten Wegen hinbringen ſollte, an ein mich beglückendes Ziel.